



Author **GOMPERZ**

Class Mark **5 PA 27 G6**

Book No. **000344635X**



**UNIVERSITY  
OF NOTTINGHAM  
LIBRARY**

60 0344635 X

UNIVERSITY OF NOTTINGHAM

WITHDRAWN

FROM THE LIBRARY





# HELLENIKA

Eine Auswahl  
philologischer und philosophiegeschichtlicher  
kleiner Schriften

Von

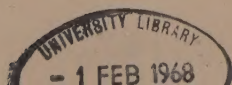
THEODOR GOMPERZ

Zweiter Band

Mit einer Tafel



LEIPZIG  
VERLAG VON VEIT & COMP.  
1912



X760417724

Alle Rechte vorbehalten.

344635

XE  
7  
G

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

67/681

# Inhalt.

## Erste Hauptabteilung.

### IV. Herodot und sein Geschichtswerk.

	Seite
14. Herodoteische Studien I. (1883) . . . . .	3
15. Herodoteische Studien II. (1883) . . . . .	46
16. Über den Abschluß des herodoteischen Geschichtswerkes. (1886)	141
17. Hérodote et Sophocle. (1898) . . . . .	169
18. Zu Herodot II, 16. (1908) . . . . .	175

### V. Zu griechischen Inschriften, insbesondere poetischen Inhalts.

19. Epigrammata graeca ex lapidibus conlecta edidit Georgius Kaibel. (1878) . . . . .	179
20. Ein Weihgedicht aus Dodona. (1881) . . . . .	196
21. Eine archaische Inschrift. (1882) . . . . .	200
22. Zu griechischen Inschriften. (1883) . . . . .	205
23. Zu attischen Grabepigrammen. (1886) . . . . .	207
24. Zu den neu entdeckten Grabinschriften der jüdischen Kata- komben nächst der Via Appia. (1886) . . . . .	209
25. Zu griechischen Inschriften. (1887) . . . . .	211
26. Ein Grabepigramm aus Lydien. (1887) . . . . .	214

### VI. Miscellanea.

27. Zu den griechischen Kriegsschriftstellern. (1868) . . . . .	219
28. Zu E. Millers Mélanges de littérature grecque. (1871) . . .	223
29. Marginalien. (1877) . . . . .	228
30. Choriciana. (1878) . . . . .	233
31. Kritische Bemerkungen. (1880) . . . . .	239
32. Zu Cicero. (1880) . . . . .	265
33. Une Dizaine de Notes Critiques. (1884) . . . . .	266
34. Aus der Hekale des Kallimachos. (1893/7) . . . . .	273
35. War Archimedes von königlichem Geblüte? (1908) . . . .	302
36. Zu Arnobius. (1908) . . . . .	304
37. Zu Kallimachos. (1910) . . . . .	308

	Seite
38. Zu Kallimachos. (1910) . . . . .	311
39. Zu Maximos Tyrios. (1910) . . . . .	313
40. Die hippokratische Frage und der Ausgangspunkt ihrer Lösung. (1911) . . . . .	324

### Anhang.

#### Kleine Anzeigen.

Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk von der Burg und W. Heinzel). (1888) . . . . .	357
Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder. Vol. I. (1887) . .	362
Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder. Vol. II. (1888) . .	364
Otto Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis Theogoniis quaestiones criticae. (1888) . . . . .	367
Alois Rzach, Kritische Studien zu den sibyllinischen Orakeln. <i>Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί</i> . Oracula Sibyllina, recens. Aloisius Rzach. (1891) . . . . .	369
Albrecht Dieterich, De hymnis Orphicis capitula quinque. (1892) . . . . .	373
Nachträge . . . . .	375
Berichtigungen . . . . .	376



## Erste Hauptabteilung.

### IV.

## Herodot und sein Geschichtswerk.



## 14. Herodoteische Studien I.<sup>1</sup>

### 1.

#### Die Frage nach dem Abschluß des herodoteischen Geschichtswerkes.

Herodot beginnt sein Werk mit einer Ankündigung, <sup>3</sup> deren Wortverstand zwar zumeist richtig aufgefaßt, deren <sup>[141]</sup> Tragweite jedoch kaum nach Gebühr gewürdigt worden ist. Er will — so sagt er uns — „was von Menschen geschehen ist“ der Vergessenheit entreißen und gleichzeitig verhindern, daß „große und wunderwürdige Taten, welche Griechen sowohl als Nicht-Griechen vollbracht haben, des ihnen gebührenden Ruhmes verlustig gehen“. Er will — dies ist augenscheinlich der Sinn seiner Worte — einerseits das Andenken der geschichtlichen Vergangenheit überhaupt erhalten, dieselbe vor pietätloser Nichtachtung und Geringschätzung bewahren helfen, andererseits der Mit- und Nachwelt hohe Vor- und Musterbilder, Gegenstände der Nachahmung und Nacheiferung vor Augen halten. Er will, mit einem Worte, nicht nur belehren, sondern zugleich erheben und erbauen. Darum und nur darum stellt er neben das allgemeine Objekt seiner Geschichtsdarstellung „τὰ ἐξ ἀνθρώπων γινόμενα“ noch das besondere, die „ἔργα μεγάλα τε καὶ θαυμαστά“ — die „*hauts faits et gestes merveilleux*“, wie Paul Louis Courier, die „großen Wundertaten“, wie

<sup>1</sup> Wien 1883, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Friedrich Lange, die „*great and wonderful actions*“, wie George Rawlinson übersetzt.<sup>1</sup>

<sup>4</sup>  
[142] Wäre man sich dieser Doppelabsicht des Vaters der Geschichte allezeit vollständig bewußt geblieben, schwerlich hätte die Ansicht, sein Werk liege uns in unvollendeter Gestalt vor, so weite Verbreitung gewinnen können. Mir erscheint diese Meinung, wie ich schon vor geraumer Zeit erklärt habe (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), als völlig grundlos, nicht nur in jener weiteren Fassung, nach welcher „die ursprüngliche Disposition . . nicht zur Ausführung“ gelangt und „das ganze, großartig angelegte Werk . . ein Torso“ geblieben ist (Kirchhoff, Über die Entstehungszeit<sup>2</sup> usw., 27), sondern auch in jener Einschränkung, mit welcher Rawlinson dieselbe vorträgt: der Geschichtschreiber habe zwar das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel seiner Erzählung erreicht, jedoch sein Werk nicht zu einem äußerlichen Abschlusse gebracht (I<sup>3</sup>, 33 und 114). Sprechen wir von der erstgenannten Hypothese zuerst.

Herodot würde — so meint Dahlmann — „auch Kimons Züge, den großen ägyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte“ (Herodot, aus seinem Buche sein Leben, S. 137—138). Und Adolf Kirchhoff ist der Überzeugung, „daß es das Vor-

<sup>1</sup> Heinrich Steins Wiedergabe der „ἔργα“ durch „Werke“, „dauernde Denkmäler“ (s. seine Übersetzung und kommentierte Ausgabe) richtet sich selbst. Denn weder spielt die Schilderung der Bau- und sonstigen Kunstdenkmale in unserem Geschichtswerke eine derartige Rolle, daß sie an so hervorragender Stelle erwähnt werden durfte, noch konnte ein Hauptabsehen des Historikers dahin gehen, Dinge zu verherrlichen, die ihre Herrlichkeit laut genug selbst verkünden und mithin seines Heroldsamtes am ehesten entraten mochten. Will man das Sinnwidrige dieser Auslegung und Übertragung gleichsam mit Händen greifen, so braucht man bloß an die Stelle des Genus eine oder die andere der Spezies zu setzen, also etwa: „Herodot von Halikarnass hat dies erkundet und aufgezeichnet, damit weder was von Menschen geschehen mit der Zeit verklinge, noch auch — die ägyptischen Pyramiden, die Tempel von Theben usw. ihres Ruhmes verlustig gehen.“ [Anders urteilt Diels Hermes XXII, 440, Anm. 1.]



haben Herodots war“ (an dessen Ausführung ihn vielleicht nicht sowohl der Tod, als „die trüben Erfahrungen gleich der ersten“ Jahre des peloponnesischen Krieges gehindert haben), „die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimons herabzuführen und diese Darstellung in eine Verherrlichung Athens und seines großen Staatsmannes auslaufen zu lassen“ (a. a. O., S. 28). Woraus erschließt man<sup>5</sup> [143] diese Absichten des Historikers? Doch wohl nur aus der Tatsache, daß er Griechenland im Kampfe mit Persien schildert, indem man nunmehr meint, er müsse, was er also begonnen, bis zum letzten Ende haben durchführen wollen. Allein dies heißt, unseres Erachtens, die tiefste Eigentümlichkeit herodoteischer Geschichtsdarstellung, die Tendenzen, von welchen sie getragen, die Antriebe, aus denen sie entsprungen ist, vollständig mißverstehen. Zwei dieser Impulse haben wir kennen gelernt. Zu ihnen gesellen, mit ihnen verschwistern sich andere, deren das knappe Vorwort keine Erwähnung tut. Denn gleichwie dieses in betreff des ersten Hauptzweckes, der Befriedigung berechtigter Wißbegier, nur auf historische „Geschehnisse“ oder Begebenheiten Bezug nimmt, hingegen der Zustände der Völker, ihrer Sitten und Bräuche, ihrer Verteilung und ihrer Wohnsitze, kurz des ganzen im Verlaufe des Werkes so reich entfalteten ethnographisch-geographischen Hintergrundes mit keinem Worte gedenkt, so müssen wir uns auch den zweiten — den ethischen — Hauptantrieb durch mannigfache andere Einflüsse verstärkt, beschränkt, individuell ausgestaltet denken. Herodot ist nicht nur ein für alles Große und Erhabene im höchsten Maße empfänglicher Mensch, er ist auch Grieche, und zwar ein trotz seiner beispiellosen Gerechtigkeit gegen Barbaren<sup>1</sup> national und ungeachtet seiner ausgesprochenen<sup>6</sup> [144]

<sup>1</sup> Kein Grieche war jemals freier von Rassenhochmut und nationalem Dünkel als Herodot. Schweres Unrecht erweist man ihm, wenn man mit Bernays (Phokion, S. 25) annimmt, er erwähne die phönikische Abkunft des Thales (I, 170), um ihm dieselbe vorzuwerfen. Man muß fürwahr überscharf sehen, um aus einem Satze, welcher das unum-

Vorliebe für Athen panhellenisch gesinnter Griechen; er ist ferner ein warmer Volks- und Freiheitsfreund, der die asiatische Gewalt- und Willkürherrschaft aus dem Grunde seiner Seele verabscheut; er ist endlich eine gläubige und tiefreligiöse Natur, welche in der Niederlage des übermütigen Nationalfeindes ein göttliches Strafgericht erblickt. Der Zusammenfluß all dieser Motive hat es bewirkt, daß er zum Ziel- und Kernpunkt seines unerhört großartig angelegten Weltgemäldes nicht irgendwelche andere „Großtaten“, sondern den heroischen Kampf seines Volkes mit der persischen Übermacht erhob. Darum fließt der Strom seiner Erzählung, der in den früheren Büchern so häufig stockt, sich in Episoden wie in Nebenarme spaltet und zu weitläufigen zuständlichen Schilderungen wie zu Landseen verbreitert, in den letzten drei Büchern mächtig und ungeteilt dahin — daher die Fülle der Vorzeichen und Traumgesichte, der Reichtum an tief sinnigen Aussprüchen und an ergreifenden Einzel-

wundenste Lob des großen Milesiers enthält (*χρησιτὴ δὲ* [sc. *γνώμη*] *καὶ . . . Θάλεω ἀνδρὸς Μιλησίου ἐγένετο*; man beachte auch die Zusammenstellung mit Bias: *οὗτοι μὲν δὴ σφι γνώμας κτε.*), zugleich eine „genealogische Malice“ herauszulesen. Birgt jene Zwischenbemerkung (*τὸ ἀνέκαθεν γένος ἑόντος Φοίνικος*) in der Tat eine polemische Spitze, so kann sich diese nur gegen die Zwölf-Städte-Jonier richten, welche der Halikarnassier ja auch ein anderes Mal (ihrer nationalen Exklusivität wegen) scharf aufs Korn nimmt (I, 146). Dann würde jener Hinweis etwa besagen sollen: erst ein Mann von fremdländischer Herkunft mußte den Joniern einen Rat erteilen, der sie zu retten vermocht hätte, wären sie anders weitsichtig und großherzig genug gewesen, ihn anzunehmen. — War übrigens Herodot selbst von jeder Beimischung fremden Blutes frei? Man möchte es bezweifeln, wenn man sich des unzweifelhaft karischen Namens seines Oheims Panyassis erinnert (vgl. die Zusammenstellung der gleichartigen Namen Bull. de corr. hell. IV, 318 und VI, 193, auch A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 112, Anm. 1). Beiläufig sei bemerkt, daß der alten, jüngst mit allzu weitgehendem Skeptizismus angefochtenen Tradition über Herodots Familie neuerlich eine nicht unerhebliche Stütze erwachsen ist durch das Auftauchen des Namens *Lyxes* (so hieß nach Suidas der Vater des Historikers) auf einer halikarnassischen Inschrift (Bull. de corr. hell. VI, 192). [Auch diesen Namen erklärt Diels für einen karischen, Archiv f. Gesch. der Philosophie II, 169.]

szenen, welche der riesengroßen, der schicksalsschweren Entscheidung vorangehen. Mit vollstem Rechte nennt einer der wenigen Herodot ebenbürtigen Geschichtschreiber, welche die Welt gesehen hat, den Zug des Xerxes „und die endgültige Niederlage seiner Streitkräfte“ nicht nur „das ausschließliche Thema der drei letzten Bücher“, sondern „den Hauptgegenstand des ganzen Werkes“, die Vollendung von Herodots historischem Plane“, („the consummation of his historical scheme“ Grote, Hist. of Greece, V<sup>2</sup>, 7). Und in der Tat, der Höhepunkt der Wirkung ist erreicht, ein nicht mehr zu überbietender Eindruck ist hervorgebracht, der Vorhang rauscht nieder — und nun sollten wir annehmen dürfen, daß es die eigentliche, nur durch zufällige Umstände vereitelte Absicht des gewaltigen Künstlers war, der markerschütternden Tragödie ein Nachspiel folgen <sup>7</sup> [145] zu lassen, das zum allermindesten den Effekt nicht zu steigern vermocht hätte und darum allein schon ihn notwendig abschwächen mußte? Allein dies ist nicht alles. Nicht nur hatte unser Historiker, der ja keineswegs gleich Thukydides zum Behuf pragmatisch-politischer Belehrung Geschichte schrieb,<sup>1</sup> keinerlei Grund über diesen Punkt hinauszuschreiten; er hatte die allerstärksten Gründe, eben hier Halt zu machen. Hätte er doch — und dies scheint bisher nicht erwogen zu sein — nicht die Ereignisse der nächsten Monate erzählen können, ohne den Lorbeerkranz des Siegers von Plataä Blatt für Blatt zu zerpflücken; hätte er doch nicht die Vorgänge des folgenden Jahres schildern können, ohne mit der athe-nischen Mauerbau-Angelegenheit den ersten Anlaß oder doch die früheste Äußerung jenes Zwiespalts der beiden Großstaaten zu berühren, welchen der panhellenische Patriot als den Fluch seines Zeitalters empfinden mußte und dem das erhebende Gegenbild griechischer Einigkeit und griechischer

<sup>1</sup> Hätte man doch immer Otfried Müllers goldene Worte beherzigt: „Herodot ist wirklich ebensosehr ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist . . . Das bloße Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe“ (Geschichte der griech. Literatur I<sup>2</sup>, 492—493).

Größe entgegenzuhalten eine der Hauptaufgaben seines Lebens gewesen ist. Und endlich: sieht die eingangs in den Nebel der Urzeit tauchende Darstellung etwa so aus, als ob sie in eine „Geschichte der neuesten Zeit“ ausmünden, in einer ganz eigentlich „zeitgenössischen Geschichte“ ihren Abschluß finden sollte? Erforderte eine solche nicht eine wesentlich andere, eine minder poetische und mehr staatsmännische Anlage, als es diejenige Herodots war? Konnte seine Neigung zu novellistischer Färbung, zu theologischer Motivierung auf diesem Felde ausreichende Nahrung und Befriedigung finden? Oder war es seinem Genius nicht ungleich gemäßer, nur solche Stoffe zu behandeln, über welche der Duft der Sage sich zu lagern zum mindesten bereits begonnen hatte?

Daß jedoch das Werk wenigstens nicht zu einem äußerlichen Abschluß gediehen sei, dies soll angeblich „schon aus dem plötzlichen und unbefriedigenden Ende“ (Stein, S. XLV),  
 8 aus der „Ungeschicklichkeit des Schlusses und dem jähen  
 [146] Abbruch der Erzählung“ („*the awkwardness and abruptness of its close*“, Rawlinson, a. a. O.) unwidersprechlich hervorgehen. Es trifft sich glücklich, daß wir hier wenigstens zwei unserer Gegner als Zeugen wider die von ihnen vertretene These anrufen können. Denn ebenderselbe Rawlinson, der sich in der Einleitung zu seiner Herodot-Übersetzung in der angeführten Weise ausspricht, kann sich in seiner letzten Anmerkung (IV<sup>3</sup>, 466) des Eindrucks nicht erwehren, daß das Gesamtwerk „geschichtlich sowohl als künstlerisch“ wohl abgeschlossen sei: „geschichtlich, denn die Handlung endigt mit der siegreichen Heimkehr der athenischen Flotte von der Kreuzfahrt, in welcher sie die letzten Überreste des Angreifers vernichtet und durch die Einnahme von Sestos den Schlüssel ihres Kontinents, der sich nach allen Niederlagen des Feindes noch in seinen Händen befand, zurückgewonnen hatte; künstlerisch, indem das Ende durch das Schlußkapitel wieder an den Anfang geknüpft, . . . der Grundton der ganzen Erzählung von neuem angeschlagen und auf ihre Moral hingewiesen wird, daß der Sieg nämlich



den kraftvollen Insassen rauher Berglande gehört“ (wer denkt hier nicht an das Kernwort: *τῇ Ἑλλάδι πενίη μὲν αἰεὶ κοτε σύντροφός ἐστι* VII, 102?), „die Niederlage den verweichlichten Bewohnern fruchtbarer Ebenen, welche ihrer alten kriegerischen Sitten vergessen und in Trägheit und Üppigkeit versinken“. <sup>1</sup> Und wenig anders, freilich nicht minder sich selber widersprechend, urteilt Otfried Müller (Gr. Lit.-Gesch. I<sup>2</sup>, 490): „Obgleich das Werk unvollendet ist, schließt es doch mit einem Gedanken, der nicht <sup>9</sup> [147] ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, daß, wie der große Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe.“ Doch es fehlt nicht an anderen, ganz ebenso deutlichen Anzeichen, welche darauf hinweisen, daß Herodot an eben dieser Stelle sein Lebenswerk beenden und beschließen wollte. Wenn irgend etwas das Hochgefühl, mit welchem der Grieche von den wunderbaren Siegen seines Volkes las, zu steigern, seine Freiheitsliebe zu entflammen, die Freude an den staatlichen Einrichtungen seiner Heimat zu erhöhen vermochte, so war dies die Einsicht in die zerrüttenden Wirkungen, welche der schrankenlose Despotismus seines Gegners bis in den innersten Familienkreis des Herrschers hinein zu üben geeignet war. Und da sollte es

---

<sup>1</sup> Ein neckischer Zufall hat es so gefügt, daß der Vorwurf der Inkonsequenz, welcher hier Rawlinson mit Recht trifft, von eben diesem gegen Dahlmann erhoben wird — auf Grund der unrichtigen Wiedergabe einiger deutschen Worte durch einen englischen Übersetzer. Dahlmann schrieb nämlich (a. a. O., S. 138): „Die Alexandriner teilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden; seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk.“ In der englischen Übertragung fehlt jedoch das Wörtchen „seitdem“, und „gilt“ wird mit „*has all the value*“ übersetzt! S. Rawlinson I, 114, wo man übrigens eine Reihe der treffendsten Bemerkungen über den Plan und Umfang des herodoteischen Werkes findet, eine Anzahl weiterer Beweisgründe gegen die Dahlmann-Kirchhoffsche Ansicht, die wir vollinhaltlich billigen, jedoch aus Scheu vor übermäßiger Breite nicht ausdrücklich wiederholen.

ein Zufall sein, daß dem hellen Glanze von Salamis und Artemision, von Mykale und Platäa in den Wirren und Greueln am persischen Hofe eine Folie gegenübertritt, wie sie dunkler nicht gedacht werden kann? Zufall sollte es sein, daß uns gerade in einigen der letzten Abschnitte (IX, 108—113) der Einblick in jenes Pandämonium tobender Leidenschaften gewährt wird, denen kein göttliches oder menschliches Gesetz, kein verwandtschaftliches Band, selbst nicht das geschwisterliche oder das elterliche, Zaum und Zügel anlegt — ein Kreis, in dessen Mitte Xerxes, ein echter „Purpurgeborner“, durch den knabenhaften Unbestand seiner Begierden noch mehr die Verachtung als durch deren Maßlosigkeit den Unwillen herausfordert? Und ganz ebensowenig wird es zufällig sein, daß der in den Eingangskapiteln ausgesprochene Gedanke von dem uralten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland hier wieder aufgenommen (IX, 116 greift unmittelbar auf I, 4 zurück) und durch die Erinnerung an Protesilaos (den ersten Griechen, der in feindlicher Absicht asiatischen Boden betrat!) nachdrücklich aufgefrischt wird, daß an der Begräbnisstätte eben dieses Heros ein Perser sich versündigt und dafür entsetzliche Strafe erleiden muß. Wie ein leuchtendes Symbol der vollendeten Befreiung Europas von der drohenden Fremdherrschaft endlich — und dies ist das eigentlichste Thema des ganzen Werkes — erscheint das in den letzten Worten der Geschichtserzählung<sup>1</sup> (IX, 121) erwähnte Weihgeschenk, das die rückkehrenden Athener in die heimischen Heiligtümer mitbringen, die Tane von den Brücken, welche der Eroberer geschlagen hatte um die okzidentalische Griechenwelt unter sein Joch zu beugen!

<sup>1</sup> Es folgt nur mehr das Sätzchen: „und in diesem Jahre“ (es ist das Jahr der Siege von Platäa und Mykale!) „begab sich nichts Weiteres“, worauf das Werk mit dem scheinbar absichtslos und darum nur um so kunstvoller angeknüpften Ratschlag des Artembares und der vielsagenden Antwort des Cyrus wie mit einer sinnvollen Gnome abschließt. Wie man hier von „plötzlichem Abbruch“, von „Ungeschicklichkeit“ usw. sprechen kann, ist mir schwer verständlich.

Allein warum — so mag man uns entgegenen — hat Herodot den Schluß seines Werkes nicht ausdrücklich und unzweideutig als solchen bezeichnet? Ich antworte mit einer Gegenfrage: Warum ist das Proömium so überaus wortkarg? Warum ist es zugleich so knapp und so vieldeutig? Warum verrät es von des Autors Absichten so wenig, von Inhalt und Aufbau des Werkes so gut als gar nichts? Warum sagt es uns nicht mit dürrer Worten: Ihr werdet die Erzählung der griechischen Freiheitskriege vernehmen und zugleich das Wissenswürdigste aus der Natur- und Völkerkunde, aus der Erdbeschreibung und der Geschichte der Vorzeit? Warum gedenkt der Geschichtschreiber ebendort mit keinem Sterbenswörtchen seiner persönlichen Umstände, seiner langjährigen und mühevollen Vorbereitungen, seiner Studien und Reisen? Warum versagt er es sich, auch nur den bedeutsamen Ausspruch über den „Wechsel alles Irdischen“, den er Kapitel 5 vorbringt, wie einen Lock- und Weckruf an die Spitze des Buches zu stellen? Warum taucht er unverweilt in seinem Stoffe unter, um nur gelegentlich und immer nur für Augenblicke aus demselben emporzutauchen? Warum legt er seine weitreichendsten Gedanken fast durchwegs den Personen seiner Erzählung in den Mund und verschwindet hinter diesen so schleunig und nahezu so vollständig, wie Aristoteles dies von dem epischen Dichter verlangt? Man nenne dies alles wie man wolle: „edle Selbstvergessenheit“, strengen und vornehmen Kunststil, schriftstellerische Keuschheit, antike Naivetät, künstlerische Objektivität, Scheu vor platter Überdeutlichkeit; nur vergesse man nicht, daß unser Autor in diesem Betracht genau so verfährt wie viele andere und nicht die mindest hervorragenden unter seinen Zeit- und Volksgenossen. An die epische Dichtung haben wir bereits erinnert; aber auch ein Pindar und ein Sophokles unterlassen es gar häufig, die inneren Bezüge zwischen verschiedenen Teilen einer Ode oder eines Strophenpaares durch wegweisende Winke klarzulegen: sie heischen die tätige Mitarbeit des Lesers. Und in wie hohem Maße dies bei Platon der Fall ist, der an individueller Selbstentäußerung noch über

unseren Geschichtschreiber hinausgeht, dies weiß nachgerade jedermann.

Dabei wird es denn hoffentlich wohl sein Bewenden haben. Die Worte: „und sie zogen es vor, ein kärgliches Land als Herren zu bewohnen, statt im Besitz eines fruchtbaren Saatgefeldes anderen zu dienen“, bilden den echten und rechten Schluß des herodoteischen Geschichtswerkes. Die Mutmaßung, der Halikarnassier habe jemals eine Fortsetzung desselben bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges herab, oder bis zu Kimons Tod, oder auch nur bis zur Schlacht am Eurymedon geplant, ist nicht nur eine unerweisliche, es ist eine dem Inhalt der Schlußkapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers gleich sehr widerstreitende Annahme.

## 2.

### Über das Wertverhältnis der Handschriften, insbesondere des Codex Vindobonensis, des Sancroftianus und des Vaticanus (123).

Kaum in betreff eines anderen Schriftstellers des Altertums schwankt das Urteil über die handschriftliche Grundlage so sehr als bei Herodot. Fast jeder neue Herausgeber bringt hier eine besondere Ansicht zu Markte, wenn er nicht gar (wie dies bei Heinrich Stein der Fall ist) im Laufe der Jahre deren zwei, einander schaurstracks widersprechende zutage fördert. Wenn ich hier von neuem auf diese Frage eingehe, so geschieht dies nicht, weil ich das Urteil, das ich vor bald einem Vierteljahrhundert geäußert habe (Zeitschr. f. österr. Gymn., 1859, S. 811, vgl. S. 824ff.), irgendwie zu modifizieren mich veranlaßt sehe.

<sup>12</sup>  
[150] Ich halte noch heute wie ehemals daran fest, daß die durch den Sancroftianus, den Vindobonensis, den Codex des Lorenzo Valla und (wie wir seither durch Steins Mitteilungen erfahren haben) auch durch den Vaticanus und Urbinas, gleichwie durch mehrere andere von Abicht und Stein namhaft gemachte, aber bisher nicht genauer bekannt gewordene



Codices vertretene Handschriftenklasse die treuere Bewahrerin der Überlieferung ist — die treuere insofern, als sie trotz zahlreicher Lücken und Buchstabenfehler, trotz des mehrfachen Eindringens von Glossemen in den Text und ungeachtet der bekannten Kürzungen im ersten Buche doch im großen und ganzen von willkürlichen Eingriffen ungleich freier ist als die andere Familie. Verdunkelt ward dieser Sachverhalt — für welchen es vorläufig genügt, auf die klassische Stelle V, 91 (vgl. a. a. O., S. 826, und Cobet in *Variae lectiones*, p. 419) zu verweisen — durch den Umstand, daß jene andere, vornehmlich durch den Mediceus, den Florentinus oder Schellersheimianus und den Passioneus vertretene Familie in weitaus älteren und daher von absichtslosen Irrungen freieren Exemplaren vor uns liegt; und weiters ward der also erzeugte falsche Eindruck noch durch andere Tatsachen, von denen sogleich die Rede sein soll, erheblich verstärkt. Auf diese Fragen in ihrem vollen Umfange einzugehen versage ich mir aus mehreren Gründen, hauptsächlich darum, weil Cobet kürzlich die Stein-Abichtsche These von der Superiorität der Handschriftenklasse, die ich fortan die zweite nennen will, in umfassendster Weise zu bekämpfen unternommen hat und weitere Erörterungen über diesen Gegenstand in Aussicht stellt (*Mnemos. N. S. X*, p. 400 sqq.).<sup>1</sup> Gleichzeitig ist jedoch der holländische Kritiker in einen Irrtum verfallen, den die unvollkommene Beschaffenheit des Steinschen Apparates erzeugt hat und welchen ungesäumt zu berichtigen ich mich berufen glaube. Er nennt den Vaticanus 123 (Steins R) den „besten und ältesten“ Vertreter der von ihm gleichwie von mir bevorzugten Handschriften-Familie („*optimum omnium et antiquius ceteris . . . exemplum*“, a. a. O., p. 405). Er folgt hierbei nicht nur der ausdrücklichen Behauptung Steins (angeführt ebend. p. 403), sondern er zieht auch aus des letzteren Einzelangaben dasjenige Fazit, welches sich aus ihnen mit Notwendigkeit ergeben mußte.

<sup>1</sup> Einen neuen Bundesgenossen in diesem Streit vermag ich eben noch in einer Korrektur-Note zu begrüßen: M. Wehrmann, *de herodotei codicis romani auctoritate* (Halle, Dezember 1882).

Allein jene Behauptung ist falsch und diese Angaben sind unvollständig. Was das Alter der Handschrift betrifft, die Stein selbst dem 14. Jahrhundert zuweist (p. XI), so sei zunächst nur daran erinnert, daß die augenscheinlich und anerkanntermaßen zu derselben Familie gehörige Wiener Handschrift von demselben Stein gleichfalls dem 14. Jahrhundert zugesprochen wird (p. XIV). Was aber die Güte des Codex und seine Rangordnung innerhalb seiner Sippe anlangt, so muß der Leser der Steinschen Ausgabe dieselbe aus Angaben erschließen, deren Methode ich — trotz meines lebhaften Wunsches, jeden ungerechten oder auch nur herben Ausdruck zu vermeiden — nicht anders als ungehenerlich nennen kann. Es wird nämlich R an geradezu zahllosen Stellen als die alleinige Quelle von Varianten genannt, die sich völlig identisch auch im S(ancroftianus) und V(indobonensis) (in beiden oder in einem derselben) und fast sicherlich auch in andern Vertretern derselben Klasse vorfinden. Und nicht nur indirekt wird hierdurch der falsche Eindruck von der außerordentlichen Superiorität der vatikanischen Handschrift erzeugt, der Cobet zu dem Ausspruch verleitete, „alle anderen Handschriften“ (d. h. sämtliche Herodot-Codices außer Steins A, B als Vertreter der einen und R als Repräsentant der andern Klasse) seien wert ins Feuer geworfen zu werden (a. a. O., p. 400); auch ganz unmittelbar, nicht mehr durch bloßes Stillschweigen über die gleichartigen Lesarten der verwandten Handschriften, sondern durch ein ausdrückliches „*ceteri*“ oder „*reliqui*“ wird die Ausschließlichkeit jener Lesungen geradezu versichert! Ich schlage fast aufs Geratewohl ein Blatt der Steinschen Ausgabe auf (I, 250—251) und merke von falschen Angaben der zweiten Art (denn jene der ersten Kategorie aufzählen wollen, hieße so ziemlich jede zweite oder dritte Variante berichtigen) die folgenden an: Zu II, 174, 4 bemerkt Stein: „καὶ ἡλίσκετο Valckenaer: καταλίσκετο R, κατηλίσκετο *ceteri*“. In Wahrheit findet sich καταλίσκετο auch in S(ancroftianus) und V(indobonensis)! — Zu 175, 6: „καὶ ἀχθόμενον R: καταχθόμενος z, [152] καταχθόμενον *ceteri*“. R's Lesart wird ebenso von SV dar-

geboten! — Zu 177, 24: „ $\tau\epsilon$  Rz:  $\tau\delta\epsilon$  P,  $\delta\epsilon$  *reliqui*“. Mit Rz stimmt auch diesmal SV vollständig überein. — Ich suche nach Argumenten, welche irgendwie zur Erklärung oder Entschuldigung dieses monströsen Verfahrens dienen können, und ich glaube deren zwei zu entdecken. Einmal dürfte Herr Stein uns erwidern, daß er ja selbst (Praef. p. XIV) den Leser darauf vorbereitet habe, die Varianten der geringeren Handschriften (oder jener, die er als solche ansieht) nur gelegentlich und aushilfsweise erwähnt zu finden. Uns erscheint solch ein Vorgang überhaupt als unstatthaft, denn Mitteilungen von so sporadischer Art, daß sie uns keinerlei Einblick in die „indoles“ einer Handschrift eröffnen, sind schlimmer als nutzlos; F. W. Wolfs Wort von den „*surda oracula nisi constanter consulentibus*“ darf wohl noch nicht als veraltet gelten. Doch man denke darüber, wie man wolle;<sup>1</sup> eine Lesart nicht erwähnen und ihre Existenz leugnen ist jedenfalls zweierlei; das letztere tut jedoch unser Herausgeber durch sein „*ceteri*“ und „*reliqui*“, und er erzeugt dadurch einen Schein, der von der Wahrheit so weit als irgend möglich abliegt. Zweitens jedoch mag Herr Stein uns vielleicht erwidern, daß er unter R nicht immer bloß die eine Handschrift, sondern mitunter auch den angeblichen Korrektor verstehe, der nach seiner Meinung in dem Stammcodex jener ganzen Klasse gewaltet habe. Etwas Derartiges scheint wenigstens aus zwei Stellen seiner Vorrede hervorzugehen (p. XXVII): „*nam praeter correctorem extitit alter quidam, quem dico R*“, desgleichen (p. XXVIII): „*hoc vero dubium admodum, ab eodem illo qui correxit, quem R appello, etiam decurtationem coeptam an ab alio aliquo credamus*“. Sollten wir mit dieser Erklärung des sonst Unerklärlichen seine Meinung getroffen haben, so bedarf es kaum wieder der ausdrücklichen Bemerkung, daß auch dieses Verfahren ein völlig unzulässiges ist. Denn nach dem „index codicum“ (p. LXXVI) bedeutet

<sup>1</sup> Galt es an Raum zu sparen, so war es doch nicht allzu schwierig, die Lesarten, welche alle oder die meisten Handschriften derselben Familie gemeinsam darbieten, durch eine besondere Sigle als solche kenntlich zu machen.

die Sigle R so viel als Vaticanus; und hieße es nicht wie absichtlich Verwirrung stiften und fortpflanzen, wenn man den ungewarnten Leser durch den doppelsinnigen Gebrauch eines und desselben Ausdrucks (und nun gar eines zum Behufe der Orientierung ersonnenen Zeichens!) willkürlich irreführte? Und ferner: seit wann gilt denn der kritische Apparat als eine Stätte, an der man konstruktiven Gebilden gleich jenem vermeintlichen Korrektor und seinen mutmaßlichen Leistungen Aufnahme gewähren darf, anstatt dem Leser den objektiven Tatbestand treu, nackt und scharf vor Augen zu stellen? So vermag ich denn trotz redlichsten Bemühens keine irgend stichhaltige Rechtfertigung für ein Verfahren ausfindig zu machen, welches in der philologischen Literatur ebenso vereinzelt dasteht, wie es Herrn Stein eigentümlich ist. Hat doch eine ganz gleichartige Prozedur schon vorlängst (es galt die zweite Auflage der kommentierten Herodot-Ausgabe) Herrn Abicht bittere Klagen entlockt.<sup>1</sup>

Die zu erwartenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Herr Cobet vor allem — in dessen Arbeitsgewohnheiten es liegt, meist nur eine Ausgabe eines Autors zur Hand zu nehmen — ist durch Steins unzulängliche Angaben getäuscht worden. Sein Urteil über den Wert jener vatikanischen Handschrift entbehrt mithin jedes sicheren Fundamentes. Die Frage nach der Rangstellung von R innerhalb seiner Sippe bedarf einer neuen Erörterung. Wir erweitern dieselbe zu der Frage nach dem Wertverhältnis, in welchem S, V und R zueinander stehen, indem wir von den übrigen Vertretern derselben Klasse, über welche uns jede sichere Kunde fehlt, notgedrungen absehen müssen, darunter leider auch von dem sogenannten Codex Mureti, welcher nach Abichts Mitteilung und Faksimile (a. a. O., p. 36–37) der weitaus älteste Sprößling dieses Geschlechtes ist. Allein auch innerhalb dieser unvermeidlichen Beschränkung dürfte

<sup>1</sup> „*Deinde vero etiam Steinium nugari patet, in adnotatione critica haud raro scribentem, die Handschriften außer T' [so hieß die damals bevorzugte Handschrift], id quod fere ubivis fictum atque commenticium est*“ (De codicum Herodoti fide atque auctoritate, p. 36).



die Untersuchung, die wir mit aller nur irgend erreichbaren Kürze führen wollen, eine für die Hauptfragen der herodoteischen Textkritik keineswegs ergebnislose sein.

Die Güte einer Handschrift bedeutet zweierlei: ihre relative Fehlerlosigkeit und die relative Naivetät oder Absichtslosigkeit der ihr anhaftenden Fehler. In ersterem Betrachte gilt es zunächst jene Fälle ins Auge zu fassen, in welchen Cobet ganz ausdrücklich von den „*antiquae et verae* <sup>16</sup>  
*lectiones ab Herodoti manu profectae*“ spricht, welche „*in solo* <sup>[154]</sup>  
*Vaticano codice*“ erhalten seien (p. 409). In dem ersten derselben (IV, 3, wofür es irrtümlich III, 1 heißt) ist der holländische Kritiker selbst von dem Vorwurf der Flüchtigkeit<sup>1</sup> nicht freizusprechen; denn hier hatte Stein, sicherlich richtig, angegeben, daß die — von ihm freilich erstaunlicherweise verschmähte, aber schon von Gaisford, Bekker usw. aufgenommene und natürlich allein wahre — Schreibung *ἐπετρόφη* (statt *ἐτρόφη*) sich im Vaticanus (und, wie Gaisford lehrt, im Sancroftianus, desgleichen, wie ich aus Autopsie versichern kann, auch im Vindobonensis) nur in leichter Entstellung (als *ἐπεστρόφη*) erhalten hat. Hier ist also der Vaticanus nicht nur nicht der einzige, sondern überhaupt kein Bewahrer des Ursprünglichen! Im zweiten Falle: VI, 128, wo die gute, bereits von Schäfer und Krüger in den Text gesetzte Lesart *συνεστοῖ* dem Passioneus (Steins B) entnommen war (in welchem dieselbe nach des Genannten Angabe jedoch nur von zweiter Hand und nicht ohne die leise Trübung zu *συνετοῖ* vorfindlich sein soll), ist, wie ich

<sup>1</sup> Einer Übereilung hat sich wohl Cobet auch dort schuldig gemacht, wo er R's (und SV's) Lücke in VI, 105 durch den Verlust eines Blattes (*unum folium periit*) im Stammkodex erklären will. Dann müßten I, 77—79, wo die drei Handschriften gleichfalls eine gemeinsame, und zwar genau doppelt so große Lücke aufweisen (31—32 Zeilen der Steinschen Ausgabe neben 15—16 im ersten Fall), zwei Blätter verloren gegangen sein. Ungleich wahrscheinlicher ist es, daß die VI, 105 fehlenden 40 Zeilen (zu 15—18 Buchstaben, wie Cobet ganz richtig ermittelt hat) eine Seite und die I, 77—79 verlorenen 80 Zeilen ein Blatt, noch wahrscheinlicher, daß die ersteren eine, die letzteren zwei Kolumnen (oder eine Seite) uitgemaakt haben.

wieder verbürgen kann, neben dem Vaticanus gleichfalls der Vindobonensis Zeuge der echten Überlieferung. — Die dritte Instanz ist VII, 21, wo ebenfalls nicht nur „*optime romanus liber omittit καὶ ἐὶ ἐτ προσ ἰν προσγενόμεναι*“, sondern S, V und zum Teil auch andere Handschriften in diesen Auslassungen (gleichwie in der fehlerhaften Ersetzung von αὶ durch οὐ) mit demselben übereinstimmen. Und in der Tat ist die Stelle — bis auf die von Cobet mit Recht vorgeschlagene Tilgung von οὐκ vor ἄξιαί — genau so, wie er sie schreiben will, bereits bei Bekker zu lesen, der von jenem Vaticanus niemals etwas vernommen hatte: αὐταὶ αἱ  
 [155] πᾶσαι οὐδ' ἕτεραι πρὸς ταύτησι γεγόμεναι στρατηλασίαι μίης τῆσδε οὐκ ἄξιαί.<sup>1</sup> — Endlich, viertens, in dem Satze (IX, 39): οἱ Πέρσαι ἀφειδέως ἐφόνεον, [οὐ] φειδόμενοι οὔτε ὑποζυγίου οὐδενὸς οὔτε ἀνθρώπου konnte man das überschüssige οὐ längst nach „S al.“ (so Gaisford, desgleichen fehlt es in V) tilgen, und es bedurfte auch hier nicht des neuen Lichtes, das angeblich vom Vaticanus ausgegangen ist. (Wohl aber hat Cobet das Verdienst, diese Besserung, die auch ich vor Jahrzehnten in meinem Handexemplar angemerkt hatte, zuerst ausgesprochen und als zweifellos richtig erwiesen zu haben.)

In betreff all der anderen so überaus zahlreichen Varianten, die Cobet zwar keineswegs insgesamt R allein beimißt, von denen er aber doch annehmen muß, daß ein großer Teil nur dieser Handschrift eigen sei, da ja sonst sein Urteil („*optimus omnium et idem pessimus testis*“ usw. 404—405) ganz und gar in der Luft schweben würde, — in Rücksicht all dieser Lesarten, Lücken, Zusätze usw. können wir uns weit kürzer fassen. Sie sind, von ein paar nichtssagenden Buchstabenfehlern (wie ἐξήμετο, μέλενα oder προσπτεύειν) und von mehreren durch Homoeoteleuton entstandenen Lücken

<sup>1</sup> Beiläufig bemerkt, in dem analogen Fall IV, 28: ἡμίονοι δὲ οὐδὲ ὄνοι [οὐκ] ἀνέχονται ἀρχήν, war das οὐκ, welches Stein wieder in den Text gesetzt hat und Cobet mit vollstem Recht von neuem tilgen will, bereits in der Aldina (Gaisford nennt es die Vulgat-Lesart) und desgleichen von Bekker beseitigt worden.

abgesehen, durchwegs R mit SV, oder doch mit einem von beiden oder auch mit anderen Handschriften gemein. Und obgleich diese nicht von uns gewählten Stichproben genügen dürften, so will ich doch noch die Erklärung beifügen, daß R meines Wissens überhaupt keine nennenswerten, im guten oder im schlimmen Sinne charakteristischen Varianten darbietet, die ihm allein eigentümlich sind. Besteht nun keinerlei tief greifende Verschiedenheit zwischen den Repräsentanten dieser Handschriften-Familie? Gilt es gleich viel, welchen Sprossen derselben man — falls wir nicht alle gleichmäßig berücksichtigen wollen oder können — zu ihrem typischen Vertreter erhebt? Ich antworte: Ganz und gar nicht; es war vielmehr ein für den Fortschritt der Herodot-Kritik geradezu verhängnisvoller Umstand, daß der am frühesten und bis vor kurzem allein genau gekannte Repräsentant<sup>18</sup> dieser Klasse einer ihrer schlechtesten, wenn nicht gar ihr schlechtesten Ableger ist — der Sancroftianus, eine Hand-<sup>[156]</sup>schrift, welche gar oft die Spuren einer Willkür zeigt, die anderen Gliedern desselben Geschlechtes fremd geblieben ist und mithin nicht der Familie als solcher und ihrem Stammvater zur Last fällt. Der Schreiber dieses Kodex oder seiner unmittelbaren Vorlage — und damit wenden wir uns zum zweiten Teile unserer Betrachtung — hat nicht selten zufällig entstandene Lücken ausgefüllt oder verkleistert, Glosseme und das Glossierte miteinander verschmolzen, Texteschäden übertüncht und dadurch bis ins Ungeheuerliche vergrößert — kurz, er hat mehr als einmal den Pfad verschüttet, der zur Urgestalt des Textes zurückführen konnte. Ihm gegenüber sind der Vindobonensis und Vaticanus die ungleich treueren und naiveren Bewahrer der Überlieferung, und Stein hat sich durch die Mitteilung der Lesarten des ersteren ebensosehr ein Verdienst erworben, wie er (wenngleich in entschuldbarer Weise, da er einmal über die Bedeutung der ganzen Klasse eine falsche Ansicht gewonnen hatte) darin gefehlt hat, daß er sich mit der unglaublich unzulänglichen Kollation des Wiener Kodex zufrieden gab, welche ein Unbekannter vor mehr als einem

Jahrhundert für Wesseling angefertigt hat (vgl. Schweighäusers Ausgabe I, 2, XIII). Und fragen wir endlich nach dem Wertverhältnis von V zu R, so muß die Antwort also lauten: V ist der naivere und unbefangene, mithin der verlässlichere und wertvollere der beiden Zeugen. Alle diese Behauptungen wollen wir nunmehr durch eine Reihe von nicht sowohl zahlreichen, als zugleich typischen und durch sich selbst einleuchtenden Belegen zu erhärten suchen:

1. Willkürliche Verschmelzung eines Glossems mit dem Text: In den Worten καὶ γῆς ἰμέρω, προσκλήσασθαι πρὸς τὴν ἐν αὐτοῦ μοῖραν βουλόμενος (I, 73, 5—6) war ἰμέρω durch ἐπιθυμῶν erklärt worden. Die Randglosse ist im Stammkodex der Klasse in den Text gedrungen und hatte die leichte Verderbnis von γῆς zu γῆν (γῆν ἐπιθυμῶν ἰμέρω VR) veranlaßt. In S jedoch liest man γῆν ἐπιθυμῶν ἡμερον!

2. Verkleisterung einer Lücke in S: III, 148 fin. hatte eine durch Homoeoteleuton entstandene Lücke den Abschluß eines Satzes und den Beginn eines andern verschlungen.  
<sup>19</sup>  
 [157] R und V zeigen die Lücke nackt, während S den Abgang (wie man bei Gaisford nachlesen mag) aus eigenen Mitteln zu decken bestrebt ist. Dasselbe geschieht

3. ein anderes Mal IV, 183, 2—3. Hier waren in der S und V gemeinsamen Mutter-Handschrift die Worte zwischen Αἰθίοπας und Αἰθίοπες ausgefallen. V bietet vollkommen treu und vollkommen sinnlos: Αἰθίοπας. πόδας τάχιστοι, S hingegen mit dreister Interpolation: Αἰθίοπας γέιτονέουσι, οἱ πόδας τάχιστοι —.

4. Willkürliche Fortbildung eines geringen Buchstabenfehlers: I, 111, 15 ist ἐωθῶς in R zu ἐωρθῶς, in V zu ἐωρθῶς (sic) geworden, in S hingegen zu ὀρθῶς! — Ebenso erscheint

5. μετρίθη I, 114, 24 (das auch im Florentinus zu μετρίθη verschrieben und nur nachträglich berichtigt ward) in V als μετρίχθη, in R als ἐμετρίχθη, in S dagegen ist das Wort, offenbar mit Rücksicht auf das fast unmittelbar vorangehende μαστιγέων, zu ἐμαστίχθη verschlimmbessert worden, dergleichen wurden



6. die Worte ἐς Φώκαιαν ἔρχονται (II, 106, 11) leicht entstellt (zu ἐς φῶκαι ἀνέρχονται in R, zu ἐς φῶκαι ἀνέρχονται in V), in S aber ward daraus: ἐφ' ᾧ καὶ ἀνέρχονται. Nicht viel anders ist

7. εἶσε ἄγων (III, 61, 3) in VR zu εἰσάγων verschrieben, in S jedoch, wo man augenscheinlich das nunmehr fehlende Verbum zu ersetzen trachtete, weiter zu εἰσάγει verderbt worden; gerade so wie

8. χώρους (II, 154, 10) in all den drei Handschriften zu χρόνους entstellt, nur in S aber das unmittelbar folgende χρόνον nun auch (wie zum Ersatz) in ᾧχρον geändert ward.

Sind so die Fälle überaus zahlreich, in welchen V und R die erste Stufe der Verderbnis darstellen, während die Korruptel in S mit unheilvollem Scharfsinn weiter und weiter fortgebildet ward, so kenne ich wenigstens keinen Fall, wo sich von V ähnliches behaupten ließe. Freilich steht auch dieser Kodex gelegentlich gegen R zurück — so durch Ausfall eines Wortes, welches in der Mutter-Handschrift von S V ausgelassen ward (wie δεῖν nach οὐδέν III, 65, 6, das in S durch ἡσσαν ersetzt ward, in V hingegen unersetzt blieb), oder durch Weglassung von ein paar Buchstaben (wie denn III, 63, 10 ἐπιθέμενον in R zu ἐπιέμενον, in V zu ἐπιένον zusammenschwand, während in S der Text bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward). In diesen und ähnlichen Fällen ist jedoch in V keine Spur von Willkür oder *mala fides* zu erkennen; hingegen fehlt es nicht an Beispielen, in welchen V<sup>20</sup> allein einen Texteschaden in seiner primitivsten Gestalt darbietet, R und S jedoch (in gleicher oder auch in verschiedener Weise) das Bestreben verraten, den Fehler in gleißnerischer Weise zu verdecken. Zwei Instanzen mögen vorläufig genügen: <sup>[158]</sup>

III, 4, 19 sind die Worte ἀποστείλας τριήρεϊ κατ' αὐτόν in R und S zu ἀποστείλας τριήρεϊ εἰς ταυτόν verderbt worden. Nur in V kann man den Ursprung des Fehlers gleichsam mit Händen greifen. Im Stammkodex der Klasse war ΕΙC über KAT als Erklärung beigeschrieben worden, und V zeigt uns mit einer wahrhaft rührenden Naivetät das

Glossem, wie es sich mitten in den Text hineinschiebt — ohne den leisesten Versuch einer Vertuschung oder Verhüllung —: *τρίηρικα* (sic) *εἰς ταῦτόν*.

III, 117, 8—9 waren im Stammkodex ein oder zwei Striche unkenntlich geworden, und somit lesen wir statt *οἵπερ ἔμπροσθεν (ἑώθεσαν χρᾶσθαι)* in V: *οἱ πέρσαι πρόσθεν* (aus OIΠΕΡΕΜ ward OIΠΕΡCAI), in R jedoch nur mehr *οἵπερ πρόσθεν*, in S endlich gar bloß *οἱ πρόσθεν* — ein Texteschwund, von dem aus es ohne fremde Hilfe unmöglich gewesen wäre, das Ursprüngliche jemals wieder zu gewinnen.

Ich verzichte darauf, an dieser Stelle auch solche Fälle namhaft zu machen, in denen die Lesart von V allein auf die richtige Fährte und zur Verbesserung des noch immer verdorbenen Textes führen kann; denn damit müßte ich einen Boden betreten, auf welchem Meinungsverschiedenheiten zum mindesten möglich wären. Ich fasse vielmehr die Ergebnisse dieser Erörterung wie folgt zusammen: Um die Lesarten der besseren Handschriften-Klasse in jedem einzelnen Falle mit voller Sicherheit beurteilen zu können, ist es unbedingt notwendig, den Archetypus derselben zu rekonstruieren. Die bisher erreichbare Annäherung an dieses Ziel ist genügend, um uns die Grundlosigkeit weitaus der meisten Anklagen erkennen zu lassen, welche vordem (insbesondere von Abicht) gegen die Handschriften-Familie als solche erhoben wurden und die in Wahrheit (insofern es sich dabei nicht um naive und zufällige Irrungen handelt) zumeist nur einen ihrer wertlosesten Abkömmlinge treffen.<sup>1</sup> R ist

<sup>1</sup> Wie mißlich die Lage derjenigen geworden ist, welche die Superiorität der ersten Handschriftenklasse noch immer hartnäckig bestreiten, kann uns Steins Beispiel lehren. Derselbe sieht sich zu Konzessionen genötigt, die seine Stellung vollständig unterhöhlen, ohne doch den Angriff zu entwerfen. Er muß — um unabweisbaren Tatsachen auch nur einigermaßen gerecht zu werden — das Walten eines Korrektors annehmen, welcher in vielen und bedeutsamen Fällen das Richtige *ex ingenio* gefunden und der sogar (ein im Altertum und Mittelalter ungemein seltener Fall!) die Zeugnisse späterer Schriftsteller methodisch verwertet hat — und zugleich soll doch dieser eminente Kritiker den Text vielfach mutwillig bis ins Sinnlose entstellt haben! Und trotz dieser weittragenden

einer der besseren Vertreter der ersten Handschriften-Klasse, <sup>21</sup> aber keineswegs ein so guter, daß seine Kenntnis die Vertrautheit mit den übrigen Sprossen der Sippe überflüssig machte. Höher steht durch unbefangene Treue V, dessen Lesarten bislang von den Herausgebern so gut als gar nicht berücksichtigt wurden. Noch höher mögen andere Handschriften stehen, von denen wir zur Zeit kaum mehr als die Namen kennen. Ehe von einer wahrhaft kritischen Ausgabe Herodots die Rede sein kann, müssen alle Repräsentanten der ersten Handschriften-Klasse vollständig ausgebeutet und verwertet werden. Steins einseitige Bevorzugung von R war ebenso grundlos, als sein systematisches Stillschweigen über die Mehrzahl der Lesungen auch jener Codices, welche er genauer gekannt und gelegentlich benützt hat, seine Nachfolger (wie Cobets Beispiel lehrt) irrezuführen geeignet war. <sup>[159]</sup>

## 3.

## Zur Kritik und Erklärung.

## Erstes Buch.

I, 2, 21 hatte Stein früher mit Gaisford, Bekker, Krüger die Lesart von V und S pr. m. τὸν Κόλχον statt τὸν Κόλχων βασιλεία, wie es sich gebührte, in den Text aufgenommen und durch die Verweisung auf vieles Ähnliche bei Herodot (wie ὁ Ἀνδός, τῷ Τυρίῳ, τῷ Ἀραβίῳ, ὁ Πέροης usw.) <sup>22</sup> ausreichend begründet. In seiner großen Ausgabe ist er <sup>[160]</sup> jedoch zur Lesart der Vulgata zurückgekehrt und findet jene Variante nicht einmal mehr einer Erwähnung wert! — Ich verzeichne diese charakteristische Tatsache, um an sie die Bemerkung zu knüpfen, daß ich mit derartigen Rück-

und widerspruchsvollen Zugeständnisse sieht sich Herr Stein mehr als einmal vor die Alternative gestellt, entweder seine Theorie über Bord zu werfen oder (und dies ist es, was er meistens vorzieht) sonnenklare, von den stimmfähigsten Beurteilern längst gutgeheißene Verbesserungen (so zu IV, 73, 14—15 oder zu V, 91, 9—10) wieder aus dem Text zu treiben und durch die sinn- und sprachwidrige Vulgata zu ersetzen (vgl. Cobets mehrfach angeführten Aufsatz).

besserungen mich im folgenden zu befassen nicht beabsichtige. Auch zahllose andere Verbesserungen, welche niemand verfehlen kann, der über das Wertverhältnis der Handschriften eine richtige Ansicht gewonnen hat, können füglich einem künftigen Herausgeber überlassen bleiben.

Der Schluß von Kap. 5, der so viele Irrungen erzeugt hat, ist augenscheinlich also zu verstehen: „da sie (Io) sich aber schwanger fühlte und die Eltern scheute, da sei sie freiwillig, damit es nicht ruchbar werde, mit den Phönikern davon gefahren“. Die — schon bei Gaisford und Bekker mit Recht in Beistriche eingeschlossenen — Worte *αἰδεομένη τοὺς τοκέας* können nur die Empfindung bezeichnen, welche die Wahrnehmung ihres Zustandes begleitet; denn unmöglich ist es, vor *οὕτω δὲ* den Nachsatz beginnen zu lassen, auch dann unmöglich, wenn man mit Herold und Krüger [, seither auch Herwerden,] *αἰδεομένη* in *αἰδεομένην* verändert. Ein übriges in sinnwidriger Übertragung der Worte tut hier Stein: „und wie sie ihre Schwangerschaft gemerkt, sei sie aus Scheu vor ihren Eltern und aus eigenem Willen“ (als ob dies zwei Motive wären) usw. — Doch auch solche Übersetzungs- und Interpunktionsfehler gedenke ich nur ganz ausnahmsweise zu berühren.

Eine grobe Interpolation in Kap. 18 scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein: *τὰ μὲν νυν ἐξ ἕτεα τῶν ἐνδεκα Σαδνάττης ὁ Ἄρδνος ἐτι Λυδῶν ἦρχε, [ὁ καὶ ἐσβάλλον τῆνικαῦτα ἐς τὴν Μιλησίην τὴν στρατιήν· Σαδνάττης οὗτος γὰρ καὶ ὁ τὸν πόλεμον ἦν συνάψας]*<sup>1</sup> *τὰ δὲ πέντε τῶν ἑτέων [τὰ ἐπόμενα τοῖσι ἐξ] Ἀλυάττης ὁ Σαδνάττειο ἐπολέμει κτέ.* Verräterisch ist hier die unangemessene Anwendung der Zeitpartikel *τῆνικαῦτα*, die aus Kap. 17 (*ὁκως μὲν εἴη ἐν τῇ γῇ καρπὸς ἄδρός, τῆνικαῦτα ἐσέβαλλε τὴν στρατιήν*) gedankenlos herübergenommen ist, und der einmal rege gewordene Verdacht darf wohl an der überdeutlichen Breite der völlig entbehrlichen Zusätze, sowie an der schwankenden Überlieferung

23  
[161]

<sup>1</sup> Die Worte *Σαδνάττης — συνάψας* wollte auch Cobet tilgen; s. Bährs Herodot ed. alt. I, p. X. Vgl. auch Exkurs II unserer zweiten Abhandlung.



eines Teils der Worte neue Nahrung finden, gleichwie schließlich und vornehmlich daran, daß jene Rückbeziehung eine unrichtige ist, da an der soeben angeführten Stelle nicht von dem Vater, sondern von dem Sohne die Rede ist.<sup>1</sup>

Der Weg, der zur Herstellung von 27, 8—10 führt, ist schon mehrmals betreten, aber nicht bis zu seinem Ziele verfolgt worden. Schneidewin (Philolog. X, 330) und nach ihm Cobet (Var. lect. 413) haben erkannt, daß die in mehreren Handschriften vorfindliche Lesart ἀρᾶσθαι das Ursprüngliche und εὔχεσθαι ein fremder Zusatz ist. Allein weder konnten sie es wahrscheinlich machen, daß das von dem angeblichen „Glossem εὔχεσθαι“ verdrängte ἀρᾶσθαι nun auch „an verkehrte Stelle geraten“ sei, noch vermochten sie ferner die Ersetzung des Infinitivs durch das Partizip (ἀρώμενοι) zu erklären, noch endlich tat ihre Herstellung dem Ohr (und bei einem so rhythmischen Schriftsteller, wie Herodot es ist, darf man auch daran erinnern) ein volles Genüge. Der Geschichtschreiber schrieb weder: νησιώτας δὲ τί δοκέεις εὔχεσθαι ἄλλο ἢ, ἐπεῖτε τάχιστα ἐπύθοντό σε μέλλοντα ἐπὶ σφίσι ναυπηγέεσθαι νέας, λαβεῖν ἀρώμενοι Ἀνδρὺς ἐν θαλάσῃ —; (Stein mit der Vulg.)

noch auch: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἀρᾶσθαι ἄλλο ἢ — λαβεῖν Ἀνδρὺς ἐν θαλάσῃ —; (Schneidewin, Cobet)

sondern: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἄλλο ἢ — λαβεῖν ἀρᾶσθαι Ἀνδρὺς ἐν θαλάσῃ —;

Zur elliptischen Ausdrucksweise — welche die Wirrnisse der Überlieferung vollständig erklärt<sup>2</sup> — vergleiche man bei

<sup>1</sup> Vielleicht vermißte der Interpolator eben eine Angabe über die Methode der Kriegführung des Sadyattes gegen Milet und wollte diesem Mangel durch den Zusatz abhelfen: „auch dieser hat gleichfalls in der über Alyattes berichteten Weise Krieg geführt“, was nur zu sehr undeutlichem Ausdruck gelangt ist.

<sup>2</sup> Die Verkennung der Ellipse hat nämlich die Einschlebung des Infinitivs εὔχεσθαι und diese die Ersetzung des nach und neben εὔχεσθαι unmöglich erscheinenden ἀρᾶσθαι durch ἀρώμενοι zur Folge gehabt. Der glückliche Zufall, welcher die Lesart ἀρᾶσθαι in einigen Handschriften erhalten hat (im cod. Remiger. und in den Parisini c und a, in letzterem neben der Marginalvariante ἀρώμενοι, nach Wesseling, Schweig-

<sup>24</sup> [162] Herodot selbst II, 14, 2—3: ἄλλο τι ἢ οἱ ταύτῃ οἰκέοντες Αἰγυπτίων πεινήσουσι —; und VII, 168, 11—13: ἦν γὰρ σφαλῇ, σφεῖς γε οὐδὲν ἄλλο ἢ δουλεύουσιν τῇ πρώτῃ τῶν ἡμερῶν (ferner viel Derartiges bei Krüger 62, 3, 5 und 7 oder auch Xenoph. Anab. V, 7, 26: καὶ τούτους τί δοκεῖτε; oder Plato Meno 80 A: οὔτι σὺ οὐδὲν ἄλλο ἢ αὐτός τε ἀπορεῖς κτέ.).

Über Solons Gespräch mit Krösus, dessen legendenhafter Charakter in alter wie in neuer Zeit vergeblich bestritten worden ist, wäre in sachlicher wie in kritischer und sprachlicher Rücksicht gar vieles zu sagen; ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen. Den Widerspruch, der darin liegt, daß die „Lust die Welt zu sehen“ zuerst als Vorwand (κατὰ θεωρίας πρόφασιν, ἵνα δὲ μὴ κτέ. 29, 3) und gleich darauf als ein realer Beweggrund (αὐτῶν δὲ ὧν τούτων καὶ τῆς θεωρίας — εἵνεκεν 30, 7—8) bezeichnet wird, löst die folgende Erwägung. Es war ein Teilmotiv, welches von Solon als alleiniger Beweggrund geltend gemacht wurde: insofern und im Gegensatz zu dem gewichtigeren, aber unausgesprochenen Motiv, der Hintanhaltung von Verfassungsänderungen zu Athen, durfte es ein Vorwand heißen. Mit ähnlicher Ungenauigkeit drückt sich einmal W. v. Humboldt aus (Briefwechsel mit Goethe, S. 257): „wo ich unter der Ursache und dem Vorwande der Geschäfte jede Gesellschaft mied“. — Eine *cruz interpretum* bilden seit jeher die Anfangsworte des Kap. 31: ὥς δὲ τὰ κατὰ τὸν Τέλλον προετρέψατο ὁ Σόλων τὸν Κροῖσον εἶπας πολλά τε καὶ ὀλβία, ἐπειρώτα τίνα δεύτερον μετ' ἐκεῖνον ἴδοι, δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἶσθαι. Daß hier eine Textesstörung vorliegt, dies lassen uns schon die ebenso gewagten als weit auseinandergehenden Übertragungsversuche der Übersetzer, gleichwie die verzweifelten Auskunftsmittel der Erklärer erkennen. In der Tat entziehen sich die Worte jedem sprachlichen Verständnisse und jeder vernünftigen Auslegung. Denn weder ist es erlaubt, mit Stein zu προετρέψατο ein „sc. εἰρωτᾶν“

häuser und Gaisford; nur im Paris. a und im Florent. von zweiter Hand nach Stein), eröffnet uns den sicheren Einblick in einen Prozeß, den sonst kein menschlicher Scharfsinn aufzudecken vermocht hätte.

hinzuzudenken oder besser zu dichten, noch konnte (wie schon Herold dargetan hat) die Schilderung jenes schlichten Bürgerglücks den stolzen König von Lydien „immer begieriger“ machen weiter zu fragen (Lange), noch läßt sich Krügers Deutung: „als Solon die Vorzüge des Tellos dem Krösus einleuchtend gemacht hatte“ mit den überlieferten Worten irgendwie in Einklang bringen; Rawlinson endlich <sup>25</sup> („*thus did Solon admonish Croesus by the example of Tellus, [163] enumerating the manifold particulars of his happiness; when he had ended*“ etc.) vermeidet zwar einige der Klippen, an denen seine Vorgänger gescheitert waren, ohne jedoch seinerseits in den sicheren Port einer befriedigenden Übertragung einzulaufen.<sup>1</sup>

Ich verändere mit G. Herold (Jahrb. f. Philol. 1857, S. 424) *εἶπας* in *εἶπαι*,<sup>2</sup> will aber keineswegs mit dem trefflichen Gelehrten Solon und Krösus ihre Stellen vertauschen lassen, sondern den Satz wie folgt verstanden wissen: „Als nun Krösus notgedrungen das Los des Tellos hoch und glücklich gepriesen hatte, da“ usw. War es denn — so frage ich — denkbar, daß ein Meister der Darstellung, wie Herodot es ist, uns von der Art, wie Krösus die Mitteilung des Solon aufnimmt, kein Sterbenswörtchen berichtet? Nahm der König dieselbe starr und stumm wie ein Steinbild entgegen, ohne

<sup>1</sup> *προτρέπεσθαι* heißt nicht schlechtweg „ermahnen“ (und auch dieser Begriff würde dem Zusammenhang nicht wohl entsprechen, sondern bestenfalls jener des Belehrens), sondern „antreiben, drängen, nötigen“, sei es nun, daß ein nachfolgender Infinitiv oder daß ein Akkusativ mit *πρός* oder *ἐπί* die erforderliche Gedankenergänzung bietet (vgl. Herold a. a. O.). — Auch *εἰπεῖν τινα πολλά τε καὶ ὀλβία* kann nicht das bedeuten, was Rawlinson es bedeuten läßt. Man vergleiche beispielsweise Sophocl. Electr. 523: *κακῶς δέ σε λέγω*, Frg. trag. adesp. 447: *οὐδεὶς ἂν εἴποι κείνον ἀνθρώπων κακῶς*, Chaeremo frg. 24: *οὐχ ὡς νομίζεις τὸ φρονεῖν εἶπας κακῶς* und daneben Aristoph. Eccles. 435: *τὰς μὲν γυναῖκας πόλλ' ἀγαθὰ λέγει, σὲ δὲ πολλά κακά*. Und hieran vermag das Hendiadyoin *πολλά τε καὶ ὀλβία* nichts zu ändern; s. Krüger 69, 32, 3 und (worauf Stein verweist) Herod. VIII, 61, 9—10; IX, 107, 15—16.

<sup>2</sup> Mehrfache Beispiele derselben Buchstabenverwechslung eben in den Herodot-Handschriften habe ich Krit. Beiträge III, 14 [hier 249] zusammengestellt.

ein Wort der Zustimmung oder auch des Widerspruchs zu finden? Jedenfalls mußte ein guter Erzähler uns auch dies ausdrücklich sagen und durfte es nicht bloß zwischen den Zeilen lesen lassen. Wenn nun aber (nach meiner Auffassung der Stelle) der steinreiche lydische Fürst das Los des einfachen athenischen Bürgers mit vollen Backen preist, halb aus Höflichkeit gegen den gefeierten Gastfreund und zur größeren Hälfte, um den Ausspender des zweiten Glückspreises bei guter Laune zu erhalten (*δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οὔσεσθαι!*) — wie heiter mußte dies doch den antiken Leser stimmen und mit welchem schmunzelnden Behagen mochte er aus dem nächsten Abschnitt ersehen, daß der Liebe Mühen umsonst gewesen, daß die dem griechischen Lebensideal widerwillig dargebrachte Huldigung unbelohnt geblieben war. — Der Wechsel des grammatischen Subjekts kann angesichts der weit grelleren Fälle, wie sie uns insbesondere I, 33, I, 114, 21—22, VI, 30 in., VII, 208, 18—19 aufstoßen, nicht im mindesten befremden. Die Phrase *πολλά τε καὶ ὀλβία* endlich gewinnt einen eigentümlich ironischen Beigeschmack, wenn man sich der ganz anders gearteten, auf Fürstenmacht und Herrscherglanz bezüglichen Anwendung dieser Wortverbindung erinnert, die uns in der allbekannten Sardanapal-Grabschrift begegnet (Choeril. Samii quae supers., ed. Näke, p. 196):

*ταῦτ' ἔχω ὅσος' ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ σὺν ἔρωτι  
τέρεπν' ἔπαθον, τὰ δὲ πολλά καὶ ὀλβία πάντα λείπεται.*

Kap. 32, 12 erörtert Solon die Frage nach dem Wert des Reichtums und gelangt hierbei zu folgendem Ergebnis: Der Steinreiche, aber im übrigen vom Glücke nicht Begünstigte besitzt vor dem mäßig Bemittelten, aber sonst Glücklichen zwei, dieser aber vor jenem vielerlei Vorzüge. Die zwei Vorteile des ersteren bestehen in der Fähigkeit, einen schweren Schicksalsschlag leichter zu ertragen und eine Begierde leichter zu befriedigen. Die vielerlei Vorzüge des letzteren aber setzen sich aus all den Segnungen zusammen, die das Glück seinen Günstlingen gewährt und über welche der



Besitz von Geld und Gut keinerlei Macht verleiht. Dieser klare und, so weit er reicht, richtige Gedanke ist aber durch ein altes Mißverständnis, das die Interpunktion verderbt und die Einschaltung der Adversativpartikel *δέ* am unrechten Orte veranlaßt hat, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Man verstand und versteht nämlich die Worte *ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίῃ οἱ ἀπερύκει* dahin, als ob der wenig begüterte *εὐτυχίης* auch vor jederlei Schicksalsschlag und vor jedem Verlangen bewahrt bliebe. Allein wäre dies richtig, dann hätte ja der *μέγα πλούσιος ἀνόλβιος δέ* vor seinem Widerpart nicht etwa „nur zwei Vorzüge“ (*δυοῖσι προέχει — μῶνον*), sondern überhaupt keinen voraus! Denn wenn dem A ein Heilmittel gegen eine Krankheit eignet, B hingegen das Heilmittel entbehrt, aber von der Krankheit ohnehin verschont wird, wo bleibt dann A's Vorzug? Man übersetze die Stelle (und schreibe die fraglichen Worte) vielmehr also: „Der gewaltig Reiche, aber im übrigen Unglückselige besitzt nur zwei Vorzüge vor jenem, welchem das Glück hold ist, dieser aber vor dem Reichen und Unglückseligen gar viele. Der letztere ist vermögender, eine Begierde zu befriedigen und einen Schicksalsschlag, der ihn trifft, zu ertragen; jener aber hat folgendes vor ihm voraus. Einen Schicksalsschlag freilich und eine Begierde zu tragen ist er nicht gleich vermögend, allein vor dem, was ich nunmehr nennen will, bewahrt ihn sein günstiges Geschick: er ist frei von Gebrechen, von Siechtum und von Leiden — mit Kindern gesegnet und mit Schönheit (*ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίῃ οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός [δὲ] ἐστὶ ἄνουςος ἀπαθὴς κακῶν, εὐπαις εὐειδής*). Wenn er nun überdies noch sein Leben wohl beschließen wird, dann hast du den Mann gefunden, den du suchst;<sup>1</sup> er verdient es, glück-

<sup>1</sup> Die Worte *οὗτος ἐκεῖνος τὸν σὺ ζητεῖς* bilden ein in sich abgeschlossenes Satzglied, indem die Copula zu *οὗτος ἐκεῖνος* (genau so wie zu *ὄδ' ἐγώ, τόδ' ἐκεῖνο, σὺ κεῖνος* u. dgl.) hinzugedacht wird. Vgl. Arist. Poet. c. 4 (1448 b, 16—17): — *μανθάνειν καὶ συλλογίζεσθαι τί ἕκαστον, οἷον ὅτι οὗτος ἐκεῖνος*. Lucian. Somn. c. 11: — *ἕκαστος τὸν πλησίον κινήσας δειξέει σε τῷ δακτύλῳ, οὗτος ἐκεῖνος λέγων*. Derselbe Herodot. s. Aëtion § 2: — *εἰδείκνυτο ἂν τῷ δακτύλῳ· οὗτος ἐκεῖνος, Ἡρόδοτός ἐστιν, ὃ τὰς*

28 selig zu heißen.“ — Zweierlei, so scheint es, hat den uralten,  
 [166] schon in der Anführung bei Stobaeus (Floril. 105, 63) erkenn-  
 baren Mißverstand verschuldet: die minder gewöhnliche, aber  
 durch eine Fülle von Beispielen auch bei Herodot gesicherte  
 Verwendung von „*οἶτος*“ mit Bezug auf folgendes (vgl. Stein  
 zu I, 137), und die unerwartete Wendung, mittels welcher  
 statt der Güter, deren der Glückliche teilhaft wird, die Übel  
 genannt werden, vor welchen er bewahrt bleibt, woran die  
 zwei positiven Glücksfaktoren, die Solon namhaft macht,  
 nicht ohne eine kleine Unregelmäßigkeit sich anschließen.

Die ganze Stelle ist auch darum so interessant, weil sie  
 wohl die älteste Anwendung der von J. St. Mill so ge-  
 nannten Differenzmethode auf moralische Gegenstände enthält.  
 Herodot will die damals viel verhandelte Frage über den  
 relativen Wert der Lebensgüter (man vergleiche vor allem

*μάχας κτε.* Man sieht, wie unmotiviert Steins Bemerkung „*ἐστὶ* ist von  
 seinem Bezuge gesperrt“ und wie grundlos seine angebliche Besserung  
*ὁ ὄλβιος* statt *ὄλβιος* ist. — *ἄπηνος* (in den meisten und besten Hand-  
 schriften zu *ἄπειρος* verschrieben und von Heinsius wieder hergestellt)  
 bezeichnet — gleich *ὁλόκληρος* — den im Vollbesitz seiner Gliedmaßen  
 und im Vollgenuß seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten befindlichen  
 Menschen und ist somit das an der Spitze dieser Aufzählung man möchte  
 sagen allein mögliche Wort, das man sehr mit Unrecht um seiner  
 Seltenheit willen angefochten hat. *ἀπαθής κακῶν* muß man, damit es  
 eine Spezies neben anderen Spezies und nicht ein allumfassendes Genus  
 bedeute, in eingeschränkterem Sinne als z. B. II, 119, 13; V, 19, 2; VII,  
 184 in. oder bei Plato Phaedr. 250C verstehen, wohl von Körperleiden  
 (vgl. ρ, 384: *μάντιν ἢ ἐνητῆρα κακῶν*). Der Widerspruch, der darin zu  
 liegen scheint, daß der *εὐτυχής* dennoch von einer gelegentlichen *ἄτη*  
 getroffen wird, ist mehr sprachlicher als sachlicher Art. In Wahrheit  
 vergleicht Herodot nicht sowohl den *πλούσιος* mit dem *εὐτυχής*, als den  
*πλοῦτιος* mit der *εὐτυχία*. Daß die letztere in keinem einzelnen Falle zu  
 vollständiger Verwirklichung gelangt, dies gesteht er ja alsbald selbst  
 in der rückhaltlosesten Weise (*τὰ πάντα μὲν νυν ταῦτα συλλαβεῖν*  
*ἄνθρωπον ἔοντα ἀδύνατόν ἐστι*). Im höchsten Grade ungereimt wäre  
 es hingegen, dem *εὐτυχής* — wie die gegnerische Auffassung dies er-  
 heischt — jede *ἐπιθυμία* abzusprechen. (Bereits Werfer wollte, wie  
 seine Andeutung Acta monac. I, 98—99 lehrt, *ταῦτα* auf das folgende  
 beziehen; doch hat er diese Auffassung weder begründet noch in ihre  
 Konsequenzen verfolgt.)

die auffallend ähnliche Erörterung bei Euripides frg. 287) durch ein ideales Experiment entscheiden. Auf der einen Seite steht der Reichtum, zur höchsten Potenz erhoben und von seinen natürlichen Konsequenzen begleitet, aber losgelöst von allen sonstigen Glücksgütern; auf der anderen Seite der Inbegriff der übrigen Glücksgaben: leibliche und geistige Integrität, Gesundheit, Schönheit, Kindersegen (nicht bloß der quantitative) — und nun wird aus dieser Gegenüberstellung die Bilanz gezogen. In methodischer Beziehung mag man Platons, freilich ungleich geist- und lebensvolleres Experiment mit dem unsichtbar machenden Ring des Gyges in der Republik vergleichen.

Die der irrigen Auffassung des Zusammenhanges entstammende Einschlebung eines *δέ* läßt sich in unserem Texte, falls ich nicht irre, noch mehrmals nachweisen, am sichersten wohl VIII, 137: *ἦσαν γὰρ τὸ πάλαι καὶ αἱ τυραννίδες τῶν ἀνθρώπων ἀσθενέες χρήμασι, οὐ μόνον ὁ δῆμος· ἡ [δὲ] γυνὴ τοῦ βασιλέως αὐτὴ τὰ σιτία σφι ἔπεσσε*. Stein hat hier durch eine Umstellung helfen wollen, welche eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des herodoteischen Sprachgebrauchs einfach wegwischt: die Voranstellung des begründenden Nebensatzes, gleichviel ob der Hauptsatz mit einem *καί*, *δέ* oder *ἀλλά* an das frühere angeknüpft wird, oder ob, wie an unserer Stelle, jede solche Verbindung mangelt (vgl. Valckenaer ad loc.). Beispiele des letzteren und selteneren Falles bieten IV, 162, 2: *τοῦτο ἐπὶ παντὶ γὰρ τῷ διδομένῳ ἔλεγε, τελευταῖόν οἱ ἐξέπεμψε δῶρον κτέ.* oder VIII, 94, 24: *ταῦτα λεγόντων ἀπιστίειν γὰρ τὸν Ἀδείμαντον, αὐτὶς τὰδε λέγειν κτέ.*<sup>1</sup> — Mißverstanden ward meines Erachtens diese Konstruktion, ohne daß jedoch mehr als die Interpunktion darunter gelitten hätte, auch I, 112, 17 ff., wo ich die Sätze wie folgt zu verbinden empfehle: *ἐπεὶ τοίνυν οὐ δύναμαί σε πείθειν μὴ ἐκθεῖναι, σὺ δὲ ὧδε ποιήσον· εἰ δὲ πᾶσά γε (γε Gaisf., Bekk. mit den besten Handschriften) ἀνάγκη ὀφθῆναι*

<sup>1</sup> Andere Beispiele siehe bei Melander, De anacoluthis Herodoteis p. 54—55.

ἐκκείμενον,<sup>1</sup> τέτοκα γὰρ καὶ ἐγώ, τέτοκα δὲ τεθνεός, τοῦτο μὲν φέρων πρόθεσ, τὸν δὲ τῆς Ἀστυάγεος θυγατρὸς παῖδα ὡς ἐξ ἡμέων ἐόντα τρέφωμεν.

I, 38 spricht Krösus zu Atys: εἰς γὰρ μοι μούνος τυγ-  
 χάνεις ἐὼν παῖς· τὸν γὰρ δὴ ξερον διεφθαρμένον τὴν ἀκοὴν  
 οὐκ εἶναι μοι λογίζομαι. Es ist traurig, daß man wieder zur  
 Feder greifen muß, um die von Reiz vorgeschlagene Tilgung  
 der durchschossenen Worte von neuem zu empfehlen. Freilich  
 brauchte „die Sage“ es nicht zu achten, daß „der bisher  
 taubstumme Sohn“ des Krösus bei der Einnahme von Sardis,  
 als er vor Schreck und Aufregung die Sprache gewinnt,  
 „sofort dem Perser verständlich spricht und den Namen  
 seines Vaters“ weiß (Stein zu I, 85). Allein Herodot kennt  
 ihn eben nur als stumm. Er nennt ihn I, 84 τὰ μὲν ἄλλα  
 ἐπιεικής, ἄφρωνος δὲ und wieder 85 ὁ δὲ παῖς οὗτος ὁ  
 ἄφρωνος, desgleichen 34 τῶν οὐτερος μὲν διέφθαρτο, ἦν  
 30 γὰρ δὴ κωφός, was (wie der Orakelvers<sup>2</sup> καὶ κωφοῦ  
 [168] συνίημι καὶ οὐ φωνεῦντος ἀκούω Kap. 47, 2 lehrt) auch bei  
 Herodot wie sonst mehrfach „stumm“, nicht „taub“ bedeutet:

<sup>1</sup> An der Stelle, wo der Hirt den Befehl empfängt, das Leben des kleinen Cyrus unter keinen Umständen zu verschonen, liest man (I, 110 fin.): ἦν μὴ ἀποκτείνῃς αὐτὸ ἀλλὰ τεφ τρόπῳ περιποιήσῃ —. Nicht *quodam modo*, sondern *quocunque modo* verlangt jedoch der Zusammenhang (*anyhow* übersetzt Rawlinson mit Recht). Also: ἀλλ' ὅτεφ τρόπῳ wie II, 121, 3: ὅτεφ τρόπῳ δύναται —.

<sup>2</sup> Als ein Kuriosum mag es gelten, daß Stein auch bei dieser Stelle an der Bedeutung taubgeboren, d. h. taubstumm, festhält und den Vers nunmehr wirklich so übersetzt, wie ich Zeitschr. f. österr. Gymn. 1857, 445, um seine Auffassung ad absurdum zu führen, scherzhaft empfohlen hatte. Oder vielmehr womöglich noch verkehrter, nämlich nicht: „Und den Tauben vernehm ich“ — sondern: „Merk den Gedanken des Tauben und höre die Sprache des Stummen.“ In Wahrheit bedeutet der Orakelvers, ohne jeden Pleonasmus: „Ich verstehe das Lallen des Stummen und ich höre den, der keinen Ton von sich gibt.“ Ebenso werden συνίημι und ἀκούω verbunden bei Hippocr. VIII, 671 Littré: — καὶ μὴ ἀκούων, μηδὲ ξυνεῖς; θανατώδης; oder bei Demosth. Midian. § 50: εἰ ταῦτ' ἀκούσασιν καὶ συνεῖεν οἱ βάρβαροι. Die unartikulierten Laute des Stummen sind ebensowenig συνετά, wie es die artikulierte Rede eines Fremdsprachigen ist; vgl. Herod. II, 57, 8.



und endlich: mußte denn der Vater dem Sohne erst sagen, welches das Gebrechen seines Bruders sei, ja kam es denn in diesem Zusammenhange überhaupt darauf an und nicht vielmehr bloß darauf, daß der unglückliche Prinz *διεφθαρμένος* und nicht *όλόκληρος* sei? Nicht weil er taub oder stumm oder auch taubstumm, sondern weil er ein Krüppel und somit zur Übernahme der Regierung unfähig ist, darum zählt er dem königlichen Vater so wenig, als ob er nicht vorhanden wäre.

Der Satz, in welchem Herodot sein Befremden über die plumpe List ausspricht, mittels welcher Peisistratos seine Rückkehr nach Athen bewerkstelligt hat, 60, 10ff., scheint sich mir ohne Annahme einer Lücke jeder verständlichen Deutung zu entziehen. Denn die geistige Überlegenheit der damaligen Griechen über Nichtgriechen und der Athener über die sonstigen Griechen macht jenen Vorgang zwar erstaunlicher oder wenn man will unbegreiflicher, aber nicht einfältiger<sup>1</sup> als er an sich ist, und somit vermag ich nicht abzusehen, wie der Hinweis auf jene Tatsachen das Urteil *εὐθέστατον* — *μακρῶ* irgend zu begründen imstande ist. Und pflegt sich denn unser Geschichtschreiber sonst so unbeholfen auszudrücken, wie es hier der Fall ist: *μηχανέονται* — *πρῆγμα εὐθέστατον* — *εἰ καὶ τότε* — *μηχανέονται τοιάδε*? Es muß ein kleines Satzglied ausgefallen sein, welches eben der Verwunderung des Historikers direkten Ausdruck lieh. Ich setze ein solches beispielsweise ein: — *μηχανέονται δὲ ἐπὶ τῇ κατόδῳ πρῆγμα εὐθέστατον, ὥς ἐγὼ εὐρίσκω, μακρῶ. <θωῦμα γάρ μοι>, ἐπεὶ γε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου [ἔθνους]*<sup>2</sup> *τὸ Ἑλληνικὸν ἐόν καὶ*<sup>31</sup>  
[169]

<sup>1</sup> Freilich mag man eine Spekulation auf die Unbildung oder Leichtgläubigkeit eines Volkes um so einfältiger und abgeschmackter nennen, je weniger jene Voraussetzung zutrifft. Doch kann dies nur dann geschehen, wenn der Versuch erfolglos geblieben war, was hier eben nicht der Fall ist.

<sup>2</sup> *τὸ βάρβαρον ἔθνος* kann unmöglich das gesamte barbarische Wesen bezeichnen, welches hier dem ganzen hellenischen (*τὸ Ἑλληνικόν* z. B. I, 4 fin.; I, 58 in. usw., ebenso *τὸ Πελασγικόν* I, 57, 6) entgegengesetzt wird. *τὸ βάρβαρον* gebraucht genau so unser Autor VIII, 19, 18, des-

δεξιώτερον καὶ εὐηθείης ἡλιθίου ἀπηλλαγμένον μᾶλλον, εἰ καὶ τότε γε οὗτοι ἐν Ἀθηναίοισι τοῖσι πρῶτοισι λεγομένοισι εἶναι Ἑλλήνων σοφίην μηχανέονται τοιάδε. Vgl. IX, 65, 4: θωῦμα δέ μοι ὅπως — οὐδὲ εἰς ἐφάνη τῶν Περσέων κτέ. (oder VI, 123, 17 θωῦμα ὦν μοι κτέ.) Zur Verbindung von θωυμάζω und dergleichen mit εἰ (z. B. VIII, 8, 1 θωυμάζω δὲ εἰ τὰ λεγόμενά ἐστι ἀληθέα) mag man die analogen Wendungen der englischen Sprache vergleichen: *I marvel* oder *I wonder how*, *why* usw., was ebenfalls heißt: ich staune und frage mich wie, warum usw. Diese Ausdrucksweise ist bei Herodot mehrfach verkannt worden, so IV, 30 in.: θωυμάζω δὲ — ὅτι (lies ὁ τι) ἐν τῇ Ἠλείῃ πάσῃ χώρῃ οὐ δυνάται γίνεσθαι ἡμίονοι. Denn die Verbindung θωυμάζω ὅτι wird man bei unserem Autor vergebens suchen, hingegen entspricht dieser Stelle aufs genaueste VIII, 65, 15: ἀποθωυμάζειν τέ σφας τὸν κονιορτὸν ὅτεών κοτε εἴη ἀνθρώπων. — Üblere Folgen als hier hat das Mißverständnis VII, 125 fin. gehabt, wo es die Interpunktion gestört und (irre ich nicht) auch eine Interpolation veranlaßt hat. Ich lese: θωυμάζω δὲ τὸ αἴτιον ὃ τι κοτε ἦν, τῶν ἄλλων [τὸ ἀναγκάζον] ἀπεχομένους τοὺς λέοντας τῇσι καμύλοισι ἐπιτίθεσθαι —. „Ich frage mich verwundert, was wohl die Ursache gewesen sein mag, daß“ usw. Gleichfalls sprachwidrig oder doch dem herodoteischen Sprachgebrauch zuwiderlaufend ist die Verbindung von θωῦμα ποίεσθαι mit περί c. gen., wie sie an einer mehrfach interpolierten und irrig gelesenen Stelle begegnet, die ich daher lieber zum größeren Teil hierher setze; III, 22 fin. sqq.: πρὸς ταῦτα ὁ Αἰθίοψ οὐδὲν ἔφη (so statt ἔφη οἰδὲν SVR) θωυμάζειν εἰ σιτεόμενοι κόπρον ἔτεα ὀλίγα ζώουσι. οὐδὲ γὰρ ἂν τοσαῦτα ζῶειν δύνασθαι σφας (statt δ. ζ. σφ. SVR), εἰ μὴ, τῷ πόματι

---

gleichen Dionys. Halic. (Antiquit. rom. I, 12 = I, 15, 22 Kiessl.), der Nachahmer Herodots, der I, 29 ein Stück aus den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln 57—58 anführt. Beiläufig, Sauppes Verbesserung der wichtigen Stelle I, 58, 15—16, läßt sich wohl zugleich etwas sprachgemäßer und minder gewaltsam also gestalten: — αὐξῆται ἐς πλῆθος ἐθνέων πολλῶν, τῶν <Πελασγῶν> μάλιστα προσεχωρηκότων κτέ. Zu πλῆθος ἐθνέων πολλῶν vgl. I, 66, 15: καὶ πλήθει οὐκ ὀλίγων ἀνδρῶν.

ἀνέφερον, φράζων [τοῖσι Ἰχθυοφάγοισι secl. Krüger] τὸν οἶνον· τοῦτο<sup>1</sup> γὰρ ἔωντοὺς ὑπὸ Περσέων ἐσσοῦσθαι. ἀντειρο-<sup>32</sup>  
μένων δὲ [τὸν βασιλέα om. SVR] τῶν Ἰχθυοφάγων — —. [170]  
θωῦμα δὲ ποιευμένων τῶν κατασκόπων [περὶ τῶν ἐτέων] κτέ.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. I, 73, 21: οἱ δὲ ταῦτα πρὸς Κναξάρειω παθόντες, ὥστε ἀνάξια σφέων αὐτῶν πεπονθότες, ἐβούλευσαν κτέ. Nicht ein Urteil des Historikers über die den Skythen widerfahrene Unbill — und nur dieses könnte ὥστε (= ἄτε) aussprechen — sondern ihre eigene Empfindung muß hier zum Ausdruck gelangen, um die daraus entspringende Handlung zu motivieren. Man lese also ὥς γε, wie es in ganz ähnlichem Zusammenhange heißt: ὁ δὲ ἐπεῖτε μετείθη τάχιστα, ὥς γε δὴ ἀνάξια ἔωντοῦ παθόν, κτέ. (I, 114, 24, vgl. auch IX, 37, 17 und Schweighäusers Besserung zu II, 10, 8). Daß Τ und Γ in der Ur-Handschrift leicht verwechselt wurden, kann auch eine andere Stelle lehren, die bis auf ein Wort bei Stein in Ordnung gebracht ist, nämlich II, 22, 19—21: κῶς ὦν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος (der Nil), ἀπὸ τῶν θερμωτάτων ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα γῶν τὰ πολλὰ ἐστι; Ich stelle γῶν aus τῶν her, welches Stein tilgt, obgleich es von beiden hier weit auseinander gehenden Handschriftenklassen dargeboten wird und, da es die Konstruktion nur verwirrt, nicht wohl absichtlich eingeschoben sein kann. Die abschwächende Partikel ist hingegen sehr wohl an ihrem Platz: „Wie sollte der Nil von Schnee her fließen, da er aus den allerheißesten Erdstrichen in solche fließt, die (zwar nichts weniger als kalt, aber) mindestens doch zum großen Teile kälter (und nichtsdestoweniger völlig schneelos) sind?“ Man bedenke, daß von Nubien und Ägypten die Rede ist.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Nach Gaisford wird das minder elegante τοῦτο nur von drei Handschriften, dem Schellershemianus oder Florentinus (Steins C) und zwei Parisini geboten, nach Stein hingegen (dessen wunderliche Methode der Variantenangabe wir sattsam kennen lernten) ist τοῦτο vom Vaticanus und der Aldina allein bezeugt. Jedenfalls bietet es der Vindobonensis.

<sup>2</sup> Verwechslungen von τε und γε sind in unserem Text schon vielfach nachgewiesen worden. Sollte nicht auch III, 35, 17 zu schreiben

I, 77, 15 erscheint in der Handschriften-Familie, welche ich die erste nenne, eine jener vollständig sinnlosen Lesarten, unter denen sich so oft das Ursprüngliche zu verbergen liebt. Krösus und Cyrus hatten in heißem, aber ergebnislosem Kampfe miteinander gerungen, bis die einbrechende Nacht<sup>33</sup>  
 [171] die Streitenden trennte. Am nächsten Tage trat Krösus in der Absicht, seine unzulänglichen Streitkräfte zu verstärken, den Rückzug an, da Cyrus ihn nicht angriff. Nein! — da er ihn „nicht wieder angriff“ (Stein), „nicht wieder herankam“ (Lange); „*did not repeat the attack*“ (Rawlinson), wie die Natur der Sache zu übersetzen zwingt; allein der gangbare Text erhebt dagegen Einsprache, denn aus seinem *ὡς τῇ ὑστεραίῃ οὐκ ἐπειρᾶτο ἐπιὼν ὁ Κῦρος* läßt sich unmöglich etwas Derartiges herauslesen. In SVR hingegen liest man statt *ἐπιὼν* vielmehr *ἔτι μένειν*, d. h., wenn nicht alles täuscht: *ἐπανελεῖν*! (Aus *ΕΠΑΝΕΛΘΕΙΝ* ward *ΕΤΙΜΕΝΕΙΝ*; die falsche Lesung *ΕΤΙ* statt *ΕΠ* begegnet in der ersten Handschriftenklasse auch III, 78, 13, wo R und S *ἔτι ἐστεῶς*, V mit ausnahmsweise weiter greifender Verderbnis *ἔστι ἐστεῶς* bieten statt *ἐπεστεῶς*; desgleichen zeigt der öfter vorgekommene Ausfall einzelner Buchstaben, daß der Stammkodex gedrängt geschrieben war und die Lesart *ἐπιέμενον* — in R — statt *ἐπιθέμενον* — III, 63, 10 — weist auf eben das schmale *θ* hin, welches unsere Voraussetzung hier erfordert.) Schließlich mag Schweighäusers Lexikon lehren, daß die Verbindung von *πειρᾶσθαι* mit dem Infinitiv bei Herodot nicht seltener ist als jene mit dem Partizip. Daß aber der Redakteur des Textes der zweiten Handschriftenklasse ohne Rücksicht auf die wirren Zeichen, die der Archetypus darbieten mochte, das halbwegs passende *ἐπιὼν* schrieb, dies stimmt vortrefflich zu der Vorstellung, die wir uns von diesem dreisten, aber keineswegs ungeschickten Kritikaster bilden müssen.

I, 94 fin.: *ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι αὐτοὺς ἐπὶ τοῦ βασιλέως τοῦ παιδός, ὃς σφας ἀνήγαγε, ἐπὶ τούτου τὴν ἐπωνυμίην ποιευμένους, [ὀνομασθῆναι] Τυρσηνοῦς.* Daß der sein: *ὡς μὲν ἐγὼ τε* (so Dobree und Bekk. statt *ἐγὼ γε*) *οὐ μαινομαι γε* (τε SV) *Πέρσαι τε παραφρονέουσι κτλ.*?



Satz so zu interpungieren ist, hat Herold (a. a. O. S. 436) in einer Darlegung erwiesen, die darum nicht weniger überzeugend ist, weil sie die jüngsten Herausgeber nicht überzeugt hat. Diese gehen wieder hinter Herold zurück — indem sie den einheitlichen Satz durch stärkere Interpunktion hinter ἀνήγαγε in zwei Hälften zerreißen — statt über denselben hinauszuschreiten. Denn ὀνομασθῆναι ist sicherlich zu tilgen, da es das eng zusammengehörige ἐντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι Τυρρηνοὺς „statt Lyder zu heißen, hießen sie nunmehr Tyrrhener“ auseinander zerzt und jede legitime Konstruktion unmöglich macht. Man vergleiche IV, 155, 10: <sup>34</sup> Βάττος δὲ μετωνομάσθη, was ja gleichfalls besagt „er wurde <sup>[172]</sup> zu Battos umgetauft“, oder VIII, 44, 27 (worauf Herold selbst verwies): Ἀθηναῖοι μετωνομάσθησαν „sie veränderten ihren Namen und hießen fortan Athener“, oder auch Antiochos von Syrakus bei Dionys. Halic. Antiquit. rom. I, 12, (I, 15, 25 Kiessl.): ἀφ’ οὗ μετωνομάσθησαν Ἰταλοί.<sup>1</sup> In ähnlich brachylogischer Weise werden auch andere Verba gebraucht, wie ἐπανορθοῦσθαι, μετατίθεσθαι, ἐλέγχειν (vgl. Stallbaum zu Platos Euthyphro 9 D). [Hierher gehört auch μεταλαμβάνειν, vgl. H. Sauppe im Göttinger Universitätsprogramm 1883/4, p. 12.] An all diesen Irrungen ist der kleine Zwischensatz ὅς σφας ἀνήγαγε allein schuld, da er „die nachdrückliche Wiederholung des Satzgliedes, zu dessen näherer Bestimmung er dient, durch das Demonstrativum veranlaßte“ (Herold). Die gleiche Ursache und die gleiche Wirkung wird uns noch einmal (zu III, 97) begegnen.

Habe ich Unrecht, einen Skrupel nicht verwinden zu können, der mir bei der Lektüre von I, 105 (fin.) immer wieder von neuem aufsteigt? Die Erzählung von der Plünderung des uralten Heiligtums zu Askalon durch die Skythen und der göttlichen Ahndung dieses Frevels, der Verhängung der θήλεα νοῦσος über die Plünderer und ihre Nachkommen,

<sup>1</sup> Beiläufig, ebendasselbst Z. 28 muß man lesen: οὕτω δὲ (nicht δὲ, da aus dem Vorhergehenden das Fazit gezogen wird) Σικελοὶ καὶ Μόρρητες ἐγένοντο κτέ.; desgleichen ist Z. 21 nach τὰ πιστότατα καὶ σαφέστατα offenbar ein Partizip ausgefallen, etwa συνθείς oder ἐκλεξάμενος.

schließt mit den Worten: *ὥστε ἄμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφας νοσέειν καὶ ὁρᾶν παρ' ἐωυτοῖσι τοὺς ἀπικνεομένους ἐς τὴν Σκυθικὴν χώραν ὡς διακέαται τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι*. Ich komme über das folgende Dilemma nicht hinaus: Entweder Herodot hält seine skythischen Bericht-erstatte für vollkommen verlässliche und auch seinen Lesern gegenüber für ausreichende Zeugen; warum legt er ihnen dann jenen Appell an das Zeugnis der ihr Land besuchenden Fremden in den Mund? Oder es steht anders; warum be-ruft er sich dann, da er ja doch Skythien selbst bereist hat (vgl. insbesondere IV, 81—82) und überdies am Pontus die reichhaltigsten und genauesten Erkundigungen über Land und Leute einziehen konnte, nicht auf die eigene Autopsie oder auf das direkte Zeugnis seiner Landsleute? Kurz, was soll diese Bekräftigung, die keine solche ist — was die  
 35  
 [173] mittelbare Beglaubigung einer Nachricht dort, wo eine un-mittelbare so leicht zu erreichen war? Und nicht nur er-reichbar war dieselbe, sondern Herodot hat sie zweifelsohne wirklich erreicht, da er an einer späteren Stelle (IV, 67) die Enareer nicht im mindesten als problematische Wesen be-trachtet und über ein Detail ihrer Lebensweise ganz und gar nicht wie nach unsicherem Hörensagen berichtet. Ich vermute daher, daß der Text hier schweren Schaden gelitten und ursprünglich wie folgt gelautet hat: *ὥστε ἄμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφας νοσέειν καὶ ὁρᾶν παρ' ἐσσι τοῖσι ἀπικνεομένοις ἐς τὴν Σκυθικὴν χώραν κτέ.* [Die-selbe Besserung hat später auch Madvig gefunden, *Adversaria critica* III, p. 21 (1884), sie scheint aber schon vorher von einem mir unbekannten Dänen Siesby auf Grund einer privaten Mitteilung des mir gleichfalls unbekannten dänischen Philologen Pingel veröffentlicht worden zu sein.] Die Aus-sage der Skythen über die einstige Entstehung der Krank-heit und der Augenschein, welcher ihr gegenwärtiges Dasein bekundet, treten — sich wechselseitig stützend und erklärend — nebeneinander.<sup>1</sup> Wie überrascht war ich

<sup>1</sup> Ich berufe mich zur Bestätigung meiner Vermutung nicht auf die Stellung von *τέ* nach *λέγουσι*, denn an Beispielen derartiger Hyperbata

einstens, aus Rawlinsons Übertragung zu ersehen, daß er die Stelle fast genau so wiedergegeben hat, als stünde sie ihm in der von mir vermuteten Gestalt vor Augen (vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 820), nämlich also: „*They themselves confess that they are afflicted with the disease for this reason, and travellers who visit Scythia can see what a sort of disease it is. Those who suffer from it are called Enarees.*“ 36  
[174]

Und da ich einmal der skythischen Enareer gedenken mußte, so will ich nicht von ihnen scheiden, ohne die alte Märe, daß das skythische Wort „von Hippokrates durch *ἀνδρῆς* übersetzt“ sei (so Stein, aber auch viele andere), hoffentlich für immer zu beseitigen. *ἀνδρῆς* ist weder ein griechisches Wort, noch in irgendwelcher zulässigen Weise gebildet; und seit wann bedient man sich denn zu Übersetzungszwecken einer Neubildung, auch einer statthaften, dort wo der gangbare Sprachschatz uns mit einer vollkommen

fehlt es keineswegs bei Herodot (vgl. Stein zu I, 207). Wohl aber war es an sich wenig wahrscheinlich, daß der Relativsatz *τοὺς καλέονσι Ἐνάρεις οἱ Σκύθαι* von einem Hauptsatze abhängen sollte, in welchem *οἱ Σκύθαι* gleichfalls das Subjekt ist: „die Skythen sagen ... daß man bei ihnen jene Menschen antrifft, welche die Skythen Enareer nennen“. Und dieser sprachliche Anstoß, den ich wenigstens nicht wegzuräumen weiß, nötigt mich an meiner Hypothese festzuhalten, während meine sonstigen *ἀπορίαι* sich vielleicht (wie ich nicht verhehlen will) durch eine noch weniger gewaltsame *λύσις* beseitigen ließen. Man könnte nämlich im Übrigen die überlieferte Textesgestalt durch eine nicht allzu gewagte Annahme zu rechtfertigen versuchen. Man brauchte bloß vorauszusetzen, daß Herodot, als er jene Worte schrieb, seine Pontusreise noch nicht gemacht hatte und es späterhin nicht der Mühe wert fand, die Stelle zu ändern. Verfaßte er, wie ich mit Kirchhoff glaube, die ersten Bücher zu Athen, so mochte etwa die dortige Polizeiwachtstube der Ort sein, wo er seine ersten Erkundigungen über Skythien einzog, und Mitglieder des Korps der Speusiner könnten es gewesen sein, welche die Wahrheit ihrer Erzählung von dem göttlichen Strafgericht zu Askalon durch die Versicherung besiegelten: man brauche nur ihr Land zu besuchen, um sich von dem wirklichen Vorhandensein der Enareer zu überzeugen. Unter dieser oder einer ähnlichen Voraussetzung verlöre unser Einwurf: „*τί μαρτύρων ἢ ἄλλων ἀκούειν δεῖ μ' ἢ γ' εἰσορᾶν πάρα;*“ (Orest. 532—533) allerdings seine Geltung.

ausreichenden Bezeichnung versieht? Warum übertrug der Vater der Heilkunst das skythische Wort nicht durch *ἄνανδροι* statt zu dem abenteuerlichen *ἄνανδριεῖς* zu greifen? Aber er wollte überhaupt nicht übersetzen, sondern die fremdländische Benennung, wie er mit sonnenklarer Deutlichkeit sagt (*καλεῦνται τε*), seinen Lesern mitteilen. Woher stammen also die *ἄνανδριεῖς*, die man im hippokratischen Texte findet? Auf richtiger Fährte war einzig und allein Karl Neumann, als er die Vermutung aussprach, „die Abschreiber“ hätten „das ihnen unbekannte barbarische Wort dem Sinne nach gräzisiert, ohne ihm eine vollkommen griechische Form zu geben“ (Die Hellenen im Skythenlande 162, Anm. 2). Was steht aber in Wahrheit in den besten unter den wenigen Handschriften, durch welche uns das Buch *περὶ αἰσρων, ὑδάτων καὶ τόπων* überliefert ist? Der Parisinus 2146, der Vaticanus 276 und der Monacensis 71 (über den ersten berichte ich nach Littré, über den zweiten nach Autopsie und über den dritten nach W. Meyers freundlicher Mitteilung) — also drei Vertreter der besseren Handschriften-Familie (vgl. Kühlewein im Hermes 18, 17) — bieten überhaupt nicht *ἄνανδριεῖς*, sondern *ἀνδριεῖς*. Man schreibe *ἀναριεῖς* und die Finsternis ist in Licht verwandelt! Der nur im Ausgang leicht gräzisierte arische Name der skythischen „Unmänner“ — vielleicht der klarste Beleg für die Richtigkeit von Müllenhoffs Skythen-Hypothese — tritt hier vermöge des unversehrten privativen „a“ noch deutlicher hervor als in der bei Herodot erhaltenen Wortform (vgl. Zeuss bei Neumann, S. 163). Der für die Sprachgeschichte und Ethnographie so belangreiche Satz des Hippokrates aber muß, wie ich denke, also gelesen werden (de aer. aqu. et loc. § 22 in.):

[175] *Ἐτι τε πρὸς τοῦτοισι εὐνουχίαί γίνονται οἱ πλείστοι ἐν Σκύθῃσι, καὶ γυναικῆα ἐργάζονται, καὶ ὥς αἱ γυναῖκες <διαίτῳνται>, διαλέγονται τε ὁμοίως· καλεῦνται τε οἱ τοιοῦτοι Ἀναριεῖς.<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> | Diese Besserung war im wesentlichen bereits von Ermerins, ja bereits von Mercuriale vorweggenommen worden. Dieser vermutete *ἐνάριες*, jener *ἀνάριες*, was ich aus Kühleweins Praefatio zu Hippocratis Opera vol. II ersehe.]



I, 122 fin.: οἱ δὲ τοκέες — κατέβαλον φάτιν, ὡς ἐκκείμενον Κύρον κύων ἐξέθρεψε. Nicht ohne Kopfschütteln kann man die Bemerkungen neuerer Erklärer zu dieser Stelle lesen. Krüger: „κατέβαλον, begründeten, ungewöhnlich so“; Stein: „legten den Grund zu der Sage, waren ihre Urheber, κατεφήμεζον“. Was mag wohl diese Interpreten bewogen haben von der alten, dem Zusammenhange allein gemäßen Auffassung abzuweichen (Valla: *divulgarunt*; Schweighäuser: *sparserunt famam*; Lange: verbreiteten das Gerücht; aber auch Rawlinson: *spread the report*)? Offenbar nichts anderes als die mangelnde Einsicht in den Prozeß, durch welchen καταβάλλω die hier erforderliche Bedeutung erlangt hat. Und doch ist die Sache einfach genug, obgleich auch die Wörterbücher hierüber hartnäckig schweigen. Das Lexicon Vindobon. (pag. 105, 17 Nauck) bemerkt zu unserem Verbum: καταβάλλει τὸν πολέμιον καὶ καταβάλλει τὰ σπέρματα, eine Gebrauchsweise, für welche der Thesaurus allerdings nur eine einzige Stelle eines Kirchenschriftstellers anführt, die in Wahrheit jedoch in allen Epochen der griechischen Sprache nachweisbar ist. Ich zitiere das Wenige, was mir eben zur Hand ist:

Plato Theaetet. 149 E: εἰς ποίαν γῆν ποῖον φυτὸν τε καὶ σπέρμα καταβλητέον —.

Arist. Problem. κ, 12 (924a, 3): πολλοὶ γὰρ πεπείρανται καὶ ῥίζας μεταφέροντες καὶ σπέρματα καταβάλλοντες —.

Pseudo-Arist. de mirab. auscult. 80 (836a, 20—21): καὶ τοὺς καρποὺς αὐτοῖς τὴν γῆν πολλαπλασίους ἀνίσσθαι τῶν καταβαλλομένων —.

Theopomp. frg. 143 (C. Müller): ὡς ἐκείνους τὸν καρπὸν τὸν Δημήτριον μὴ ἀνορύττειν καταβληθέντα εἰς τὴν γῆν —.

Demosthen. c. Timocrat. § 154: ἀλλ' οὐδὲ σπέρμα δεῖ καταβάλλειν τῶν τοιούτων πραγμάτων —.

Telephus Pergam. (τεχν. συναγ. 211 Speng.): καὶ ὅτι Ὅμηρος τὰ σπέρματα τῆς τέχνης κατέβαλεν —.

Clem. Alex. Strom. II, 23 (p. 506 Pott.): καταβαλλομένων <sup>38</sup> σπερμάτων — — καταβάλλουσι τὰ σπέρματα οἱ <sup>[176]</sup> γεωργοί.

Longus Pastoral. III, 30 (165, 26 Herch.): *ὅτι μικροῦ δεῖν ὀλιγώτερα ἦν τῶν καταβληθέντων σπερμάτων* —. [Vgl. auch Philo De aeternitate mundi 20, 11 u. 30, 13 Cumont: *ὥστε γεωργοὶ κατεβάλλοντο* und *ἐκ μόνου τοῦ καταβληθέντος κτέ.*, desgleichen Hippocrates De natura pueri 22 (VII, 514 Littré), Menander frg. 96 u. 199 Kock, desgleichen *σπερμάτων καταβολή* bei Proclus in Platonis Rempublicam ed. Schöll 30, 57, endlich auch Antipho frg. 57 Blaß.]

Ist es da zu verwundern, wenn an dem Verbum die Bedeutung des Ausstreuens, Verbreitens haften blieb, so daß Aristoteles von *καταβεβλημένοι μαθήσεις, καταβεβλημένα παιδεύματα* im Sinne der allgemein verbreiteten, jedermann geläufigen Kenntnisse und Bildungsmittel spricht (siehe Bonitzens Index), und Platon von dem was alle Welt las und kannte, von den populärsten Büchern seiner Zeit, den protagoreischen Gelegenheitsschriften sagt: *δεδημοσιωμένα που καταβέβληται* (Sophist. 232 D), wo übrigens Schleiermacher mit seinem „das liegt öffentlich bekannt gemacht . . . da“, desgleichen H. Müller („in veröffentlichten Schriften niedergelegt“) die Bedeutungs-Nuance ganz erstaunlich verfehlt haben.

Tut es not daran zu erinnern, daß *σπείρω* in diesen und ähnlichen Verbindungen genau so gebraucht wird wie *σκεδάσκειν*? Man vergleiche, falls dies erforderlich scheint, Xen. Cyrop. V, 2, 30: *καὶ οὗτος ὁ λόγος πολὺς ἤδη ἔσπαρται* mit Herod. IV, 147: *ἐσκεδασμένου δὲ ἤδη τοῦ λόγου* oder Ps. Plato Minos 320 D: *αὕτη ἡ φήμη κατεσκέδασται* mit Eurip. frg. 229: *ὥς ὁ πλεῖστος ἔσπαρται λόγος* (vgl. auch Herod. VII, 107. 18 oder Sophocl. frg. 587 und Electr. 642, gleichwie Aristot. Poet. 1457 b, 26 ff.). [Vgl. jetzt auch Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* p. 40 Kenyon<sup>1</sup>: *προδιασπείρας γὰρ λόγον.*] Eine vollständig zutreffende Parallele zu unserer Stelle bietet endlich ein Scholion zu Pindar Nem. VIII, 20 = 32 Böckh: *πολλὰ οὖν, φησί, περὶ τοῦ Κινύρου καταβέβληνται ἱστορίαι καὶ διάφοροι.*

I, 139, 16: *τὰ οὐνόματά σφι ἔόντα ὅμοια τοῖσι*

σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ τελευτῶσι πάντα ἐς τὸ αὐτὸ γράμμα κτέ. Von dem ersten Teil dieser Bemerkung gilt noch immer das Wort, mit welchem Schweighäuser seine weitläufige Erörterung der Stelle beschließt: „*caeterum uberiores etiam nunc lucem locus hic videtur desiderare*“. Denn die bisherigen Erläuterungen derselben stellen unsere Glaubenskraft auf eine gar harte Probe. Herodot soll hier — dies ist die gemeinsame Voraussetzung aller Übersetzer und Erklärer — von der etymologischen Bedeutung der persischen Personennamen sprechen. Nun frage ich nicht, ob es von vornherein wahrscheinlich ist, daß unser Geschichtschreiber eine so tiefe Kenntniss der persischen Sprache besaß oder auch nur zu besitzen glauben konnte, um solch einen etymologischen Versuch zu wagen, er, der durch seine unmittelbar folgende Äußerung über den gleichen Ausgang aller Persernamen (wie man jetzt allgemein annimmt) den Beweis liefert, daß er dieselben nur in ihrer gräzisierten Gestalt gekannt hat.<sup>1</sup> Ich frage nur, was der Satz unter jener Voraussetzung bedeuten soll. Und da trifft es sich jedenfalls seltsam, daß die Übertragung dieser Worte um so ungereimter ausfällt, je getreuer sie ist, und einen Schein von Sinn und Berechtigung nur dann gewinnt, wenn man sich mit ihnen ganz und gar unzulässige Freiheiten gestattet. Zur ersten Kategorie gehört Langes Übersetzung: „die da hergenommen sind von dem Leibe oder der Pracht“. Am andern Ende der Reihe steht Rawlinsons Deutungsversuch: „*their names which are expressive of some bodily or mental excellence*“. Und doch muß auch Rawlinson sofort in einer Anmerkung bekennen, daß die Gewalt, die er der Sprache antut, der Sache wenig frommt; denn nur „selten“ sei es der Fall, „*that the etymology can be traced to denote physical or mental qualities*“. Und Steins Wiedergabe mehrerer persischer

39  
[177]

<sup>1</sup> Vgl. Matzat im Hermes VI, 447. — Auch an das seltsame Versehen, vermöge dessen er den Gott Mithra, durch den scheinbar weiblichen Namensausgang getäuscht, für eine Göttin hielt (I, 131), darf erinnert werden. Vgl. Bréal, De Persicis nominibus apud scriptores graecos (Paris, 1863) p. 5—8.

Namen durch ihre griechischen Äquivalente (wie *Φιλάγαθος*, *Κτήσιππος*, *Ἡλιόδωρος*, *Φίλιππος*) beweist nur das eine was sie sicherlich nicht beweisen soll: daß jene Namen durch ihren Bedeutungsgehalt Herodots Erstaunen unmöglich erregen und weder zu der uns vorliegenden noch zu irgend einer Bemerkung Anlaß geben konnten! — Von all diesen Irrwegen führt uns die einfache Wahrnehmung zurück, daß *ὅμοια ἔοντα* keineswegs das besagt, was die Interpreten es besagen lassen: „die da hergenommen sind“ oder die „in ihrer Bedeutung entsprechen“ usw., sondern: welche ähnlich sind. Und wie können Namen ähnlich sein *τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ*? Doch wohl nur, indem sie einen gleichartigen Eindruck hervorbringen. Kurz, Herodot, der von den persischen Namen wenig mehr kennt als ihren Klang (und von ihrer äußeren Gestalt handelt ja auch die Hauptbemerkung, an welche unsere Notiz als eine durch-

<sup>40</sup>  
[178] aus beiläufige und nebensächliche sich anschließt), wird durch diesen an andere Eigentümlichkeiten der Perser erinnert. Auf sein Ohr, welches an die lispelnde Sprache seines Volkes gewöhnt ist, machen Namen wie Ariaramnes, Artabazanos, Artaxerxes, Mithrobarzanes, Tanyoxarkes usw. mit ihrem Vokalreichtum und ihrer Konsonantenfülle einen ähnlichen Eindruck wie auf uns die Namen spanischer Hidalgos. Und er gibt diesen Eindruck durch eine Bemerkung wieder, welche buchstäblich also zu übersetzen ist: „Ihre Namen, welche ähnlich sind ihrem stattlichen Körperwuchs und ihrer sonstigen Pracht, endigen alle auf denselben Buchstaben“ usw., oder (in freierer Wiedergabe): „Ihre Namen, deren voller Klang ihrem stattlichen Wuchs und ansehnlichen Wesen entspricht“ usw. (Die Worte *τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ* bilden ein Hendiadyoin in dem einzigen Sinne, in welchem ich diese Redefigur überhaupt anzuerkennen vermag, nämlich als eine Verbindung zweier koordinierter Begriffe, deren einer auf den andern bestimmend einwirkt, ohne jedoch in dieser Einwirkung seine volle Kraft zu erschöpfen.) Daß die Perser in der Regel höher gewachsen waren als die Griechen, sagt uns Herodot selbst (VII, 103),



und wie sie ihr stattliches Ansehen noch durch lange herabwallende Gewänder,<sup>1</sup> durch Stöckel und hohe Filzmützen zu steigern wußten, darüber brauche ich ebensowenig etwas zu bemerken wie über die sonstige Pracht der Kleidung, der Rüstung, der Pferde und Wagen und des Hausgerätes dieses damals weltbeherrschenden Volkes und seiner vornehmen Häupter im Gegensatz zu Hellas, welchem „*πενίη μὲν αἰεὶ καὶ σύντροφος*“ ἦν.

---

<sup>1</sup> Darüber und über die, das griechische Auge zugleich blendende und schreckende (s. Her. VI, 112 fin.), medische Tracht überhaupt vgl. nebst Xenoph. Cyrop. VIII, 1, 40—41 die reichlichen Zusammenstellungen bei Brisson, de regio Persarum principatu p. 245 sqq.

## 15. Herodoteische Studien II.<sup>1</sup>

<sup>3</sup>  
[521] Ich befürchte keinen Widerspruch, zum mindesten keine Widerlegung, wenn ich behaupte, daß die Partikel  $\tilde{\omega}\nu$  I, 144, 19 in einer Weise gebraucht wird, für welche weder Herodot noch irgend ein anderer Schriftsteller eine ausreichende Parallele zu bieten vermag. Krügers Verweisung auf I, 69, 22 ist unzutreffend, denn dort wird  $\tilde{\omega}\nu$  im konsekutiven Sinne angewendet (=  $\acute{\alpha}\rho\alpha$ ): „Ihr steht, wie wir vernehmen, an der Spitze von Griechenland; Euch rufen wir somit an“ usw. Auch rücksichtlich der Anmerkung Krügers zur letztgenannten Stelle „ $\tilde{\omega}\nu$  nach der Parenthese wie  $\omicron\tilde{\upsilon}\nu$  öfter; zu Xen. Anab. I, 5, 14“ tut eine Unterscheidung not. Den eigentlich epanaleptischen Gebrauch der Partikel — und diesen hat doch wohl Krüger im Auge, — d. h. die Hervorhebung eines durch Dazwischengetretenes verdunkelten und darum wieder aufgenommenen Begriffes oder einer aus vorher zerstreuten Einzelvorstellungen gewonnenen Gesamtvorstellung, vermag ich auch nicht in all den Stellen der Anabasis, auf welche Rehdantz (zu I, 5, 14) verweist, zu erkennen. An der letztgenannten Stelle ist die Anwendung von  $\omicron\tilde{\upsilon}\nu$  durch den begründenden Zwischensatz, IV, 7, 2 durch den temporalen Vordersatz bedingt, VI, 6, 15 findet sich  $\omicron\tilde{\upsilon}\nu$  bereits vor dem Zwischensatz und wird nach demselben bloß wiederholt; nur III, 1, 20:  $\tau\acute{\alpha}\ \delta' \ \alpha\tilde{\upsilon}\ \tau\tilde{\omega}\nu\ \sigma\tau\omicron\alpha\tau\iota\omega\text{-}\tau\tilde{\omega}\nu\ \acute{\omicron}\pi\acute{\omicron}\tau\epsilon\ \epsilon\nu\theta\upsilon\mu\omicron\iota\mu\eta\nu\ \acute{\omicron}\tau\iota$  — —  $\tau\alpha\tilde{\upsilon}\tau' \ \omicron\tilde{\upsilon}\nu\ \lambda\omicron\gamma\iota\zeta\acute{\omicron}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$  gehört streng hierher, und hier fehlt auch nicht das Moment, welches für diese Redefigur unerläßlich ist, daß nämlich der

<sup>1</sup> Wien 1883, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

(gelegentlich durch οὖν hervorgehobene) Begriff wieder aufgenommen werde, d. h. also im vorhergehenden entweder als solcher oder in seine Bestandteile aufgelöst bereits einmal ausgesprochen sei.<sup>1</sup> Von alle dem ist in unserem Falle keine Rede; man schreibe und interpungiere daher wie folgt: Die Ionier der Zwölf-Städte halten an ihrem Nationalheiligtum (dem Panionion) mit eifersüchtiger Ausschließlichkeit fest, ἐβουλεύσαντο δὲ αὐτοῦ μεταδοῦναι μηδαμοῖσι ἄλλοισι Ἰώνων (οὐδ' ἐδεήθησαν δὲ οὐδαμοὶ μετασχεῖν ὅτι μὴ Σμυρναῖοι), κατὰ περ οἱ ἐκ τῆς πενταπόλειος νῦν χώρας Δωριεῖς, πρότερον δὲ ἐξαπόλειος τῆς αὐτῆς ταύτης καλεομένης· φυλάσσονται γὰρ μηδαμὸς ἐσδέξασθαι τῶν περιοίκων Δωριέων ἐς τὸ Τριοπικὸν ἱερόν, ἀλλὰ καὶ σφέων αὐτῶν τοὺς περὶ τὸ ἱερόν ἀνομήσαντας ἐξεκλήρισαν τῆς μετοχῆς. Die Partikel γοῦν wird hier genau so angewendet wie z. B. bei Thukyd. VI, 59, 3, wo Hertlein (bei Krüger) also erklärt: „Dies — läßt sich wenigstens daraus schließen, daß“ usw. Die in κατὰ περ οἱ — Δωριεῖς liegende allgemeine Behauptung wird durch das Folgende zugleich begründet und ermäßigt (von einer „Ermäßigung der vorhergehenden Behauptung“ spricht Arnold Hug in einem gleichartigen Falle, zu Plato, Sympos. 195 D). Herodot deutet mit kurzen Worten das an, was er in ausführlicherer Darlegung etwa also ausgedrückt hätte: Von einem gleichartigen Beschluß der Dorer (ἐβουλεύσαντο) vermag ich freilich nichts zu melden; dennoch vergleiche ich sie in diesem Betracht mit den Ioniern (κατὰ περ), weil ihre Handlungsweise eine derartige Gesinnung unzweideutig bekundet. (Man vergleiche außerdem, was Bäumlein, Griech. Partikeln 188—189, zusammenstellt, etwa auch Thukyd. II, 65, 6; Plato, Sympos. 194 E).

I, 155, 2—3: —μηδὲ πόλιν ἀγχαίην ἐξαναστήσης ἀναμάρτητον ἔοῦσαν καὶ τῶν πρότερον καὶ τῶν νῦν ἐσπεώτων.

<sup>1</sup> Auf solche Fälle verweist jetzt mit bestem Fug die Anm. zu I, 69 in Krügers zweiter Ausgabe. Man vergleiche sie mit unserer Stelle; und der Unterschied kann niemandem verborgen bleiben (es sind V, 99; VI, 76); teils folgernd, teils einfach die Erzählung fortführend (= ἄρα) ist jedoch οὖν VII, 137, IX, 26 und 87.

Das allerdings ungewöhnlich gebrauchte *έστεώτων*, welches man immer und immer wieder in *ένεστεώτων* verändern will, wird meines Erachtens genügend geschützt durch Sophocl. Trachin. 1271: *τὰ δὲ νῦν έστῶτ'* —.

Ein Emblem läßt sich I, 169 mit Sicherheit erkennen, weil es nicht nur eine überflüssige, sondern zugleich eine falsche Erklärung des Gedankens unseres Geschichtsschreibers enthält. Von Phokäern sowohl als Teiern hatte er nicht gesagt, daß sie sich in offener Feldschlacht mit dem persischen Eroberer gemessen hatten. Ihre höhere Freiheitsliebe gab sich dadurch kund, daß sie lieber die Heimat verließen, ehe sie das Joch der Fremdherrschaft zu tragen sich entschlossen. Man lese also: *Οὔτοι μὲν νυν Ἰώνων μοῦνοι τὴν δουλοσύνην οὐκ άνεχόμενοι εξέλιπον τὰς πατρίδας· οἱ δ' ἄλλοι Ἴωνες διὰ μάχης μὲν ἀπίκοντο Ἀρπάγω [κατὰ περ οἱ ἐκλιπόντες] καὶ ἄνδρες ἐγένοντο ἀγαθοὶ —, έσσωθέντες δὲ καὶ ἀλόντες ἔμενον κατὰ χώρην ἕκαστοι καὶ τὰ ἐπιτασσόμενα ἐπετέλεον.*

Nicht ganz so streng erweisbar, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich ist das folgende Emblem: I, 174, 6ff.: *καὶ δὴ πολλῇ χειρὶ ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων, μᾶλλον γάρ τι καὶ θεϊότερον ἐφαίνοντο τιτρώσκεσθαι [οἱ ἐργαζόμενοι] τοῦ εἰκότος τά τε ἄλλα τοῦ σώματος —, ἔπεμπον ἐς Δελφοὺς κτέ.* Wie überflüssig und pedantisch scheint doch der von uns eingeklammerte Zusatz, wie ungeschickt seine, das eng Zusammengehörige auseinander reißende, Stellung, und wie viel leichter läßt sich ohne denselben das zu *ἔπεμπον* zu denkende Subjekt (*οἱ Κνιδιοι*) aus dem Vorangehenden entnehmen! Die Notwendigkeit, von der Gesamtheit der Knidier, welche das Orakel zu Delphi beschickt, den mit der Durchstechung der Landenge beschäftigten Teil derselben zu unterscheiden, trotzdem es soeben erst hieß: *πολλῇ χειρὶ ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων* — wem sonst mochte sie wohl einleuchten als einem Schulmeister? Oder sagen wir lieber: als dem Schulmeister, dem wir im folgenden so oft begegnen werden, sofort auch Kap. 185 in den Worten: *ἐποίησε δὲ ἀμφοτέρω ταῦτα, [τόν τε ποταμὸν σκολιὸν καὶ τὸ ὄρυγμα πᾶν ἔλοε], ὥς ὃ τε*



ποταμὸς βραδύτερος εἶη — καὶ οἱ πλόοι ἔωσι σκολιοὶ κτέ. Wie geschmackvoll ist dies doch ausgedrückt: (Nitokris) machte den Strom krumm, damit die Schifffahrt krumm sei! Und wie sinngemäß: sie machte das ὄρυγμα ganz und gar zu einem Sumpf, als ob sie es schon vorgefunden und nicht, wie soeben erzählt ward, (ᾠρουσσε ἔλυτρον λίμνη), erst geschaffen hätte! Allein der entscheidende Beweis für die Un-  
 echtheit des Zusatzes liegt in seiner Unwahrheit. Denn von einem Sumpfe ist hier ganz und gar nicht die Rede, sondern von einem mit Wasser erfüllten Becken, dessen Ver-  
 wandlung in einen Morast mittels der Zurückleitung der anfänglich in ihn gelenkten Wassermassen erst am Schluß<sup>6</sup> [524] des nächsten Kapitels erzählt wird!<sup>1</sup> — Derlei, man möchte sagen proleptische Embleme werden uns noch mehrfach be-  
 gegnen. Doch verweilen wir zunächst noch im wasserreichen Mesopotamien, welches gleich Ägypten nach allen Seiten hin von Kanälen durchschnitten war, von Kanälen, aber doch nicht in solche, wie der gegenwärtige Text uns glauben machen will (193, 3—5): ἡ γὰρ Βαβυλωνίη χώρα πᾶσα κατὰ περὶ ἡ Αἰγυπτίη κατατέτυμνεται [ἐς δώρυγας]. Vgl. II, 108 und 109: κατέταμνε δὲ τοῦδε εἵνεκα τὴν χώραν ὁ βασιλεὺς und τούτων μὲν δὴ εἵνεκα κατετεμύθη ἡ Αἰγυπτος.<sup>2</sup> — Auch die Darstellung der Euphrat-Schifffahrt leidet noch an einem kleinen Textesfehler. Von dem daselbst bis heute gebräuch-  
 lichen „auf Schläuchen schwimmenden Strauchgeflechte“

<sup>1</sup> Woher weiß übrigens Stein, daß diese „großen Strom- und Kanalbauten“ nur zu Zwecken der Flußregulierung und der Bodenbewässerung, nicht aber, wie Herodot behauptet, auch zu Befestigungszwecken dienten? Eines Besseren konnte ihn wohl Ritters Erdkunde, West-Asien, B. III, Abt. 3 belehren. Wie gefährlich zum mindesten dem Heer Kaiser Julians nebst der medischen Mauer auch die Kanäle, die Moräste und die künstlichen Überschwemmungen wurden, ist bekannt genug. Und gilt nicht von all diesen Wasserbauten dasselbe, was Ritter über die von den Persern im unteren Euphratlauf angelegten Katarakte oder Hemmungen bemerkt, daß sie „zu Bewässerungszwecken, ebenso wie zu denen der Verteidigung“ dienten (a. a. O., S. 34)?

<sup>2</sup> In jedem Betracht unwahrscheinlicher ist die Annahme Krügers (2. Aufl.), daß nur ἐς vor δώρυγας eingeschoben sei.

(Puchstein in Berlin. Sitzgsb. 1883, 41) heißt es nämlich (194, 12): — οὔτε πρύμνην ἀποκρίνοντες οὔτε πῶρην συνάγοντες, ἀλλ' ἀσπίδος τῶπον κυκλοτερέα ποιήσαντες καὶ καλὰ μὴς πλῆσαντες πᾶν τὸ πλοῖον, οὕτω ἀπιῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλῆσαντες. [Entbehrlich scheint uns die tiefer in die Überlieferung einschneidende Änderung Desrousseaux', Revue de Philologie X, 63.] Die Ersetzung des überlieferten völlig müßigen τοῦτο (der Vindob. hat, um nichts besser, τούτοις) durch das in solcher Verbindung allein übliche οὕτω bedarf keiner Rechtfertigung, wie denn angesichts der fortwährenden Verwechslung von οὔτος, οὔτοι, οὕτω, τοῦτο u. dgl. nur Sinn und Zusammenhang unsere Wahl bestimmen können. So lese ich II, 28 fin. (diesmal mit SVR): οὔτος (statt οὕτω) μὲν δὴ ὁ γραμματιστὴς κτέ.; II, 156 in. (mit Bekker): οὔτος (gleichfalls statt οὕτω) μὲν νυν ὁ νηὸς κτέ.; III, 138 fin.: οὔτοι δὲ πρῶτοι ἐκ τῆς Ἀσίας ἐς τὴν Ἑλλάδα ἀπίκοντο Πέρσαι, καὶ οὕτω (statt οὔτοι), διὰ τοιόνδε πρῆγμα, <sup>7</sup>κατάσκοποι ἐγένοντο; VII, 170 fin.: — ἀπέθανον τρισχίλιοι <sup>[525]</sup>οὔτοι, αὐτῶν δὲ Ταραντίνων οὐκ ἐπὶ νῆρι ἀριθμός. — (An dieser Stelle hat das überlieferte οὕτω zum mindesten Anstoß erregt und allerlei Vorschläge erzeugt; vgl. auch IV, 44 in.: ὃς κροκοδείλους δεύτερος οὔτος ποταμῶν πάντων παρέχεται, oder VIII, 45: ἔθνος ἐόντες οὔτοι Ἀσρικὸν ἀπὸ Κορίνθου.) Ebenso wenig bezweifle ich, daß IX, 102, 27 zu schreiben ist: διωσάμενοι γὰρ τὰ γέγρα, οὕτω (statt οὔτοι) φερόμενοι ἐσέπεσον ἄλλες ἐς τοὺς Πέρσας. Einige andere Fälle sollen später besprochen werden. Für die Verwirrung, die in diesem Betracht in den Handschriften herrscht, verweise ich noch (ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit) auf I, 170 fin., wo Schäfer, wie auf VII, 154 in., wo Stein gebessert hat, gleichwie auf den kritischen Apparat Gaisfords zu I, 2 g), I, 14 e), III, 62 f), III, 136 in., IV, 44 h), IV, 86 k), VI, 83 e), IX, 102 k).

I, 204, 13 hat die augenscheinlich fehlerhafte Überlieferung τοῦ ὧν δὴ πεδίου τοῦ μεγάλου οὐκ ἐλαχίστην μοῖραν μιτέχουσι οἱ Μασσαγέται zu verschiedenen Herstellungsversuchen Anlaß gegeben, unter denen Steins frühere Änderung:

τούτου δὴ ὦν πεδίου τοῦ μεγάλου wohl die schlechteste, Herolds (jetzt auch von Stein angenommene) Schreibung: τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου τοῦ μεγάλου die beste, zum mindesten eine völlig sprachgemäße ist. Doch scheint man nicht beachtet zu haben, daß der Zusatz μεγάλου nicht nur ganz und gar entbehrlich, sondern nach dem unmittelbar Vorangehenden kaum erträglich ist. Wer pflegt denn eine Ebene „unabsehbar“ (πλήθος ἄπειρον ἐς ἄποψιν) und sogleich darauf nur einfach „groß“ zu nennen? Dieser Abschwächung des Gedankens begegnen wir und erklären zugleich die Entstehung des Fehlers, wenn wir annehmen, Herodot habe geschrieben: τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου οὐκ ἐλαχίστην κτέ., durch den Ausfall eines ΤΟΥ (in ΙΟΥΤΟΥΤΟΥ) sei aus dem Pronomen der Artikel geworden und dieser habe seinerseits wieder die Einschlebung des Adjektivs verursacht.

#### Zweites Buch.

Dort, wo Herodot die Meinung der Ionier, d. h. seines Vorgängers Hekataös, der Nil bilde die Grenze zwischen Asien und Libyen, ad absurdum führen will, leidet der Text an einem Gebrechen, in betreff dessen ich immer von neuem erstaune, daß dasselbe nicht längst erkannt und geheilt worden ist. Der Schluß des Kap. 16 muß nämlich unweigerlich also lauten: ἢ (nicht οὐ) γὰρ δὴ ὁ Νεῖλος γέ ἐστι κατὰ <sup>8</sup> [526] τοῦτον τὸν λόγον ὁ τὴν Ἀσίην οὐρίζων τῆς Αἰβύης· τοῦ Δέλτα δὲ τούτου κατὰ τὸ ὅξυ περιρρήγνυται ὁ Νεῖλος, ὥστε ἐν τῷ μεταξὺ Ἀσίας τε καὶ Αἰβύης γίνοιτ' ἄν. „Denn es ist ja doch der Nil, der nach dieser Ansicht Asien von Libyen scheidet; nun spaltet sich aber der Nil an der Spitze des Delta, so daß dieses zwischen Asien und Libyen mitten innen zu liegen käme.“ (Lange gibt den sinnlosen Text ebenso sinnlos wieder, Stein greift zu willkürlicher Umdeutung, und Rawlinson, der allein klar zu sehen scheint, faßt den Satz als Frage auf, wogegen jedoch die asseverierende Kraft der Partikelverbindung οὐ γὰρ δὴ entschiedene Einsprache erhebt.) Die Schuld der Verderbnis möchte ich nicht dem Zufall beimessen, sondern dem Vorwitz jenes antiken Korrektors,

dem wir unablässig begegnen und der es sich hier beikommen ließ, die stillschweigend gezogene Konklusion des Historikers („der Nil bildet nicht die Grenze der zwei Erdteile“) in den Obersatz der hypothetischen Beweisführung hinein zu emendieren.<sup>1</sup>

II, 23: *ὁ δὲ περὶ τοῦ Ὠκεανοῦ λέξας ἐς ἀφανὲς τὸν μῦθον ἀνευρίκας οὐκ ἔχει ἔλεγχον· οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα, Ὅμηρον δὲ ἢ τινα τῶν (ἢ τῶν τινα?) πρότερον γενομένων ποιητέων δοκέω τὸ οὐνομα εὐρόντα ἐς τὴν ποιήσιν ἐσενείκασθαι.* Das Verständnis dieser hochwichtigen Sätze liegt freilich nicht mehr ganz so sehr im argen wie vor ein paar Jahrzehnten, da Krüger *ἔλεγχον* zweifelnd durch „Grund“ (mit Lange) oder „Beweiskraft“ wiedergab und Stein die Phrase „*οὐκ ἔχει ἔλεγχον*“ mit „bietet nicht Grund, Veranlassung zur Widerlegung“ übersetzte. Jetzt weiß zum mindesten auch Stein aus Thukyd. III, 53 (er hätte auch Lysias XII, 31 anführen können; von Babrius 81, 4 sehe ich lieber ab), daß der letztgenannte Satz so viel heißt als „ist nicht zu widerlegen“, besser „entzieht sich jeder Widerlegung“; doch macht weder seine noch Rawlinsons Übertragung und Erklärung der Stelle (oder soll ich sagen, der Mangel jeder Erklärung?) den Eindruck, als ob die ganze Bedeutung derselben bereits ausgeschöpft wäre. Sollte ich  
 9  
 [527] mithin auch Kennern nur das sagen, was sie sich selbst schon gesagt haben, so lohnt es doch der Mühe, dasselbe — so bündig als die Sache es nur irgend zuläßt — einmal auszusprechen. — Unter den verschiedenen Versuchen die Nilschwelle zu erklären, behandelt Herodot keinen mit so wegwerfender Geringschätzung als jenen des Hekataïos. [Diese Beziehung bestreitet Hugo Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen I<sup>1</sup>, 106 ff. = I<sup>2</sup>, 131 f.] Er gilt ihm als eine jener zwei Erklärungen, die er kaum

<sup>1</sup> Das *δεῖ* des vorangehenden Satzes (welches Stein jedenfalls mit Krüger in *ἔδει* verändern mußte) fehlt in der ersten Handschriftenklasse und dürfte somit auf Interpolation beruhen. Es hieß vielleicht: *τέταρτον γὰρ δὴ σφας προσλογίζεσθαι <χοῆν> Αἰγύπτου τὸ Δέλτα, εἰ μῆτε γέ ἐστι τῆς Ἀσίας μῆτε τῆς Λιβύης.*



einer Erwähnung wert erachtet (*οὐδ' ἀξιῶ μνησθῆναι εἰ μὴ ὅσον σημῆναι βουλόμενος μοῦνον*), und zwar „als die unverständigere von beiden, wenn sie gleich wunderbarer klingen mag“.<sup>1</sup> Wenn er nun hier von diesem Erklärungsversuche sagt: „Jener aber, der den Okeanos herbeizieht und so die Sache auf das Gebiet des Unergründlichen spielt, entzieht sich jeder Widerlegung“ — will er damit die Frage nach der Richtigkeit dieser Theorie für eine unlösbare erklären und seinerseits nur ein bescheidenes *ἐπέχω* äußern? Keineswegs; denn wie stimmte dazu die im vorigen ausgesprochene Mißachtung und wie der herbe Spott der unmittelbar folgenden Worte: „Denn ich weiß ja gar nichts von einem wirklichen Strome dieses Namens, sondern ich halte ihn für eine Erfindung der Dichter“? Vielmehr kann er gar nichts anderes sagen wollen als dieses: eine Hypothese, die sich so gänzlich aus dem Bereich des Wahrnehmbaren und Sinnfälligen entfernt, daß sie der Widerlegung nicht einmal eine Handhabe bietet, ist eben dadurch gerichtet. Sein *οὐκ ἔχει ἔλεγχον* (welches wohl verdient hätte ein geflügeltes Wort zu werden) ist ein unbedingtes Verdammungsurteil. Er verlangt von einer Hypothese, damit sie der Beachtung wert, oder, reden wir immerhin unsere Sprache, damit sie wissenschaftlich berechtigt sei, daß sie im letzten Grunde erweisbar, daß ihr Objekt (um mit Newton zu sprechen) eine vera causa sei. Er steht diesmal auf rein positivem, wir hätten fast gesagt auf positivistischem Boden. Zu dem schneidenden Hohn, mit welchem er hier die Flucht des wissenschaftlichen Erklärers

<sup>10</sup>  
[528]

<sup>1</sup> Nur dies kann der Sinn der allgemein mißverstandenen Worte sein: *ἀνεπιστημονεσιτέρη μὲν — λόγῳ δὲ εἰπεῖν θαυμασιωτέρη*. Letzteres ist gleich einem *ἀκοῦσαι δὲ θαυμασιωτέρη*, etwa wie Pindar Pyth. I, 50 von einem *τέρας θαυμάσιον προσιδέσθαι*, *θαῦμα δὲ καὶ παρσέντων ἀκοῦσαι* spricht. Die Wirkung auf den nüchtern prüfenden Verstand und jene auf die Phantasie werden einander schroff gegenübergestellt. Ein abschwächendes *λόγῳ εἰπεῖν* = *ὡς λόγῳ εἰπεῖν* ist nicht am Platze und der Gegensatz von *μὲν* und *δέ* wird von dieser, der gangbaren Auffassung ignoriert. Steins Erklärung in der vierten Auflage seiner kommentierten Ausgabe nähert sich unserer Deutung der Stelle, ohne jedoch mit ihr zusammenzufallen.

in das Wolkenreich des *ἀφανές* oder *ἄδηλον* behandelt, paßt gar wohl die helle Lache, die er ein andermal gegenüber diesen und ähnlichen Willkürerfindungen aufschlägt. („Ich muß lachen, wenn ich sehe, . . . wie sie den Okeanos rings um die Erde fließen lassen und diese kreisrund machen, als ob sie von der Drechselbank käme.“ IV, 36.) Sein Standpunkt ist dies eine Mal, wo die Rivalität mit seinem Vorgänger seinen Witz schärft, der des streng wissenschaftlichen Forschers, den eine nicht auszufüllende Kluft von dem Dichter, von dem Erfinder scheinbarer und gefälliger Fiktionen scheidet.<sup>1</sup> Wie hätte er vor den Konsequenzen seiner eigenen Denkart zurückgeschauert, wäre ihm der volle Umfang derselben zum Bewußtsein gekommen: wie schwer hätte er sich andererseits gekränkt gefühlt, hätte er es ahnen können, daß ihn die Nachwelt nicht glimpflicher behandeln würde, als er selbst hier seinen Vorläufer behandelt: man denke an die offen oder verhüllt ausgesprochenen Urteile des Ktesias, des Thukydides,<sup>2</sup> des Aristoteles, des Strabon oder Diodor! Doch dem sei wie ihm wolle: Herodot ist schwer-

11  
[529]

<sup>1</sup> In ähnlicher Weise verweist Hippokrates (De prisc. med. cap. 20) die Lehren des Empedokles und anderer über die Entstehung des Menschen u. dgl. aus dem Reich der Naturwissenschaft in jenes — der schönen Künste (*ἡσσαν νομίζω τῇ ἡτοικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ*).

<sup>2</sup> Geradezu tragisch — oder soll ich sagen wie die Sühnung einer tragischen Schuld? — berührt es mich, wenn ich bei diesem auf Herodot bezügliche Äußerungen lese, wie sie das zwanzigste und einundzwanzigste Kapitel des ersten Buches enthalten: *οὕτως ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας καὶ ἐπὶ τὰ ἐτοῖμα μᾶλλον τρέπονται* (man denkt an Bacos „*ex iis quae praesto sunt*“!) und *οὔτε ὥς ποιηταὶ ἐμνήκασιν . . . ἐπὶ τὸ μεῖζον κοσμοῦντες* (vgl. unser *λόγῳ δὲ εἰπεῖν θανυμασιωτέρῳ*)! . . . *οὔτε ὥς λογογράφοι ξυνέθεσαν ἐπὶ τὸ προσαγωγότερον τῇ ἀκροάσει ἢ ἀληθέστερον, ὅντα ἀρεξέλεγκτα*!! Thukydides ist eben nicht minder darauf erpicht, dem Herodot etwas am Zeuge zu flicken, er ist ebenso tadelsüchtig und — offen gesagt — ebenso unbillig gegen seinen Vorgänger wie dieser gegen Hekatäos. Daher die zahlreichen malitiösen Anspielungen, auf deren Verständnis er übrigens nur dann rechnen konnte, wenn das Werk des Vaters der Geschichte sich noch in allen Händen befand — ein Sachverhalt, der mir von Kirchhoff (mit aller Ehrerbietung vor dem hervorragenden Forscher sei es gesagt) keineswegs nach Gebühr gewürdigt scheint (Abfassungszeit usw. S. 9).

lich der erste und wahrlich nicht der letzte Denker, der einen methodischen Grundsatz ausspricht, zu dessen rückhaltsloser Durchführung er noch keineswegs vorbereitet ist; auch von ihm gilt Batteux' tiefsinniges Wort, man dürfe den Alten gegenüber niemals einen Grundsatz aus den Augen verlieren: nämlich den, „*de ne point leur prêter les conséquences de leurs principes, ni les principes de leurs conséquences.*“ — Allein irren wir nicht, begehen wir nicht einen groben Anachronismus, wenn wir unserem Historiker auch nur als gelegentlichen Lichtblick eine Ansicht über die Berechtigung wissenschaftlicher Hypothesen zutrauen, die nahezu identisch ist mit der Lehre eines Comte oder eines Mill: eine Hypothese (die mehr sein will als eine vorläufige Hilfe unseres Vorstellungsvermögens) muß in letzter Instanz der Verifikation zugänglich sein? Konnte er etwas von dem Unterschied „leerer“ und müßiger Hypothesen, d. h. derartiger, die ihrer Natur nach ewig unbeweisbar bleiben müssen, und solcher wissen, von denen dies nicht gilt? Statt unser möge sein großer Zeitgenosse Hippokrates antworten, der diese Lehre nicht etwa nur ahnungsweise und in rudimentärer Gestalt, sondern mit voller Klarheit und in ihrem ganzen Umfange kannte und aussprach. Dort nämlich, wo der Vater der Medizin gegen die natur-philosophischen Theorien seiner Zeit zu Felde zieht und es so bitter beklagt, daß man sich ihrer auch in betreff der Heilkunst bediene, einer wirklichen und nicht bloß einer Schein-Kunst, deren ersprießlicher Betrieb für das Wohl und Wehe der Menschen von so unaussprechlicher Bedeutung sei (*ἐμφὶ τέχνης εὐούσης, ἣ χρέονταί τε πάντες ἐπὶ τοῖσι μεγίστοισι κτέ*), an dieser hochwichtigen Stelle des Buches „von der alten Medizin“ fährt er wie folgt fort (I, 572 Littré [= I, 2, 1 Kühlewein] — die geringen Abweichungen meines Textes von demjenigen Littrés und Ermerins' bedürfen kaum einer Rechtfertigung): *Διὸ οὐκ ἡξιούν ἐγωγε κεινῆς αὐτὴν ὑποθέσιος δεῖσθαι, ὥσπερ τὰ ἀφανέα τε καὶ ἀπορεόμενα· περὶ ὧν ἀνάγκη, ἢν τις ἐπιχειρῆν λέγειν, ὑποθέσι χρεέσθαι, οἷον περὶ τῶν μετεώρων ἢ τῶν ὑπὸ γῆν· ἃ εἴ τις λέγοι καὶ γινώσκοι ὡς ἔχει, οὔτε ἂν*

αὐτῶ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖσι ἀκούουσι δηλα ἐν εἴῃ εἶτε ἀληθεία ἐστὶ εἶτε μή· οὐ γὰρ ἔστι πρὸς ὃ τι χρὴ ἐπανενέγκαντα εἰδέναι τὸ σαφές. Eine wunderbare, von sonnenheller Geistesklarheit durchleuchtete Äußerung, deren Wert es wenig mindert, daß ihr Urheber ganz so wie sein intellektueller [530] Zwilling Bruder Sokrates zeitweilige Erkenntnisgrenzen mit ewigen verwechselt (indem er die *μετέωρα* für *ἄδηλα* schlechtweg hielt, während es doch nur *πρὸς καιρὸν ἄδηλα* waren!) und die bei Lichte besehen nur die Entfaltung eines Keimes ist, welchen schon der unsterbliche Begründer aller skeptischen Denkrichtungen, Xenophanes von Kolophon, gepflanzt hatte, indem er ausrief:

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφές οὐ τις ἀνὴρ γένητ' οὐδέ τις ἔσται  
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἄσσα λέγω περὶ πάντων·  
εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα τύχοι τετελεσμένον εἰπών,  
αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ' ἐπὶ πᾶσι τέτυκται.

[Dieselben Verse schwebten auch Platon vor, als er Menon 80D schrieb, worüber neuerlich P. Natorp, *Forschungen zur Geschichte des Erkenntnisproblems* S. 95 Anm. 1, sich verbreitet hat.] Man darf wahrscheinlich eine ganz direkte Filiation der Ideen annehmen und vermuten, daß diese Verse (bei deren Auslegung Sextus Empir. 200, 53 Bk. *ἀμφὶ θεῶν κτλ.* ganz richtig durch *ὑποδειγματικῶς περὶ τινος τῶν ἀδῆλων* wiedergibt) Hippokrates wohlbekannt und seinem Geiste gegenwärtig waren, als er jene bedeutungsvollen Sätze niederschrieb. Doch es ist Zeit inne zu halten, so verlockend es auch wäre, andere Anklänge an das herodoteische Dictum und insbesondere Nachklänge desselben zu verfolgen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Als ein solcher darf vielleicht wegen des ähnlichen Zusammenhanges, in dem sie auftaucht, die nachstehende Äußerung Diodors gelten (I, Kap. 40): τῶν δ' ἐν Μέρφει τινὲς φιλοσόφων ἐπεχείρησαν αἰτίαν φέρειν τῆς πληρώσεως ἀνεξέλεγκτον μᾶλλον ἢ πιθανήν, und weiter unten: καθόλου μὲν γὰρ ἀνεξέλεγκτον ἀπόφασιν εἰσηγούμενοι . . . διαφεῦξασθαι τοὺς ἀκριβεῖς ἐλέγχους νομίζουσι· δίκαιον δὲ τοὺς περὶ τινῶν διαβεβαιούμενους ἢ τὴν ἐνάργειαν παρέχεσθαι ἢ τὰς ἀποδείξεις λαμβάνειν ἐξ ἀρχῆς συγκεχωρημένως (l. συγκεχωρημένης). Zum Gedanken und Ausdruck vgl. Galen VI, 836 K.: ληπτέον δὴ κἀναυῖθα ὁμολογουμένην ἀρχήν,



Nicht ohne gewaltiges Staunen wird man (Kap. 25) aus 13  
Steins Ausgaben und Übersetzung die wundersame Mär [531]  
entnehmen, daß in Ober-Libyen das ganze Jahr hindurch

oder Proclus comment. in Euclid. p. 58 Basil: μέθοδοι δὲ . . . παραδέδονται, καλλίστη μὲν ἡ . . . ἐπ' ἀρχὴν ὁμολογουμένην ἀνάγουσα τὸ ζητούμενον, oder Hipparch. ap. Strabon. II, 89 = I, 117—118 Mein.: — ἀπὸ μὴ συγχωρουμένου λήμματος κατασκευαζόμενον. Desgleichen Aristotel. de gener. anim. II, 8 (747b, 5): — οὐθ' ὅλως ἐκ γνωρίμων ποιούμενος τὰς ἀρχάς oder Diocles Caryst. ap. Galen. VI, 456 K.: — διαμαρτάνουσιν ἐνίοτε, ὅταν ἀγνοούμενα καὶ μὴ ὁμολογούμενα καὶ ἀπίθανα λαμβάνοντες ἱκανῶς οἴωνται λέγειν τὴν αἰτίαν. Einige Zeilen weiter ist zu schreiben: ὅταν μέλλῃ παρὰ τοῦτο [statt περὶ τούτου] γνωριμώτερον ἢ πιστότερον γενέσθαι τὸ λεγόμενον. [Vgl. auch Galen V, 811 K.: ἀλλ' ἐτέρωθεν ποθεν ἐξ ὁμολογουμένων ἀρξάμενον ἀποδεικνύει πειρᾶσθαι.] Desgleichen Aristoxenos, Die harmon. Fragmente (S. 46 fin. Marquardt): ἡμεῖς δ' ἀρχὰς τε πειρώμεθα λαβεῖν φαινόμενας ἀπάσας (l. ἅπασι) τοῖς ἐμπείροις μουσικῆς καὶ τὰ ἐκ τούτων συμβαίνοντα ἀποδεικνύειν. Ein schwerlich ganz zufälliger Anklang begegnet uns bei Antiphon, Fragm. X. Blaß. — Zur Beleuchtung der Tragweite des Herodoteischen Ausspruchs und der Geistesverfassung, aus der er hervorgegangen, mögen schließlich ein paar moderne Parallelen dienen: „Auch hätte wohl durch ein leichtes vergleichendes Experiment konstatiert werden können, daß in den Raum wirklich verdünnter Luft nicht nur Eisen, sondern auch andere Körper hineingetrieben werden; allein gerade der Umstand, daß man solche Einwände erheben kann, zeigt, daß der Erklärungsversuch einen fruchtbaren Boden betritt, während mit der Annahme verborgener Kräfte, spezifischer Sympathien und ähnlichen Auskunftsmitteln gleich alles weitere Nachdenken niedergeschlagen wird“ (Lange, Geschichte des Materialismus I<sup>2</sup>, 122). — „*Chercher ce fait*“ (das Übernatürliche) „*avant la création de l'homme; pour se dispenser de constater des miracles historiques fuir au delà de l'histoire, à des époques où toute constatation est impossible; c'est se réfugier derrière le nuage, c'est prouver une chose obscure par une autre plus obscure, contester une loi connue à cause d'un fait que nous ne connaissons pas*“ (Renan, Les Apôtres p. XLVII). — „*But Mr. Casaubon's theory*“ (von einer Ur-Offenbarung) „*was not likely to bruise itself unawares against discoveries: it floated among flexible conjectures . . . it was a method of interpretation which was not tested by the necessity of forming anything which had sharper collisions than an elaborate notion of Gog and Magog: it was as free from interruption as a plan for threading the stars together*“ (George Eliot, Middlemarch III, 92—93 (Tauchn. edit.).

„die kalten Winde blasen“; und das soll Herodot in demselben Satze berichten, in welchem er von dem dort nie getrübten Sonnenschein und der daselbst beständig herrschenden Hitze spricht; ja die kalten Winde sollen in dem Lande des ewigen Sommers (Kap. 26) dazu beitragen, daß die Sonne dort das ganze Jahr hindurch das bewirke, was sie anderswo nur zur Sommerszeit bewirkt: ἔτε διὰ παντός τοῦ χρόνου αἰθρίου τε ἔontos τοῦ ἡέρος τοῦ κατὰ ταῦτα τὰ χωρία καὶ ἀλεινῆς τῆς χώρας εὐούσης καὶ ἀνέμων ψυχρῶν, διεξιὼν ποιεῖ οἶόν περ καὶ τὸ θέρος ἐώθεε ποιεῖν ἰὼν τὸ μέσον τοῦ οὐρανοῦ. ἔλκει γὰρ ἐπ' ἐωυτὸν τὸ ὕδωρ κτέ. Der Unsinn dieser Textesüberlieferung nötigt uns zu der Annahme, daß im Archetypus einige Worte (vielleicht eine Zeile) ausgefallen sind und die fragliche Stelle ungefähr so zu schreiben ist: καὶ ἀνέμων <οὐδαμᾶ ἐπεχόντων> ψυχρῶν —. [Ähnlich später, nämlich καὶ <ἄνευ> ἀνέμων ψυχρῶν, Madvig Adversaria III, 25f.] (Die analoge Schreibung des Sancroftianus und des Parisinus 1634: οὐκ ὄντων oder ἐόντων ἀνέμων ψυχρῶν statt καὶ ἀνέμων ψυχρῶν besitzt zwar keinerlei Autorität, da sie auch dem Vindobonensis und, wie es scheint, dem Vaticanus fremd ist; doch hätte die sinngemäße, wenngleich allzu gewaltsame Konjekture, der die neueren Herausgeber und Übersetzer (etwa von Lange abgesehen, der die Worte einfach ausläßt!) einmütig gefolgt sind, wohl eine Erwähnung verdient. Steins tiefes Stillschweigen muß den Leser zu der Annahme verleiten, der traditionelle Widersinn sei allezeit gläubig hingenommen worden.

Wie hier, so hat Herr Stein auch in seiner Behandlung von Kap. 33 fin. das Kind mit dem Bade verschüttet. Dort heißt es: τελευτᾷ δὲ ὁ Ἴστρος ἐς θάλασσαν ῥέων τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου διὰ πάσης Εὐρώπης, τῇ Ἰστροίῃ οἱ Μιλησίων οἰκεῖνσι ἄποικοι. Valckenaer wies darauf hin, daß die durchschossenen Worte den „ebenmäßigen Fluß der herodoteischen Rede“ störend unterbrechen, und er fand sie um so anstößiger, da ja wenige Zeilen vorher mit μέσσην σχιζῶν τὴν Εὐρώπην genau dasselbe gesagt sei. Die Bemerkung war nur halb wahr, denn die Wortverbindung τελευτᾷ — ῥέων

ist um nichts auffälliger und sicherlich eben so echt wie das gleichartige *ἄρχεται ῥέων* Kap. 22 fin. Im übrigen hat es mit der (von Stein in Bausch und Bogen verworfenen) Athetese gewiß seine volle Richtigkeit. Die erste Handhabe zur Interpolation bot das mißverständene und darum als bezuglos erachtete *ῥέων*, weiter gefördert hat sie das schulmeisterliche Bestreben, den von Herodot vorausgesetzten Parallelismus zwischen Donau und Nil (von welch letzterem im folgenden gesagt wird: *δοκέω διὰ πάσης τῆς Αἰβύης διεξιόντα ἐξισοῦσθαι τῇ Ἰστροῦ*) auch sprachlich bis zum Äußersten durchzuführen. Auch brauchte der Interpolator die fraglichen Worte (wenn es wirklich dessen bedurfte) nicht erst, wie Valckenaer annahm, aus IV, 49 herbeizuholen, da er sie weit näher — Kap. 56 fin. — in gleicher Anwendung vorfand.<sup>1</sup>

Auch von solchen aus naher und nächster Nachbarschaft <sup>15</sup> eingeschmuggelten Emblemen ist unser Text noch über- <sup>[533]</sup>füllt; und es wäre unbillig, hier in jedem einzelnen Falle das zu verlangen, was sich in vielen Fällen mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit leisten läßt: die Erbringung eines strengen Beweises für die Unmöglichkeit der Überlieferung. Die Macht der durch eben diese Fälle geschaffenen Präsumtion, der Analogieschluß, in letzter Reihe auch das geübte Sprachgefühl und das Ohr haben gleichfalls ein Wort mitzureden, und gefehlt wird nur — allzu häufig! — dadurch, daß diese untergeordneten Faktoren sich eine

<sup>1</sup> Abichts Umstellung (*τελευτᾷ δὲ ὁ Ἰστρος εἰς θάλασσαν τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου ῥέων διὰ πάσης Εὐρώπης*) zerzt das eng Zusammengehörende (*τελευτᾷ — ῥέων*) auseinander, ohne doch den von Valckenaer richtig empfundenen Anstoß zu beheben. — Irre ich nicht, so sind auch IX, 51 fin. die Worte *ἐκ τοῦ Κιθαιρώνος* aus dem Vorangehenden (*σχιζόμενος ὁ ποταμὸς ἄνωθεν ἐκ τοῦ Κιθαιρώνος ῥέει κάτω εἰς τὸ πεδῖον*) wiederholt und *περισχίζεται ῥέονσα* ebenso zu verstehen wie *ἄρχεται ῥέων* und *τελευτᾷ ῥέων* an den oben besprochenen Stellen, zu denen sich noch *ἔχει ῥέων* (I, 72, 21), *ἀπικνέσται ῥέων* (I, 185, 23) und *ἦκει ῥέονσα* (II, 127, 5—6) gesellen. Mit ähnlicher Fülle des Ausdrucks heißt es II, 182 in.: *ἀνέθηκε δὲ καὶ ἀναθήματα πέμψας* (add. SVR) *ὁ Ἀμασις εἰς τὴν Ἑλλάδα*.

Stellung anmaßen, die ihnen nicht zukommt.<sup>1</sup> Endlich dürfen wir auch auf minder zwingende Indizien hin eine Mehrheit von Emblemen dort anerkennen, wo die Hand des Interpolators einmal ergriffen worden ist. Wer möchte uns z. B. Unrecht geben, wenn wir IX, 91 in. also schreiben wollen: *ὡς δὲ πολλὸς ἦν λισσόμενος [ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος], εἶρετο Λευτυχίδης, εἴτε κληδόνος εἵνεκεν θέλων πυθέσθαι εἴτε καὶ κατὰ συντυχίην [θεοῦ ποιῶντος]. „ὦ ξεῖνε Σάμιε, τί τοι τὸ οὖνομα“; ὁ δὲ εἶπε „Ἠγησίστρατος“. ὁ δὲ ὑπαρπάσας τὸν ἐπίλοιπον λόγον, εἴ τινα ὥρμητο λέγειν ὁ Ἠγησίστρατος, εἶπε „δέχομαι τὸν οἰωνὸν [τὸν Ἠγησίστρατον], ὦ ξεῖνε Σάμιε“ —.* Das letzte dieser Embleme ist bereits von Valckenaer erkannt und als solches erwiesen worden; nackt zeigen es <sup>16</sup> <sup>[534]</sup> die Handschriften der ersten Klasse, während die übrigen durch Umwandlung des Akkusativs in den Genetiv es dem Zusammenhang anzupassen suchen. Platterdings unmöglich scheinen mir die Worte *ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος*; denn „Fremdling aus Samos“ ist als Anrede so passend und üblich, wie unzulässig im Munde des Erzählers. Und da darf man denn schließlich wohl auch fragen, warum in dem Dilemma *εἴτε* — *εἴτε καὶ* durch den Zusatz *θεοῦ ποιῶντος* die Möglichkeit, daß die Frage eine rein zufällige sei, geradezu ausgeschlossen werden soll, während doch der von Herodot gewählte Ausdruck (*συντυχίη*) eben hierfür die ganz eigentliche

<sup>1</sup> Wie mißlich es ist, der Stimme des rhythmischen Gefühls allein zu vertrauen, das mag ein Beispiel zeigen. An der von uns im obigen (S. 165 [hier 29]) so ausführlich besprochenen Stelle I, 32 haben Mehler (Mnemos. 1856, p. 66) und Cobet (bei Bähr I, p. X) das Wort *ἄνουσος* für verdächtig erklärt. Nun wüßte ich zwar kein anderes Verdachtsmoment zu nennen, denn daß dort eine zu der gehobenen Diction der Stelle sehr wohl passende Redefülle, aber keinerlei eigentliche Tautologie vorliegt, kann unsere Übertragung derselben lehren; wohl aber empfahl sich jener Tilgungsvorschlag mit der sich dann ergebenden Symmetrie des Doppelpaares *ἄνηρος . . . ἀπαθὴς κακῶν, εὐπαις εὐειδής* dem Ohre ungemein. Wer jedoch von unserer Darlegung überzeugt ward, dem muß es nicht nur begreiflich, sondern notwendig scheinen, daß einer Mehrzahl negativer Bestimmungen, der die ganze sprachliche Gestaltung des Satzes angepaßt ist, nur eine Minderheit von positiven gegenüberstehe: *ἄνηρος, ἄνουσος, ἀπαθὴς κακῶν — εὐπαις, εὐειδής*.



Bezeichnung ist (vgl. z. B. III, 121: *εἴτ' ἐκ προνοίας — εἴτε καὶ συντυχίῃ τις τοιαύτη ἐπεγένετο*); und ihm, wollte er von einer göttlichen Fügung reden, andere und minder plumpe Wendungen, wie *θείῃ τύχῃ χρεώμενος* (III, 139) u. dgl. zu Gebote standen.<sup>1</sup>

II, 13 spricht Herodot die Befürchtung aus, die Bewohner von Unterägypten und insbesondere des Delta würden im Laufe der Zeit der Vorteile der Nilschwelle verlustig gehen, falls anders ihr Land in demselben Maße wie bisher zu wachsen fortfahre. Nur von der Erhöhung des Terrains kann hier die Rede sein, nicht von der Zunahme seiner Masse nach der Seeseite hin;<sup>2</sup> was soll also neben den allein sinn- gemäßen Worten: *ἦν οὕτω ἡ χώρα αὕτη κατὰ λόγον ἐπιδιδῶ* 17  
*ἐς ὕψος* noch der Zusatz: *καὶ τὸ ὅμοιον ἀποδιδῶ ἐς αὐξήσιν*? [535]

<sup>1</sup> Man dürfte mir entgegen, daß für den frommen Sinn, welcher in jedem folgenreicheren Vorgang die Hand der Vorsehung erblickt, die Kategorie des Zufalls so gut als nicht vorhanden sei. Ganz richtig; aber damit ist die Sache nicht abgetan. Denn auf diesem Standpunkte ist die Scheidung aller Begebenheiten in jene, die menschlichen Absichten entspringen, und in solche, die scheinbar zufällig sind, aber auf göttlicher Einwirkung beruhen, erst recht unmöglich. Denn warum sollte das gläubige Gemüt dem Walten der Gottheit so enge Grenzen ziehen? Warum sollte diese nicht auch menschliche Pläne und Absichten beeinflussen und hervorrufen können? Daß dem Halikarnassier zum mindesten jede derartige Sonderung fremd ist, dies können vielleicht unsere Bemerkungen zu VII, 137 dartun helfen.

<sup>2</sup> In der letzten (vierten) Auflage seiner kommentierten Ausgabe versucht Stein die angezweifelte Worte durch die folgende Erwägung zu rechtfertigen: „Denn sowohl die Vergrößerung als die Erhöhung des ... Areals vermindert allmählich die Wassermenge, die sich bei der Nilschwelle über je einen Acker ergießt.“ Daß Herodot jedoch hieran nicht denkt, sondern nur den Zeitpunkt ins Auge faßt, in welchem die Nilfluten jene Äcker überhaupt nicht mehr erreichen werden, geht aus dem Wortlaut seiner Äußerungen unzweideutig hervor: *μηὶ κατακλύζοντος αὐτὴν τοῦ Νείλου* und weiter unten: *μήτε ὁ ποταμὸς οἶός τ' ἔσται ἐς τὰς ἀρούρας ὑπερβαίνειν*. Mit Letronne, der Schäfers und Schweighäusers übergewaltsame Änderungsvorschläge mit Recht zurückweist, in dem Satze eine statthafte Tautologie zu erkennen (Journ. d. sav. 1817, 49), dazu wird sich heute schwerlich jemand entschließen. Vielleicht rühren auch die Worte *ἐς ὕψος* an beiden Stellen von der Hand des Interpolators her.

Ich vermag — gleich Valckenaer und Krüger — in ihm nichts anderes zu erkennen als eine (mit Hilfe der sogleich in Kap. 14 vorkommenden Sätze: *αὕτη γὰρ ἐστὶ ἡ ἀνέξανομένη* [sc. *χώρη*] und *εἰ σφι ἐθέλοι — ἐς ὕψος ἀνέξανεσθαι*) angefertigte Marginalerklärung, die durch ein hinzugefügtes *καὶ* mit dem Text verschmolzen ward. (Der einsichtsvolle Rawlinson nimmt zu der dem Original keineswegs entsprechenden pleonastischen Wendung seine Zuflucht: „*if the land goes on rising and growing at this rate*“.) Sollte nicht auch der Beisatz: *τὸν ἐπίλοιπον* zu den Worten *πείσεσθαι τὸν πάντα χρόνον Αἰγύπτιοι* eine fremde Zutat sein? Daß die Worte in S fehlen (aber nicht in R und V), beweist freilich nichts gegen ihre Echtheit. Allein sie sind nicht nur völlig entbehrlich, da *τὸν πάντα χρόνον* allein „die ganze Zukunft“ bedeutet,<sup>1</sup> sondern sie machen auch den Eindruck eines Strebens nach peinlicher und pedantischer Genauigkeit, das unserem Autor ebenso fremd wie seinem antiken Interpolator geläufig ist.

Ich kehre zu der Reihenfolge der Kapitel zurück. Zu II, 65, 17 ff.:<sup>2</sup> *τὸ δ' ἄν τις τῶν θηρίων τούτων* (der heiligen Tiere) *ἀποκτείνῃ, ἣν μὲν ἐκὼν, θάνατος ἡ ζημίη κτέ.* bemerkt Stein: „Die Worte *τὸ δ' ἄν τις* sind verdächtig, weil dem neutralen Relativ keinerlei Beziehung im Nachsatze entspricht. Herodot schrieb wohl *ὃς δ' ἄν τις* usw. und so hat [536] Diodor“. [Stein hat diesen Änderungsvorschlag fallen lassen. Soweit meine Gegenbemerkung polemischer Art ist, möge sie als getilgt gelten.] Ich würde diese Bemerkung durch Krügers Verweisung auf seine Sprachlehre § 51, 13, 12

<sup>1</sup> Bei Herodot (denn Dichterstellen wie Sophoel. frg. 515 N. können allerdings nichts beweisen) begegnet uns (falls mir nichts entgangen ist) dieselbe Phrase noch zwölfmal, teils auf die Vergangenheit, teils auf die Zukunft bezogen, darunter zweimal mit dem durch den Zusammenhang gebotenen einschränkenden Zusatz *τῆς ζῆς* (I, 85 fin. und VI, 52 fin.), sonst ohne jeden Beisatz (II, 173; III, 65; III, 75; IV, 187; VI, 52; VI, 123; VIII, 140; IX, 27; IX, 73; IX, 106).

<sup>2</sup> Beiläufig, II, 65, 5 genügt es vollständig, den, wie so häufig, fälschlich eingesetzten Artikel mit Valckenaer zu tilgen: *τῶν δὲ εἵνεκεν ἀνεῖται* [τὰ] *ἰρά* —.

als erledigt erachten, wenn der treffliche Grammatiker diese Ausdrucksweise auch aus Herodot selbst völlig ausreichend illustriert hätte. Man vergleiche vor allem III, 99, 12: ἡ δὲ ἂν γυνὴ κάμη, ὡσαύτως αἱ ἐπιχρεώμεναι μάλιστα γυναῖκες ταῦτά τοῖσι ἀνδράσι ποιεύσι, wo die Verkennung dieser Konstruktion zur Schreibung ἡν δὲ γυνὴ κάμη (in allen Handschriften außer in SVFK nach Gaisford, nur in der Aldina und — mit leichter Modifikation — im Parisin. d nach Stein) geführt hat. Ebenfalls hierher gehört IV, 99, 25—26. Gewählt aber ward hier diese Sprachweise (die, nebenbei, so alt ist wie Od. σ 285—286) wohl darum, weil der Historiker sagen wollte: „welches immer dieser Tiere einer töten mag, es erwartet ihn dieselbe — harte — Strafe, der Tod“, nicht viel anders als wie Strabon (p. 733 = 1022, 16 Mein.) sagt: ὅτω δ' ἂν θύσωσι θεῶ, πρῶτω τῷ πυρὶ εὔχονται.<sup>1</sup> — Einem ähnlichen Mißverständnis ist offenbar die leichte Trübung der Überlieferung entsprungen, der man II, 115, 24 begegnet: ἐγὼ εἰ μὴ περὶ πολλοῦ ἡγεύμην μηδὲνα ξείνων (l. ξείνων) κτείνειν, ὅσοι ὑπ' ἀνέμων ἤδη ἀπολαμφθέντες ἤλθον ἐς χώραν τὴν ἐμὴν —. Der gen. plur. ward hier gewiß von einem Schreiber oder Korrektor eingeführt, der die Stelle nicht minder unrichtig als Rawlinson verstand: „— *that no stranger driven to my country by adverse winds should ever*

<sup>1</sup> Dafür, daß ὅστις von Herodot mehrfach gleich ὅς und ebenso ὅς gleich ὅστις gebraucht wird (hier kommt noch die Verbindung τὸ δ' ἂν τις in Betracht), vergleiche man Krüger 51, 8, 4 (auch Dialekt. Synt.) und für das erstere insbesondere Struves herrliche Untersuchung, Opusc. II, 256 sqq. Einen weiteren Beleg sowohl für diese Gebrauchsweise, als für die in den Handschriften (des herodoteischen Werkes, wie der Hippokratischen Schriften, z. B. II, 74 fin.; VI, 34 fin.; VI, 99, Z. 7 v. u. L.) stereotype Art der Verderbnis liefert IV, 149, 24, wo neben dem ἐπὶ οὖ der Vulgata der erste Parisinus ἀπ' οὖ, der Vatic. und Vindob. aber ἀπὸ τοῦ (der Sancroft. ἀπὸ τούτου!) darbieten, mithin sicherlich zu schreiben ist: Οἰόλοκον δὲ γίνεται Αἰγεύς, ἀπ' ὅτεν Αἰγεῖσαι καλεῦνται —. Auch wenige Zeilen vorher ist auf Grund der Autorität dieser Handschriftenklasse an die Stelle des ἐπὶ unseres Textes das sprachlich ganz ebenso zulässige (Struve p. 262) ἀπό aus SVR zu entnehmen: τῇ δὲ νήσῳ ἀπὸ τοῦ οἰκιστέω Θήρα ἢ ἐπωρυμῇ ἐγένετο und ἀπὸ τοῦ ἔπεος τούτου οὖνομα τῷ νηγίσκῳ τούτῳ Οἰόλοκος ἐγένετο.

<sup>19</sup> *be put to death*“, während doch Proteus nur seinen Abscheu  
 [587] vor dem *ξεινοκτονέειν* (wie es bei der Rekapitulation des  
 Gedankens im folgenden heißt) ausdrücken will und der Satz  
*ὅσοι — χάριν τὴν ἐμὴν* ebenso zu verstehen ist wie die  
 ganz gleichartigen Satzglieder IX, 26, 11: *ὅσαι ἤδη ἐξοδοὶ  
 κοινὰ ἐγένοντο κτέ.* oder I, 214 in.: *ὅσαι δὲ βαρβάρων  
 ἀνδρῶν μάχαι ἐγένοντο.*

In der von Späteren, insbesondere von Aristoteles, so  
 viel benützten Beschreibung des Krokodils heißt es II, 68,  
 9: *ἔχει δὲ ὀφθαλμοὺς μὲν ὕψος, ὀδόντας δὲ μεγάλους καὶ  
 χαυλιόδοντας κατὰ λόγον τοῦ σώματος.* Die letzten  
 Worte halte ich aus folgenden Gründen für unecht.

1. Sie fehlen bei Aristoteles (*Hist. anim.* II, 10 fin. =  
 502a, 9—10), wo sie niemand vermißt.

2. Ihre Stellung ist eine ungeschickte, da sie augen-  
 scheinlich zu *μεγάλους* gehören und doch davon getrennt sind.

3. Sie sind tatsächlich unwahr.

4. Solch ein Marginalzusatz konnte durch das voran-  
 gehende *καὶ ὁ νεοσσὸς κατὰ λόγον τοῦ ῥοῦ γίνεται* leicht  
 veranlaßt werden.

Die Wortverbindung *κατὰ λόγον* hat (von I, 134 und der  
 daselbst einst von Stein richtig erkannten Interpolation:  
*κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ οἱ Πέρσαι τιμῶσι* abgesehen) in  
 unserem Text mehrfache Irrungen und Mißverständnisse er-  
 zeugt. II, 109, 7 sollte es bei der von Krüger vor-  
 genommenen Ausscheidung „des falschen Glossems“ sein  
 Bewenden haben: *ὅπως τοῦ λοιποῦ κατὰ λόγον [τῆς τεταγ-  
 μένης ἀποφορῆς] τελέοι.* Das Urteil des Verstandes wird  
 diesmal durch das Ohr bestätigt. Ebenso bedeutet die  
 Phrase schlechtweg „verhältnismäßig“ VII, 36, 1 (wo Stein  
 das Richtige hat, Lange und Krüger mit ihrem „der Natur  
 der Sache nach“, „natürlich“, arg irren). Mit „Verhältnis“  
 ist *λόγος* auch I, 186, 4 (im Hinblick auf den regelmäßigen  
 Wechsel der Rohr- und Ziegelschichten); II, 13, 14; II, 14, 1;  
 V, 8, 4 wiederzugeben, während VIII, 111, 11 *κατὰ λόγον*  
 allerdings = *κατὰ τὸ οἶκός* (so Stein) zu setzen ist. Was  
 soll es aber heißen, wenn VII, 95, 15 von den *νησιῶται*



gesagt wird, sie seien ursprünglich Pelasger gewesen, später aber Ionier genannt worden *κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καὶ οἱ δωδεκαπόλεις Ἴωνες οἱ ἀπ' Ἀθηνέων*? Hier soll *κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καὶ* mit einem Male nicht mehr als ein bloßes *κατὰ ταῦτα καί*, „ebenso wie“ bedeuten (Krüger nach Valckenaer), was weder mit dem Sprachgebrauch, noch mit irgend einer der Bedeutungen von *λόγος* in Einklang zu bringen ist. Stein übersetzt „aus demselben Grunde“, „mit demselben Rechte“, und erblickt in dem Satze eine Fortsetzung der I, 142 gegen die ausschließlichen Prätensionen der Zwölf-Städte-Ionier geführten Polemik, die m. E. kein Grieche aus den Worten herauslesen konnte, um so weniger als dieser vermeintliche Gedanke hier mit keiner Silbe begründet wird. Daß ferner die *δωδεκαπόλεις Ἴωνες* nicht mit den von Athen aus Angesiedelten zusammenfallen, hatte zu allem Überfluß unser Historiker I, 147 gesagt. Somit war Valckenaer sicherlich auf richtigem Wege, als er den Schluß des Satzes aus einer Marginalglosse herleitete. Nur muß man aus sprachlichen wie aus sachlichen Gründen den ganzen Satz dahin verweisen. Es ist der echtbürtige Bruder des Schlußsatzes von I, 134. 20  
[538]

Zwei Irrtümer Krügers erwähne ich, weil sie sich auf demselben Blatt vereinigt vorfinden. — Der Dativ in der Phrase: *μισθῷ ὁμολογέοντες* 86, 5 ist keineswegs in den Genetiv zu verwandeln, sondern mit Absicht gewählt, weil die ägyptischen Einbalsamierer „fixe Preise“ und die Auftraggeber nur die Wahl zwischen den drei Begräbnisklassen hatten, mithin kein Feilschen um den Preis und kein Handeleinswerden stattfand; vgl. Lysias I, § 29: *ἐγὼ δὲ τῷ μὲν ἐκείνου τιμῆματι οὐ ξυνεχώρουν*. — Endlich zu 86, 8—9 (bei der Beschreibung des Einbalsamierungs-Verfahrens) hat der treffliche Grammatiker in kaum glaublicher Weise geirrt, indem er in dem Satze: *τὰ μὲν οὕτω ἐξάγοντες, τὰ δὲ ἐγχεόντες φάρμακα* die Worte *τὰ δὲ* mit *φάρμακα* verband, wie seine Verweisung auf Dial. Synt. 50, 3, 2 beweist! 21  
[539]  
[Diesen Irrtum hat Krüger seither berichtigt.] Richtig erklärt Stein: „*τὰ δὲ*, sc. *ἐξάγοντες*. Dem *οὕτω* des ersten

Gliedes entspricht hier *εγχείοντες φάρμακα*“. Nur muß eben darum, ich denke notwendig, *εγχείαντες* geschrieben werden; sonst wäre die Verbindung eine ebensowenig angemessene wie VIII, 105 *εκτάμνων ἀγνέων ἐπώλεε ἐς Σάρδεις*, wo mir Naber mit der Verbesserung *εκταμῶν* zugekommen ist (Mnemos. 1854, p. 481). Eine gleichartige Korruptel werden wir zu III, 110 fin. mit Hilfe der besseren Handschriftenfamilie berichtigen können.

Ich übergehe mancherlei Kleinigkeiten und komme zu II, 104, wo, beiläufig bemerkt, die von unserem Historiker offen gelassene Frage nach dem Ursprung der Beschneidung jetzt wohl dahin entschieden werden kann, daß die Sitte sicherlich nicht von den Ägyptern zu den Negern, eher umgekehrt von diesen zu jenen gelangt ist.<sup>1</sup> Denn wie unwahrscheinlich ist es doch, daß äquatoriale Negervölker wie die Monbuttu und Akka (vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, 153) von ägyptischen Kultureinflüssen berührt worden seien. Am Ende jenes lehrreichen Abschnittes ist aber meines Erachtens ein Emblem auszuscheiden in den Worten: *Φοινίκων ὁκόσοι τῇ Ἑλλάδι ἐπιμίσγονται, οἱ δὲ Αἰγυπτίους μιμέονται [κατὰ τὰ αἰδοῖα], ἀλλὰ τῶν ἐπιγινομένων οὐ περιτάμνουσι τὰ αἰδοῖα*.

II, 107, 2: *τὸν δὲ ὥς μαθεῖν τοῦτο, ἀντίκα συμβουλευέσθαι τῇ γυναικί· καὶ γὰρ δὴ καὶ τὴν γυναῖκα ἄμα ἄγεσθαι· τὴν δὲ οἱ συμβουλευῶσαι τῶν παίδων ἐόντων ἕξ τοὺς <μέν>?*<sup>2</sup> *δύο ἐπὶ*

<sup>1</sup> Wenn man nicht vielmehr, wie bei den Bewohnern der Fidji-Inseln (Tylor, Early hist. of mankind 216) oder bei den Kaffern (Buckle, Common Place Book n. 4 im Index) von jedem äußeren Zusammenhange absehen darf.

<sup>2</sup> Die richtige Wortstellung zum mindesten ist auch VIII, 129, 9 gestört worden und nach SVR herzustellen: *τὰς μὲν δύο μοῖρας*. Eine größere Zahl von Fällen, in welchen die Partikel *μέν* im herodoteischen Texte ausgefallen ist, hat Naber zusammengestellt (Mnemos. 1854, p. 482). Sollte nicht auch III, 31, 22 hierher gehören: *εἰρομένου ὦν τοῦ Καμβύσεω, ἐπεκρίνοντο αὐτῷ οὔτοι καὶ δίκαια καὶ ἀσφαλέα, φάμενοι νόμον <μέν> οὐδένα ἐξευρίσκειν ὃς κελύει ἀδελφεὸν συνοικεῖν ἀδελφεῖ, ἄλλον μέντοι ἐξευρηκέναι νόμον κτέ.*? Die Schärfe des Gegensatzes läßt hier (anders als z. B. VIII, 42 fin.) die Konzessivpartikel vor *μέντοι* kaum als entbehrlich erscheinen.

τὴν πυρὶν ἐκτείναντα γεφυρῶσαι τὸ καιόμενον, αὐτοὺς δὲ ἐπ' 22  
ἐκείνων ἐπιβαίνοντας ἐκσώζεσθαι. ταῦτα ποιῆσαι τὸν Σέσω- [540]  
στριν, καὶ δύο μὲν τῶν παίδων κατακαῖναι τρόπῳ τοιούτῳ,  
τοὺς δὲ λοιποὺς ἀποσωθῆναι ἅμα τῷ πατρί. νοστήσας  
δὲ ὁ Σέσωστρις εἰς τὴν Αἴγυπτον καὶ τισάμενος τὸν ἀδελφεόν,  
τῷ μὲν ὁμίλῳ τὸν ἐπηγάγετο τῶν τὰς χώρας κατεστρέ-  
ψατο, τοῦτ' μὲν τάδε ἐχρήσατο. — Die Worte τῶν —  
κατεστρέψατο sind vormals von Stein mit Recht als eine  
ungehörige (auch durch ihre Unvollständigkeit, wie ich  
meine, als Emblem gekennzeichnete) Wiederholung aus dem  
Anfang des Kapitels: τῶν ἐθνέων τῶν τὰς χώρας κατεστρέ-  
ψατο, erkannt worden. In dem Satzglied τοὺς — πατρί hat  
Krüger die Erwähnung der Gemahlin des Sesostris vermißt,  
und er schlug zweifelnd vor, καὶ τῇ μητρί ergänzend hinzu-  
zufügen. Der Anstoß scheint mir wohl begründet, das Heil-  
mittel verfehlt. Ich halte die Worte gleichfalls für ein  
Emblem, welches sich durch seine Entbehrlichkeit und seine  
Unvollständigkeit eben als solches verrät. Die Handhabe  
dazu mochte die Verkennung des μέν solitarium bieten, ein  
Umstand, der auch 121 ε, 14 mindestens die Einschaltung  
eines (dem Zusammenhang widerstrebenden) δέ in mehreren  
Handschriften bewirkt hat.

II, 116 heißt es von Homer, er habe den ägyptischen  
Aufenthalt der Helena zwar gekannt, aber für die dichterische  
Darstellung des trojanischen Krieges minder geeignet be-  
funden und darum beiseite gelassen, δηλώσας ὡς καὶ τοῦτον  
ἐπίστατο τὸν λόγον· δῆλον (l. δηλοῖ) δὲ κατὰ παρεποίησε  
(so Bekk.) ἐν Ἰλιάδι —. Meine Änderung erheischt der all-  
gemein herrschende Sprachgebrauch.<sup>1</sup> Die Schreiber haben

<sup>1</sup> Auf die Schlußworte des Kapitels: ἐν τοῦτοις τοῖσι ἔπεσι δηλοῖ κτέ.  
kann man sich gleichfalls insofern berufen, als sie augenscheinlich das  
Obige wieder aufzunehmen bestimmt sind. Ob sie übrigens von Herodots  
eigener Hand herrühren oder die Grenzen der hier längst bekannten  
Interpolation sich weiter erstrecken, als man gemeinlich annimmt,  
dies ist eine der vielen derartigen Fragen, in betreff deren ich mir vor-  
läufig Zurückhaltung auferlege. Mit erträglichem Geschick durch-  
geführte antike Interpolationen lassen sich oft nicht mit voller Sicher-  
heit als solche erweisen, und man tut vielleicht bei einem so vielfach

<sup>23</sup> hier gerade so geirrt wie mehrere neuere Herausgeber, welche  
 [541] 117 in. *κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα καὶ τόδε* [τὸ χωρίον secl. Valcken.]  
*οὐκ ἦμιστα ἀλλὰ μάλιστα δηλον* schreiben, während die Hand-  
 schriften einstimmig *δηλοῖ* („es erhellt“) darbieten. Der un-  
 persönliche oder subjektlose Gebrauch von *δηλοῖ* aber ist  
 meines Erachtens wie hier von Valckenaer und seinen  
 Nachfolgern (s. jedoch schon Schweighäusers Berichtigung  
 im Lexic. herod.), so auch III, 82, 5 seit jeher verkannt  
 worden in den Worten: *καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὗτος ὥς ἡ*  
*μουναρχίῃ κράτιστον*. Mein Einwand freilich: „nicht der  
 aus der Pöbelherrschaft auftauchende Monarch, sondern  
 der Kreislauf der Dinge, der auch auf diesem Wege wieder  
 zur Monarchie zurückführt, ist der Beweis für die Güte  
 dieser Regierungsform“ möchte leicht als übersubtil ver-  
 worfen werden. Allein jeden Widerspruch schlägt der Rück-  
 blick auf den kurz vorangehenden Parallelsatz nieder: *καὶ*  
*ἐν τούτῳ διέδεξε ὅσα ἐστὶ τοῦτο ἄριστον*. Man schreibe daher  
 mit einer Änderung, die uns schon so häufig als nötig er-  
 schienen ist, auch hier: *καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὕτω ὥς ἡ*  
*μουναρχίῃ κράτιστον*.

II, 124, 3: *ἐργάζονται δὲ κατὰ δέκα μυριάδας ἀνθρώπων*  
*αἰεὶ, τὴν τρίμηνον ἔκαστοι*. So ist notwendig zu inter-  
 pungeren und zu schreiben, wenngleich diesmal schon im  
 Archetypus derselbe Fehler sich vorfand (*ἐκάστην*), der II,  
 168, 18 (*Καλασιρίων χίλιοι καὶ Ἐρμουρβίων ἐδορυφόρον*  
*ἐνιαυτὸν ἕκαστοι τὸν βασιλέα*) in Handschriften der ersten  
 Klasse und IX, 93, 9 (*οὗτοι φυλάσσουσι ἐνιαυτὸν ἕκαστος*) in  
 solchen der zweiten Klasse angetroffen wird; an ersterer  
 Stelle bieten nämlich R und S, an letzterer der Mediceus

verunstalteten Texte, wie es der herodoteische ist, besser daran, sich  
 zunächst auf die Besprechung solcher Verderbnisse zu beschränken, die  
 streng erweisbar sind oder ohne Beweis jedermann einleuchten, und  
 dadurch den Weg zu ebnen für die Erkenntnis und schließliche Aus-  
 merzung auch der tiefer liegenden Schäden. Nur so viel wird man mir  
 vielleicht ohne weiteres zugeben, daß, falls auf 116, 19 *καὶ ὥς ἐς Σιδῶνα*  
*τῆς Φοινίκης ἀπῆκετο* unmittelbar folgte 117 *κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα κτέ.*,  
 der Text keine Einbuße erlitt, die nicht leicht zu verschmerzen wäre.



von erster Hand *ἐκαστον*. Dieselbe unwillkürliche Assimilierung benachbarter Worte hat auch II, 156 in. eine bisher nicht bemerkte Irrung erzeugt in dem Satze: *οὗτος μὲν νυν ὁ νηὸς τῶν φανερῶν μοι τῶν περὶ τοῦτο τὸ ἱερόν ἐστι θαυμασιώτατος, τῶν δὲ δευτέρων νῆσος ἡ Χέμμις καλευμένη*. Oder sollte Herodot wirklich, nachdem er die Hauptmerkwürdigkeit des Ortes genannt hat, fortfahren: „unter den Dingen zweiten Ranges aber ist die Insel Chemmis die merkwürdigste?“ Warum führt er doch von diesen *δεύτερα* <sup>24</sup> <sub>[542]</sub> im folgenden kein einziges an, und weshalb sollte er, der Meister planer und natürlicher Darstellung, diesmal eine so gewundene Ausdrucksweise gewählt haben? Er schrieb vielmehr sicherlich: *τῶν δὲ δεύτερον* — „*the next greatest marvel*“, wie Rawlinson völlig sinngemäß übersetzt. Wer sich aber daran stoßen sollte, daß die Adversativpartikel nicht bei *δεύτερον* steht (*δεύτερον δὲ τούτων*), der sei auf Stellen verwiesen wie III, 128 in.: *Δαρσίος μὲν ταῦτα ἐπειρώτα, τῷ δὲ ἄνδρες τριήκοντα ὑπέστησαν* —; V, 81: *τοὺς μὲν Αἰακίδας σφι ἀπέπεμψαν, τῶν δὲ ἀνδρῶν ἐδέοντο* (mit Krügers Anm.); VII, 36 in.: *καὶ οἱ μὲν ταῦτα ἐποίησαν, — τὰς δὲ ἄλλοι ἀρχιτέκτονες ἐξεύγνυσαν*. Herodot liebt es eben Personalpronomina sowohl als den sie vertretenden Artikel an die Spitze des Satzes zu stellen und die Adversativpartikel unmittelbar daran zu knüpfen, eine Eigentümlichkeit, von welcher der Gebrauch von *ὁ δὲ* = *ἀλλά* (s. Krüger zu I, 17, § 2) ein bekannter Spezialfall ist.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Wie diese Eigentümlichkeit der herodoteischen Syntax hier an einer leichten Trübung der Überlieferung mitschuldig ist, so hat sie VIII, 25 ein grobes Mißverständnis und eine schwere Interpolation erzeugen und verdecken helfen. Ich meine die Einschlebung der aus VII, 228 entnommenen Worte *τέσσερες χιλιάδες*, die von C. Heraeus (Jahrb. 1868, 507—510) in vollständig überzeugender Weise erwiesen worden ist. Da Gründe hier ihre Kraft erschöpft zu haben scheinen (Stein zum mindesten ist durch jene Darlegung, die man für eine endgültige halten sollte, von dem alten Wahne nicht geheilt worden), so darf ich vielleicht ausnahmsweise das bemerken, was ich so häufig zu bemerken unterlasse, daß ich schon lange vor Heraeus durch genau dieselbe Beweisführung zu genau demselben Resultate gelangt war und

25  
[543] Jene Verderbnis von *ἐκαστοι* erinnert mich aber an die analoge Korruptel III, 18, 12 (in der Schilderung des sogenannten Sonnentisches der Äthiopen): *ἐς τὸν τὰς μὲν νύκτας ἐπιτηδεύοντα τιθέναι τὰ κράα τοὺς ἐν τέλει ἐκάστους ἐόντας*, wofür man notwendig schreiben muß: *τοὺς ἐν τέλει ἐκάστοτε ἐόντας*, geradeso wie es IV, 180, 21 heißt: *κοινῇ παρθένον τὴν καλλιστεύουσαν ἐκάστοτε* —. (Anders geartet und unanstoßig ist IV, 33, 9: *ἀπὸ δὲ Σκυθῶν ἤδη — τοὺς πλησιόχρους ἐκάστους*.) Kaum der Erwähnung wert scheint es, daß die entgegengesetzte Verderbnis (*ἐκάστοτε* statt *ἐκάστοισι*) II, 174, 3 in SVR begegnet.

II, 134 fin. lautet in allen mir bekannten Herodot-Ausgaben (von einer abgesehen, von welcher später die Rede sein soll) wie folgt: *ἐπεὶ τε γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου δὲ βούλοιτο ποιήν τῆς Αἰσώπου ψυχῆς ἀνελεῖσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο*. Stein geht (oder ging doch in den ersten Auflagen seines Kommentars) über die wundersame, ja beispiellose Konstruktion stillschweigend hinweg; er scheint es daher mit Lhardy und der großen Mehrzahl der Herausgeber für statthaft zu halten, daß mit *Ἰάδμονος δὲ* der Nachsatz beginne; Krüger meint, daß dies „nicht füglich“ der Fall sein könne und glaubt dadurch Hilfe zu bringen, daß er nach *ἀνείλετο*

auch heute (nach fast dreißig Jahren) an jener Argumentation und ihrem Ergebnis unerschüttert festhalte. — Nur in einer Kleinigkeit hat Heraeus geirrt (und darum allein komme ich auf die Sache zurück), nämlich darin, daß er *τῶν* in *τῶν μὲν χίλιοι ἐφαίνοντο κείμενοι νεκροὶ* für „demonstrativ“ gebraucht hielt. Es ist vielmehr, denn in jenem Falle würde man ein *γάρ* vermissen, das Relativ und gilt einem *τούτων γάρ* gleich, wie so oft bei Herodot, z. B. I, 210, 14; VII, 154, 12 oder III, 14, 19: *τὸ δὲ τοῦ ἐταίρου πάθος* (diese Vulgat-Lesart und nicht das *πένθος* der besten Handschriften wird von Sinn und Zusammenhang gebieterisch gefordert) *ἦν ἄξιον δακρύων, ὃς ἐκ πολλῶν τε καὶ εὐδαιμόνων ἐκπεσὼν ἐς πτωχήν ἀπίκται ἐπὶ γήραος οὐδῶ*. Dieser Gebrauch ist mehrfach bekannt worden [, vgl. „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker“ usw. hier 64 A. 1] und hat wiederholt die Einschaltung eines *γάρ* in der zweiten Handschriftenklasse veranlaßt, so: VII, 137: *οἱ [γάρ] οἱ SVR] πεμφθέντες ὑπὸ Δακεδαμονίων κτέ.*, oder VI, 15, 5, wo nicht nur *γάρ* eingeschoben, sondern auch *οἱ* getilgt ward (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828).

einen Beistrich setzt und die nachfolgenden Worte *οὕτω καὶ Αἴσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο* als Nachsatz ansieht, — eine Annahme, deren Unmöglichkeit sofort erhellt, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest. Mir ward dieses Satzungenetüm, welches sich freilich durch eine ebenso leichte als sichere Änderung berichtigen läßt, der Anlaß, die Frage nach der Zulässigkeit des *δέ* in apodosi einer umfassenden (auch auf Homer sich erstreckenden) Untersuchung zu unterziehen. Ich konnte mich dieser Notwendigkeit um so weniger entschlagen, als ich zwar auf mancherlei nützliche Zusammenstellungen und richtige Einzelbeobachtungen, hingegen auf keinen einzigen Versuch traf, diese anomale Spracherscheinung in ihrer Totalität bei diesem oder bei einem andern Schriftsteller zu behandeln, die Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegt, und die Bedingungen, welchen sie unterworfen ist, in erschöpfender Weise zu ermitteln. Die den herodoteischen Sprachgebrauch betreffenden Ergebnisse sind in <sup>26</sup> [544] Kürze die folgenden. Vor allem andern ist jene Konstruktion bei unserem Historiker an eine ausnahmslose Regel gebunden: *δέ* im Nachsatz lehnt sich immer an ein Personal-Pronomen an oder an den als ein solches gebrauchten Artikel. — (Anders ist es bei Homer, bei dem nicht selten Zeitpartikeln und auch andere Wortarten an der Spitze derartiger Sätze erscheinen, und welchen daher Krüger, *Dial. Synt.* 50, 1, 11, in diesem Betracht nicht mit Herodot auf eine Stufe stellen durfte.) Ferner zerfällt die Gesamtheit der authentischen Fälle in drei Gruppen, die sich in Kürze wie folgt charakterisieren lassen:

- A. Wiederholung des apodotischen *δέ* aus dem Vordersatze.
- B. Auftreten desselben in Nachsätzen einer Doppelperiode (deren beide Hälften jedoch nicht stets gleichmäßig ausgeführt sind).
- C. Eigentlich anakolutischer, durch begrifflichen Gegensatz motivierter Gebrauch des *δέ* = einem ἀλλὰ.

Nachdem Werfer (*Acta philol. monac.* I, 88 sqq.) und Buttmann (im 12. Exkurs zur *Midiana*) die Frage vielseitig und grundlegend behandelt, Lhardy und Stein (insbesondere zu I, 112 und II, 39) nützliche Bemerkungen und Sammlungen hinzugefügt hatten, habe ich vor Jahren das Gesamtmaterial zusammenzustellen versucht, wobei mir hoffentlich nichts, jedenfalls nichts Erhebliches, entgangen sein dürfte. Ich ordne die Stellen also:

A. I, 138 in.  $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha$  δὲ (δὲ add. Vindob.); 163 ε (ein Satz der alles Ungefüge verlöre, wenn wir statt  $\acute{\omega}\varsigma$  [Z. 2]  $\delta\varsigma$  schreiben dürften — man vgl. III, 120 ε oder IV, 52 ε für  $\omicron\upsilon\tau\omega$  δὴ  $\tau\iota$  mit folgendem Relativ —); 171 fin.; II, 50 17, 61 3, 111 19, 120 10; III, 37 11; IV, 66 fin.; IV, 81 7? (ich vermute nämlich:  $\langle\acute{\epsilon}\gamma\acute{\omega}\delta\acute{\epsilon}\rangle$   $\acute{\omega}\delta\epsilon$  δηλώσω, vgl. III, 37 und IV, 99) 99 1, 204 8; V, 37 15; VI, 16 14, 58 21, 157 17; VIII, 115 23; IX, 63 3, 85 9.

27  
[545]

B. I, 13 4\*, 173 3\*, 196 1; II, 26 22, 39 16\*, 42 in., 102 6, 149 7\*, 174 6; III, 36 21\*, 69 5, 133 24; IV, 3 2\*, 61 14, 65 21\*, 68 11\*, 94 10\*, 126 4\*, 165 in.\* (wo, nebenbei bemerkt, Stein das  $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  der Handschriften in  $\xi\omega\varsigma$  verändert, während er im ganz gleichen Falle I, 173 3 diese Änderung vorzunehmen unterläßt. Daß  $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$  mehrfach relativ angewendet wird, erhellt zumeist aus einer Anzahl hippokratischer Stellen [s. Thes.], am deutlichsten aus *De morb. sacr.* c. 16, wo man sinnwidrig liest:  $\acute{\omega}\varsigma$   $\acute{\alpha}\nu$  μετέχῃ τοῦ ἡέρος, die besten Handschriften aber — darunter der Vindob. und Marcian. —  $\tau\epsilon$   $\acute{\omega}\varsigma$  bieten d. h.  $\tau\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ ; auch bei Plato *Symp.* 191 E würde ich die altertümliche Form nicht wegkorrigieren); V, 1 6\*, 73 8\*; VI, 52 1\*; VII, 159 24, 160 9\*, 188 4\*; IX, 6 in.\*, 48 18\*, 63 9\*, 70 10. (Derartige Doppelperioden ohne δέ in *apodosi* erscheinen z. B. II, 121 6; III, 108 13; III, 158 16, wo  $\omicron\upsilon\tau\omicron\iota$  μέν aus SVR zu entnehmen ist, halb ausgeführt I, 184—185 usw.). [Vgl. auch H. Weil, *Plaidoyers de Démosthène*, I, 55 und Karl Schenkl in *Bursians Jahresberichten* 34, 213.]



C. I, 112 <sup>18</sup> (vgl. *ἄλλὰ* in IX, 42 <sup>23</sup>): III, 68 <sup>16</sup>; V, 40 <sup>15</sup>; VII, 51 <sup>9</sup>, 103 <sup>18</sup> (Gegensatz der Personen wie bei *ἄλλὰ* VII, 11 <sup>2</sup> oder IX, 48 <sup>15</sup>);<sup>1</sup> VIII, 22 <sup>11</sup>; IX, 60 <sup>24</sup>.

Aus dem Rahmen von *B* tritt scheinbar heraus VI, 30 in.: eine Ausnahme, welche jedoch in Wahrheit die Regel bestätigt; denn die Doppelperiode ist nur darum nicht zur Ausführung gelangt, weil die eine Alternative zwar hypothetisch, die andere aber wirklich ist. Viele ähnliche Fälle (über welche Werfer p. 94 zu vergleichen ist) mußten wir unter *A* stellen. Desgleichen steht von dem Gros der unter *C* vereinigten Stellen ein wenig abseits III, 108 <sup>1</sup>: *ἐπεὶν ὁ σκύμνος — ἔοχεται διακινεόμενος — ὁ δὲ ἀμύσσει τὰς μήτρας*, wo das Unerwartete der Tatsache, daß das Junge im Mutterleib diesen teilweise zerstört, die Wahl des ungewöhnlich lebhaften Ausdrucks augenscheinlich veranlaßt hat. Endlich tritt in kaum merklicher Weise aus dieser dritten Reihe heraus IV, 189, 17—20: *πλὴν γὰρ ὅτι — τὰ δὲ ἄλλα πάντα*, wo Steins Änderung des *δέ* in *γέ* schwerlich berechtigt ist und die — leichte — Anomalie nur darin besteht, daß der Artikel als solcher und nicht pronominal gebraucht ist.

Man sieht, daß diese anomale Gebrauchsweise sich bei <sup>28</sup> Herodot in sehr engen Grenzen bewegt. *A* und *C* sind <sup>[546]</sup> Spezialfälle allgemeinerer, weit umfassenderer Sprachphänomene — der Wiederholung oder Epanalepsis einerseits, die ja ebenso bei anderen Partikeln (wie eben hier bei *μέν*) und desgleichen bei anderen Wortarten und ganzen Satzgliedern auftritt und bei *δέ* selbst auch außerhalb der Apodosis, — der ebenso gelinden als wohl motivierten Anakoluthie andererseits, die bei Schriftstellern, welche nicht Herodots Vorliebe für die Voranstellung des Personal-Pronomens teilen, durch ein die Konstruktion kaum störendes *ἄλλὰ* bewirkt wird (*εἰ μὴ πρότερον, ἄλλὰ νῦν*). So bleibt denn als etwas Eigentümliches und der Erklärung Bedürftiges nur *B* zurück,

<sup>1</sup> Ist nicht auch VIII, 140 <sup>α</sup>, 19 zu schreiben: <ἄλλ> ἄλλη παρέσται πολλαπλησίη, gleichwie (nach Krügers überaus ansprechender Vermutung) VI, 13, 5: <ἄλλ> ἄλλο σφι παρέσται πένταπλησιον?

oder genauer gesprochen — denn das  $\delta\acute{\epsilon}$  im Nachsatz der zweiten Periode kann, streng genommen, auch als ein Spezialfall von  $\lambda$  gelten — jene neunzehn Fälle, die wir durch ein Sternchen ausgezeichnet haben. Über diese ist einfach zu sagen, daß unser Autor aus der ungleich weiteren aber freilich auch nicht unbegrenzten Gebrauchssphäre Homers diesen Rest der ursprünglichen Parataktik als ein Kunstmittel übernommen hat, welches dazu dient, eine Doppelperiode durch scharf pointierende Hervorhebung ihrer einzelnen Bestandteile innerlich zu gliedern. Sehr bezeichnend ist in diesem Betracht die Beifügung von  $\tau\acute{o}\tau\epsilon$  (*ή δὲ τότε* II, 149 7, wofür es bei Homer  $\tau\acute{o}\phi\omicron\omicron\alpha$   $\delta\acute{\epsilon}$  geheißen hätte), gleichwie das Fehlen des  $\delta\acute{\epsilon}$  bei jenen Nachsätzen, deren Inhalt aus dem Vordersatze wie etwas Selbstverständliches hervorgeht (z. B. II, 174 5), und seine Hinzufügung dort, wo die Apodosis als etwas Unerwartetes und Überraschendes sich der Protasis gegenüberstellt (vgl. insbesondere III, 36 21; III, 133 24 — denn das Geheimhalten einer Krankheit ist die Ausnahme, die Herbeirufung des Arztes die Regel —; IV, 61 14; VI, 52 1; VII, 159 24.) Doch die Anerkennung dieser drei Gebrauchsweisen ist nicht neu (wenngleich Buttmanns feine Unterscheidungen von Späteren wieder vielfach in Verwirrung gebracht wurden), wohl aber die Verbindung dieser Normen mit der zuerst erwähnten Regel und die Einsicht, daß die unserem Doppelkanon widerstrebenden Fälle bei Herodot ausnahmslos auf Textesfehlern oder auf falscher Erklärung beruhen, wie die nachfolgende Musterung derselben lehren soll.

- <sup>29</sup>  
[547] 1. II, 32 11: *ἐπεὶ ὦν τοὺς νεηνίας ἀποπεμπομένους ὑπὸ τῶν ἡλίκων, ὕδατί τε καὶ σιτίοισι εὖ ἐξηρτυμένους, ἵεναι τὰ πρῶτα μὲν διὰ τῆς οἰκομένης, ταύτην δὲ διεξελθόντας ἐς τὴν θηριώδεα ἀπικέσθαι, ἐκ δὲ ταύτης τὴν ἔρημον διεξιέναι, τὴν ὁδὸν ποιευμένους πρὸς ζέφυρον ἄνεμον, διεξελθόντας δὲ χάρον πολλὸν ψαμμώδεα* —. Diese Stelle muß hier darum Erwähnung finden, weil kein Geringerer als Gottfried Hermann zu Viger. (n. 241, p. 784) den Nachsatz mit den Worten *διεξελθόντας δὲ* beginnen ließ, — eine Annahme, die ganz unabhängig von der Frage nach der Zulässigkeit eines derartig ge-

brauchten apodotischen δέ unbedingt zurückzuweisen und in der Tat wohl von sämtlichen Interpreten vor und nach Hermann verworfen worden ist; denn (um mit Matthiae zu sprechen) „*in protasi commemorari, tamquam aliunde vel per se satis nota, non possunt ea quae et nondum commemorata sunt et caput narrationis continent*“. Dabei muß es notwendig sein Bewenden haben, man mag nun ein anderes der bisher vorgeschlagenen Heilmittel (unter denen Reiskes Verwandlung von ἐπεί in εἰπεῖν oder εἶπαι — so auch Stein — den meisten Anklang gefunden hat) in Anwendung bringen oder es mit Herold für das Wahrscheinlichste halten, daß der Sitz des Fehlers in ἀποπεμπομένους zu suchen und durch die Herstellung des Infinitivs ἀποπέμπεσθαι zu heben ist.<sup>1</sup> Vgl. die Beispiele dieser Konstruktion, welche Lhardy zu I, 24 zusammengestellt hat, auch III, 50 4–5: ἐπεῖτε δέ σφῆας ἀπεπέμπετο.

2. Noch schlimmer steht es mit der nach Gaisford und Stein jeder handschriftlichen Grundlage entbehrenden Vulgat-Lesart III, 26 3 in dem Satze: ἐπειδὴ ἐκ τῆς Ὀάσιος ταύτης ἔναι διὰ τῆς ψάμμου ἐπὶ σφέας, γενέσθαι τε [αὐτοὺς?] μεταξύ του μάλιστα αὐτῶν τε καὶ τῆς Ὀάσιος, ἄριστον αἰρεομένοισι αὐτοῖσι ἐπιπνεῦσαι νότον μέγαν τε καὶ ἐξαίσιον κτέ. Hier hat der Herausgeber der Aldina und die Mehrzahl seiner Nachfolger (jedoch nicht mehr Schweighäuser und Gaisford, wenngleich auffälligerweise wieder Bekker) ein δέ zwischen ἄριστον und αἰρεομένοισι eingeschoben, augenscheinlich in der Absicht, den Satz deutlicher zu gliedern, wobei die meisten wohl gleich Krüger<sup>30</sup> den Nachsatz bei γενέσθαι τε beginnen lassen wollten, sicherlich nur wenige mit Lhardy diese Verwendung des apodotischen δέ für möglich oder zulässig hielten.<sup>[548]</sup>

<sup>1</sup> Dies schlug Herold, wenngleich zweifelnd vor Emend. herod. II, 6, indem er auch auf die gleiche Verderbnis im cod. Flor.<sup>2</sup> (I, 2, 2) hinwies, Hermanns Irrtum vielleicht noch besser als Matthiae widerlegte und Bredows mißverständliche Auffassung von IV, 10, 19 (De dial. herod. 107) endgültig beseitigte.

3. Der erstaunliche Irrtum, den ein hervorragender Grammatiker hier begangen und hartnäckig festgehalten hat, nötigt uns zu einer kurzen Bemerkung über die nachfolgende Stelle (IV, 72 4): τῶν δὲ δὴ νεηνίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον (1. ἐπ' ἵππον, vgl. S. 572), ὧδε ἀναβιβάζοντες· ἐπεὰν νεκροῦ ἑκάστου παρὰ τὴν ἀκανθαν ξύλον ὀρθὸν διελάσωσι μέχρι τοῦ τραχήλου· κάτωθεν δὲ ὑπερέχει τοῦ ξύλου κτέ. Hierzu bemerkt Krüger, auch in der letzten, nach seinen handschriftlichen Aufzeichnungen vervollständigten Auflage seines Kommentars: „Hier liegen Fälschungen vor. Denn abgesehen von dem δέ, das Herodot im Nachsatze so nicht zu gebrauchen pflegt, fehlt auch die Darstellung des ἀναβιβάζειν selbst. . . . Eine Lücke nach τραχήλου annehmend lese ich jetzt (in 2. Aufl.): κάτωθεν δὴ oder τὸ (ὁ) κάτωθεν ὑπερέχει τοῦ ξύλου τούτου ἐς“ —. Die Worte ἐπεὰν — τραχήλου bilden natürlich (wie auch Stein richtig erkannt hat) keineswegs die Protasis zum folgenden, sondern die an ὧδε unmittelbar sich anschließende Erklärung, die Herodot allerdings gewöhnlicher durch einen Partizipialsatz liefert. Er hätte sagen können: ὧδε ἀναβιβάζουσι· διελάσαντες κτέ., gerade wie er (und darauf verweist Krüger selbst zu IV, 48) II, 22 sagt: δίδωσι ποιμένι τρέφειν ἐς τὰ ποιμνία τροφήν τινα τοιήνδε· ἐν-τειλόμενος μηδένα κτέ. Doch ermangelt auch die vorliegende Ausdrucksweise nicht einer genau zutreffenden Parallele: VII, 15 fin. lesen wir: εὐρίσκω δὲ ὧδ' ἂν γινόμενα ταῦτα· εἰ λάβοις τὴν ἐμὴν σκευὴν πᾶσαν κτέ.

4. IV, 76 19: τοῦτο μὲν γὰρ Ἀνάχαρσις ἐπεῖτε γῆν πολλὴν θεωρήσας καὶ ἀποδεξάμενος κατ' αὐτὴν σοφίην πολλὴν ἐκομίζετο ἐς ἥθεα τὰ Σκυθῶν, πλέων δὲ Ἑλλησπόντου προσίσχει ἐς Κύζικον κτέ. Hier bieten mehrere Handschriften, darunter jedenfalls der Mediceus und Florentinus:<sup>1</sup> πλέων δὲ δι' Ἑλλησπόντου, der Sancroftianus und Vindobonensis hingegen

31  
[549]

<sup>1</sup> Wenn ich mich nicht bestimmter ausdrücke, so ist daran der Widerstreit der Angaben schuld. Nach Stein fehlt dieses δέ in P (d. h. Parisin. 1633), während Gaisford das Gegenteil behauptet.



statt δὲ δι' nur δ',<sup>1</sup> der Vaticanus nur δέ, der Parisinus 1633 (?) und die Aldina nur δι'. Der letzteren ist ein Teil der Herausgeber ohne weiteres gefolgt, während andere (wie Krüger) Zweifel an der Richtigkeit der angeblichen Überlieferung äußerten, wieder andere (gleich Bekker) die Interpunktion änderten, um den Nachsatz nicht mit jenem πλέων δὲ beginnen zu lassen, und wohl der einzige Lhardy das „δέ in apodosi“ unanstößig fand, indem er sich auf unsere Nr. 3 berief! Die unserem Doppelkanon und zugleich aller und jeder Analogie widersprechende Instanz kann mithin schon durch das Schwanken der handschriftlichen Überlieferung, durch das ihr wenig günstige Zeugnis der besseren Familie und zugleich durch das nahezu einstimmige Urteil aller einsichtigeren Herausgeber als beseitigt gelten.

5. VI, 76 in. liest man: ἐπεὶτε δὲ Σπαρτιήτας ἄγων ἀπίκετο ἐπὶ ποταμὸν Ἑρασῖνον, ὃς λέγεται ῥεῖν ἐκ τῆς Στυμφαλίδος λίμνης (τὴν γὰρ δὴ λίμνην ταύτην ἐς χάσμα ἀφανὲς ἐκδιδοῦσαν ἀναφαίνεσθαι ἐν Ἀργεῖ, τὸ ἐνθεῦτεν δὲ τὸ ὕδωρ ἤδη τοῦτο ὑπ' Ἀργείων Ἑρασῖνον καλέεσθαι), ἀπικόμενος δ' ὧν ὁ Κλεομένης ἐπὶ τὸν ποταμὸν τοῦτον κτέ. Innere und äußere Gründe vereinigen sich hier um die Unhaltbarkeit dieses „δέ in apodosi“ und im schlimmsten Falle seine totale Unbrauchbarkeit als Stütze anderer Anomalien zu erweisen. Vor allem, die Partikel fehlt, nicht nur (wie Krüger bemerkt, der mir in der Tilgung derselben vorgegangen ist) „in mehreren Handschriften“, sondern in SVR, womit die Sache für jeden, der über die Grundlagen der Herodot-Kritik mit uns übereinstimmt, abgetan ist, — es wäre denn, daß gewichtige innere Gründe zugunsten der Lesart sprächen. Davon ist jedoch das gerade Gegenteil der Fall, da „ὧν“ (nicht δ' ὧν, dessen Begriffsnuance eine sehr verschiedene ist) „nach einer Parenthese“ (Krüger) die

<sup>1</sup> Gaisfords unrichtige Angabe, der Vindobonensis biete δι', ist leicht begreiflich. Man muß Stellen, in welchen δ' und δι' nebeneinander vorkommen, vergleichen, um zu erkennen, daß die Wiener Handschrift die beste Lesart hier nicht darbietet, wohl aber eine solche, die von ihr nur schwer zu unterscheiden ist.

übliche und regelmäßig zur Anwendung gelangende Partikel ist. (Vgl. unsere Erörterungen zu I, 144, desgleichen zu III, 97.) Wer jedoch endlich diesen Erwägungen sich ver-  
 32  
 [550] schließen wollte, der müßte die Behauptung aufstellen, daß die Verbindung  $\delta' \bar{\omega}\nu$  nicht weniger als das einfache  $\bar{\omega}\nu$  das geeignete Vehikel sei, um die durch einen längeren Zwischensatz aus dem Geleise gekommene Konstruktion wieder aufzunehmen und weiter fortzuführen; womit selbstverständlich für andere Gebrauchsweisen des apodotischen  $\delta\acute{\epsilon}$  nicht das mindeste bewiesen wäre.

6. In der dritten und vierten Auflage seiner kommentierten Ausgabe versucht es Stein, die „anakoluthe Fügung“ in II, 134 durch eine vermeintliche Parallele zu stützen, die er VIII, 135 wahrzunehmen glaubt. Er schreibt nämlich daselbst wie folgt:  $\epsilon\varsigma\ \tau\omicron\upsilon\tau\omicron\ \tau\omicron\ \iota\rho\omicron\nu\ \epsilon\pi\epsilon\iota\tau\epsilon\ \pi\alpha\rho\epsilon\lambda\theta\epsilon\iota\nu\ \tau\omicron\nu\ \kappa\alpha\lambda\epsilon\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\nu\ \tau\omicron\upsilon\tau\omicron\nu\ \textit{M}\bar{\iota}\nu$ ,  $\epsilon\pi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota\ \delta\acute{\epsilon}\ \omicron\iota\ \tau\omega\nu\ \acute{\alpha}\sigma\tau\omega\nu\ \acute{\alpha}\iota\rho\epsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma\ \acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha\varsigma\ \tau\rho\epsilon\iota\varsigma\ \acute{\alpha}\pi\omicron\ \tau\omicron\upsilon\ \kappa\omicron\iota\nu\omicron\upsilon\ \acute{\omega}\varsigma\ \acute{\alpha}\pi\omicron\gamma\rho\alpha\psi\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma\ \tau\acute{\alpha}\ \theta\epsilon\sigma\pi\iota\epsilon\iota\nu\ \acute{\epsilon}\mu\epsilon\lambda\lambda\epsilon$ ,  $\kappa\alpha\iota\ \pi\rho\acute{o}\kappa\alpha\tau\epsilon\ \tau\omicron\nu\ \pi\rho\acute{o}\mu\alpha\nu\tau\iota\nu\ \beta\alpha\rho\beta\acute{\alpha}\rho\omega\ \gamma\lambda\acute{\omega}\sigma\sigma\eta\ \chi\rho\acute{\alpha}\nu$ . Auch hier erhält, so meint er, „der Satz  $\epsilon\pi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota\ \delta\acute{\epsilon}$  —  $\acute{\epsilon}\mu\epsilon\lambda\lambda\epsilon$ “ durch Veränderung der ursprünglich beabsichtigten Konstruktion „die Geltung eines Nachsatzes und die ganze Periode wird anakoluth“. Dagegen ist zu erwidern, daß SVR jenes  $\delta\acute{\epsilon}$  nicht kennen und wir nur (mit Gaisford, Bekker, Krüger, Abicht usw.) die Partikel auszulassen brauchen, um eine vollkommen regelrechte Fügung zu gewinnen. Herodot will sagen: Sobald die in dem Gefolge des Mys einherschreitenden Drei-Männer das Heiligtum betreten hatten, begann der Promantis sofort in fremdländischer Sprache zu weissagen. Er verwendet hierbei  $\kappa\alpha\iota$  in der bekannten (beispielsweise von Nauck zu Oed. Tyr. 717 illustrierten) Weise zur Markierung des betreffenden Zeitpunktes, und die Koordinierung der beiden Sätze ( $\epsilon\pi\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$  —  $\kappa\alpha\iota\ \pi\rho\acute{o}\kappa\alpha\tau\epsilon\text{-}\chi\rho\acute{\alpha}\nu$ ) erhellt deutlich genug aus der Wahl des gleichen Tempus, des Präsens. Allein auch wenn man jenes  $\delta\acute{\epsilon}$  für echt halten wollte, so wäre man dadurch keineswegs genötigt, die befremdliche, durch nichts motivierte Anakoluthie anzuerkennen; denn der Nachsatz könnte sehr wohl mit  $\kappa\alpha\iota$

πρόκατε beginnen, indem καί — wie so oft, auch bei Herodot (s. Eltz S. 129 und Stein selbst zu II, 45) — steigernde Kraft besäße und καὶ πρόκατε gleichzusetzen wäre einem καὶ αὐτίκα, wie es uns bei Plato Sympos. 220 A begegnet (τούτου μὲν οὖν μοι δοκεῖ καὶ αὐτίκα — „alsbald“ Lehrs — ὁ ἔλεγχος ἔσεσθαι). Ein καί an der Spitze des Nachsatzes erscheint auch VII, 128, 15 oder VIII, 64, 5, anders als das homerische καὶ τότε (Krüger, Di. Synth. 65, 9, 1 und 69, 18, 1).

Wir kehren endlich wieder zu dem Ausgangspunkt <sup>33</sup> unserer Untersuchung, zu II, 134 zurück. Wie wahrschein- [551] lich muß es uns nunmehr von vornherein erscheinen, daß an der einzigen Stelle, an welcher die Annahme eines unserem Doppelkanon widerstreitenden „δέ in apodosi“ noch allseitige Billigung findet, dieselbe gleichfalls auf irriger Auffassung oder falscher Überlieferung beruht. Diese Wahrscheinlichkeit wird jedoch dadurch zur Gewißheit erhoben, daß wir anderenfalls noch eine weitere Anomalie mit in den Kauf nehmen müßten, von der (um das geringste zu sagen) bei Herodot, in der griechischen Prosa überhaupt und in der nach-homerischen Poesie keine sichere Spur zu entdecken ist<sup>1</sup> und die in der ausgebildeten Sprache einem Wunder

<sup>1</sup> Hierher rechnet man freilich Thukyd. III, 98 in. und Plato Legg. X, 898 C. Allein die erstere Stelle gehört in die Kategorie der Doppelperioden (nach dem Schema μέν, δέ: δέ, οὕτω δὴ gebildet, wo das μέν der ersten Protasis natürlich dem δέ der zweiten entspricht); die letztere enthält, wie jeder, der darauf aufmerksam gemacht ist, erkennen muß, die Prämissen eines Schlusses, nicht diesen selbst. Kleinias fällt dem Athener ins Wort, zieht aus jenen Prämissen die richtige Konklusion und wird dafür von diesem aufs wärmste belobt. Man setze daher nach τὴν ἐναντίαν einen Gedankenstrich statt eines Schlußpunktes und die vermeintliche Anomalie ist beseitigt. Dasselbe Heilmittel glaube ich im hymn. in Apoll. Del. v. 159 anwenden zu dürfen, ja zu müssen. Ein Beistrich nach ἰοχέαιραν gesetzt, so daß mit μνησάμεναι der Nachsatz beginnt (G. Hermann ließ ihn nach μνησάμεναι beginnen), bewirkt eine ungleich passendere Gedankenfolge als die jetzt übliche Interpunktion [, die auf Grund eines alten Vorschlags auch Gemoll, Die homerischen Hymnen S. 46, geändert hat]; auf Hymnen zu Ehren Apolls, dann der Leto und Artemis folgen weltliche Gesänge; statt ὕμνον v. 160 lese

34 gleich zu achten wäre: ein  $\mu\acute{\epsilon}\nu$  in der Protasis, welches  
 [552] einem  $\delta\acute{\epsilon}$  der Apodosis entspräche, d. h. also ein Satz, der

ich  $\omicron\tilde{\mu}\nu$ , dieselbe Änderung, welche Nauck  $\theta$  429 vornehmen will und auf die ich auch an letzterer Stelle verfallen war. (In Naucks überreichem Beweismaterial, Krit. Bemerk. V, 21 fehlt nur das Nächstliegende,  $\theta$  74.) Somit bleiben nur die hierher gehörigen Anomalien in Ilias und Odyssee übrig, die niemand ohne weiteres auf andere Sprachperioden und Redegattungen wird übertragen wollen. Hier mahnt aber noch mehreres zu besonderer Vorsicht. Die Instanzen, in denen man solch eine Responision von  $\mu\acute{\epsilon}\nu$  und  $\delta\acute{\epsilon}$  erkennen will, bilden eine verschwindend kleine Minderheit in der Gesamtzahl der Fälle des apodotischen  $\delta\acute{\epsilon}$  (3 unter 114, wenn man die Doppelperioden ausschließt, zu denen auch  $\Psi$  321 gehört). Diese drei Fälle schließen sich aber wieder nicht zu einer Gattung zusammen, sondern bilden vereinzelte Singularitäten, über welche die Kritik und Interpretation noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. In zwei von den drei Fällen erscheint  $\epsilon\acute{\iota}$  im Vordersatz ( $\Psi$  558 und  $\delta$  831), an letzterer Stelle auch im Nachsatz in der Phrase  $\epsilon\acute{\iota}$   $\delta'$   $\acute{\alpha}\gamma\epsilon$ , wobei — falls wir an der alten elliptischen Erklärung festhalten —  $\delta\acute{\epsilon}$  nicht zum Nachsatz gehört; die neue Langesche Auffassung ist mir aber überhaupt nicht verständlich; denn wenn  $\epsilon\acute{\iota}$  sowohl als  $\acute{\alpha}\gamma\epsilon$  auffordernde Kraft besitzen sollen, so begreift man nicht, warum die zwei Worte regelmäßig durch die Adversativpartikel getrennt sind. Es wird wohl einfach hier (und vielleicht auch anderwärts)  $\epsilon\acute{\iota}'$   $\acute{\alpha}\gamma\epsilon$  (einst  $\epsilon\acute{\iota}\alpha$   $\acute{\alpha}\gamma\epsilon$  geschrieben) zu lesen sein. Vgl. Theocrit. II, 95 (wo die Handschriften schwanken) oder Aristoph. Ran. 394:  $\acute{\alpha}\gamma'$   $\epsilon\acute{\iota}\alpha$ . ( $\Psi$  558–559 erinnert so auffallend an  $\omicron$  545–546, wo  $\mu\acute{\epsilon}\nu$  fehlt, daß ich nicht umhin kann zu denken, beides sei Nachbildung eines älteren Vorbilds.) In  $\lambda$  385–387 endlich gilt mir  $\delta'$  im Nachsatz (falls nicht mit Nauck  $\tilde{\eta}\lambda\nu\theta'$  statt  $\tilde{\eta}\lambda\theta\epsilon$   $\delta'$  zu schreiben oder der Ausfall eines Verses anzunehmen ist) als Wiederaufnahme des  $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\rho$  an der Spitze des Vordersatzes, das  $\mu\acute{\epsilon}\nu$  aber müßte dann als  $\mu\acute{\epsilon}\nu$  solitarium betrachtet werden. — Nebenbei bemerkt, die Untersuchung dieses sprachlichen Phänomens bei Homer wird ungemein vereinfacht, wenn man die Fälle, in welchen das  $\delta\acute{\epsilon}$  des Nachsatzes nur dieselbe oder eine andere Adversativpartikel des Vordersatzes wieder aufnimmt, aus der Gesamtheit der Instanzen aussondert. Daß diese Unterscheidung keine willkürliche ist, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß die homerischen Hymnen ausschließlich, die hesiodeischen Gedichte nahezu ausschließlich, diese Art von  $\delta\acute{\epsilon}$  in apodosi kennen. Die vollständige Ignorierung dieses Gesichtspunktes bildet meines Erachtens einen Hauptmangel der ungemein fleißigen, als vollständige Stellensammlung überaus schätzbaren Monographie L. Lahmeyers (De apodotico qui dicitur particulae  $\delta\acute{\epsilon}$  in carminibus homericis usu, Lips. 1879). S. Exkurs I.



nicht mittels einer Anakoluthie von der Subordination in die Koordination übergeht, sondern von Haus aus zugleich parataktisch und hypotaktisch angelegt ist! Und endlich — es bedarf zur Ausmerzung dieses Rattenkönigs von völlig analogiewidrigen Abnormitäten so wenig eines gewaltsamen Eingriffs, daß es vielmehr genügt, ein Wort durch Konjekturen herzustellen, welches bei Herodot nicht nur häufig, sondern (falls Bredow, de dialect. herodot. p. 107, nicht irrt) ausnahmslos verderbt, und zwar immer in derselben Weise verderbt worden ist. Es handelt sich um das ionische und nach des Aelius Dionysius ausdrücklicher Angabe herodoteische *ἔπειτεν*, welches jedesmal, wo es richtig verstanden ward, in das attische *ἔπειτα* verwandelt und nur dort, wo es unverstanden blieb, unter der durchsichtigen Hülle *ἐπεὶ τε* oder *ἐπεῖτε* erhalten ward, — ein Prozeß, in den uns die handschriftlichen Varianten zu II, 52; VI, 83; VI, 91 usw. (s. Bredow a. a. O. oder Schweighäusers lex. herod.) die sicherste Einsicht eröffnen. Man schreibe daher (im Hinblick auf Stellen wie VII, 7 fin. *χρόνῳ μετέπειτεν*; VII, 197 in. *μετέπειτεν δέ*; I, 146 fin. *καὶ ἔπειτεν ταῦτα ποιήσαντες*; II, 52 in. *ἔπειτεν δὲ χρόνου πολλοῦ διεξελθόντος*) auch II, 134: — *ὥς διέδεξε τῇδε οὐκ ἥμιστά· ἔπειτεν γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου δὲ βούλοιο ποινὴν τῆς Αἰσωποῦ ψυχῆς ἀνελέσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο.* (Ich muß dieser langwierigen Erörterung noch die Bemerkung beifügen, daß die Schreibung *ἔπειτεν* bereits bei Abicht sich vorfindet.)

Im folgenden Kapitel bestreitet Herodot die irrige Annahme mancher Griechen, die schöne Hetäre Rhodopis habe eine Pyramide erbaut, mit dem folgenden Argumente: *τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ἰδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλομένῳ, οὐδὲν δεῖ μεγάλα οἱ χρήματα ἀναθεῖναι.* Hat wirklich noch niemand an dieser unerhörten Logik Anstoß genommen: „Denn da noch heute jedermann den Zehnten ihres Vermögens sehen kann, darf man ihr kein großes Vermögen zuschreiben.“ In der Tat? Doch nur kein größeres, als sie wirklich besaß, und ebensowenig

ein kleineres! Und als wäre es an dem formalen Fehlschluß noch nicht genug, so widerstreitet auch die materielle Konklusion schnurstracks demjenigen, was der Geschichtschreiber in dem unmittelbar vorangehenden Satze geäußert hatte: οὕτω δὴ ἡ Ῥοδῶπις ἐλευθερώθη καὶ κατέμεινέ τε ἐν Αἰγύπτῳ καὶ κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη μεγάλη ἐκτίησατο χρήματα, ὥς ἂν (l. μὲν)<sup>1</sup> εἶναι Ῥοδῶπι, ἀτὰρ οὐκ ὥς γε ἐς πυραμίδα 36  
[554] τοιαύτην ἐξικέσθαι. Ich denke, wenn jemals eine Interpolation mit unbedingter Sicherheit als solche zu erkennen war, so ist dies hier der Fall. Schuld an derselben trägt zweierlei: die Verkennung des demonstrativen Gebrauchs des Artikels (der genau so angewendet ist wie z. B. I, 172 τοῖσι γάρ; II, 124 τῆς γάρ; II, 148 τοῦ γάρ) und der durch γάρ eingeführte begründende Satz, dessen Bezug nicht richtig verstanden wurde. Es ist, als ob Herodot einen skeptischen Leser vor Augen hätte, der ihm die Frage entgegenhält:

<sup>1</sup> Die Unstatthaftigkeit des ἂν in dieser Verbindung haben Lhardy und Krüger gut erkannt. (Steins Bemerkung zur Stelle wird, soweit sie einer Widerlegung bedarf, durch seine ebendasselbst zu c. 135, Z. 11 erfolgende Verweisung auf VIII, 88, 9 und das dort Zusammengeordnete bestens widerlegt!) Was ὥς ἂν bedeuten würde, mag Euripid. frg. 689 lehren: — κοῦ ταπεινὸς οὐδ' ἄγαν || εὖοχος ὥς ἂν δοῦλος —. Auffallenderweise hat übrigens nicht nur Stein die sämtlichen hierher gehörigen Fälle, sondern auch Krüger zwei derselben m. E. vollständig mißverstanden. II, 8: οὐκέτι πολλὸν χωρίον ὥς εἶναι Αἰγύπτου heißt: „nicht mehr viel Raum, für ein Land wie Ägypten nämlich“; IV, 81: καὶ ὀλίγους ὥς Σκύθας εἶναι „und wenige, für ein Volk wie es die Skythen sind“, deren Zahl mit jener der Thraker und Inder verglichen wird. An beiden Stellen dient also genau wie an unserer (oder wie bei Thukyd. I, 21: ὥς παλαιὰ εἶναι oder, worauf Krüger selbst verweist, wie Gorgias 517 B) der in ὥς liegende Begriff der ideellen Abhängigkeit dazu, an die Stelle eines absoluten Maßstabes einen relativen zu setzen. (Beiläufig, den von Krüger als „seltsam und verdächtig“ bezeichneten seemännischen Ausdruck καὶ ἐν ἑνδεκα ὀργυῖσι ἔσαι II, 5 wendet sehr ähnlich auch Polybios an IV, 40 = II, 52, 28 Büttner-Wobst: τὸ γὰρ τοι πλείστον αὐτῆς μέρος ἐν ἐπὶ καὶ πέντε ὀργυιαῖς ἐστίν —, wo wieder Hultsch mit Unrecht, wie man sieht, ändern wollte.) Daß es aber dem nachfolgenden ἀτὰρ gegenüber rätlicher scheint, ἂν in μὲν zu verändern, als es einfach zu tilgen, dies dürfte jedem, der darauf aufmerksam gemacht ist, von selbst einleuchten.

woher weist du denn über das Vermögen der blonden Thrakerin so genauen Bescheid, daß du zu sagen vermagst, es sei zwar groß gewesen für eine Person ihres Standes, aber doch nicht groß genug um die Erbauung solch einer Pyramide zu ermöglichen. Diesem Einwurf begegnet die Berufung auf die Autopsie in dem Satze: *τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ιδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλευμένῳ*. Nicht allzu selten sind die Fälle, in welchen ein durch *γὰρ* eingeleiteter Begründungssatz nicht den Inhalt der vorangehenden Aussage, sondern das Stattfinden derselben und das ihr zugrunde liegende Wissen erklärt (vgl. z. B. Lysias I, 11: *ὁ γὰρ ἄνθρωπος ἔνδον ἦν· ὕστερον γὰρ ἅπαντα ἐπυθόμην* oder Aeschyl. Pers. 341 Dind.: *Ξέρξη δέ, καὶ γὰρ οἶδα, χιλιάς μὲν ἦν κτέ.*). Die schlagendste Parallele bietet aber unser Schriftsteller selbst dort, wo er von den angeblich goldgrabenden riesigen Ameisen Indiens sagt: sie sind kleiner als Hunde, aber größer als Füchse, und den über die Genauigkeit dieser Angabe befremdeten Leser durch die Bemerkung beschwichtigt: man braucht ja nicht jene indische Wüstenei aufzusuchen um diese wunderbaren Tiere zu sehen; es gibt deren auch am Hoflager zu Susa (III, 102): *ἐν δὲ ᾧ τῇ ἐρήμῳ* (dies, nämlich *ἐρήμῳ* [sic] bieten R und V statt *ἐρημῇ*) *ταύτῃ καὶ τῇ ψάμμῳ γίνονται μύρμηκες μεγάθεια ἔχοντες κυνῶν μὲν ἐλάσσονα, ἄλωπέκων δὲ μέζονα· εἰσὶ γὰρ αὐτῶν καὶ παρὰ βασιλεί [τῶν Περσέων],<sup>1</sup> ἐνθεῦτεν θηρευθέντες*. Ob übrigens Herodot hier durch den Bericht eines Persers getäuscht ward, oder — was der Wortlaut seiner Äußerung und sein durch Matzats Untersuchung so gut als sichergestellter Aufenthalt in Susa (Hermes VI, 449) weitaus wahrscheinlicher macht — jene tibetanischen Marmeltiere (s. Bähr, Stein, Rawlinson ad loc.) im persischen Schönbrunn selbst gesehen hat, aber in Fragen der zoologischen Klassifikation so ungeübt war, um vierfüßige Tiere nicht nur in betreff ihrer Lebensweise (was ja zutreffen soll), sondern auch „in Rücksicht ihres Ansehens“ Ameisen „höchst

37  
[555]

<sup>1</sup> S. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 825.

ähnlich“<sup>1</sup> zu finden, dies wage ich nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden. — Der im obigen erbrachte Nachweis einer groben, wenngleich altertümlich klingenden und wahrscheinlich auch alten Interpolation darf uns künftig aufstoßenden Exemplaren derselben Gattung gegenüber einigermaßen zuversichtlicher stimmen. Dieser erhöhten Zuversicht bedarf es freilich nicht, um (diesmal mit Stein) in den alsbald folgenden Worten *τοῦτο ἀναθεῖναι ἐς Δελφούς* ein durch keinerlei Art von Epanalepsis zu entschuldigendes, aller Analogie widerstreitendes Einschiebsel zu erkennen. (Ich erwähne die Sache nur darum, weil Stein diesen wohlbegründeten Verdacht zwar vor und nach Veröffentlichung seiner kritischen Ausgabe ausgesprochen, aber in dieser irgendwie zum Ausdruck zu bringen versäumt hat.)

38  
[556] II, 143, 15: *Ἐκαταίῳ δὲ γενεηλογήσαντι ἐωυτὸν καὶ ἀνα-  
δήσαντι ἐς ἑκαιδέκατον θεὸν ἀντεγενεηλόγησαν [ἐπὶ τῇ  
ἀριθμῇσει] —, ἀντεγενεηλόγησαν δὲ ὧδε. —.*

Was sollen hier die Worte *ἐπὶ τῇ ἀριθμῇσει* (diese und nicht die ionische Form des Wortes bieten alle Handschriften)? Die thebanischen Priester hatten dem Hekataös gegenüber genau dasselbe getan, was sie Herodot gegenüber taten (*ἐποίησαν — οἶόν τι καὶ ἐμοὶ οὐ γενεηλογήσαντι*), d. h. sie hatten ihm die 345 Standbilder der Hohenpriester vorgewiesen und behauptet, jeder derselben sei der Sohn seines Vorgängers gewesen. Der Unterschied bestand nur in der polemischen Wendung, welche diese Darlegung der Prätension des Hekataös gegenüber gewann, sein sechzehnter Ahn sei ein Gott gewesen. Dies bedeutet *ἀντεγενεηλόγησαν*, ohne weiteren Zusatz. Nur ein zugleich einsichtloser und pedantischer Leser konnte diese Unterscheidung nicht für erheblich genug halten und sie durch jenen ungeschickten und dem Sachverhalt widersprechenden Zusatz verstärken zu

<sup>1</sup> *εἰσὶ δὲ καὶ αὐτοὶ <σφι> τὸ εἶδος ὁμοιωτάτοι* dürfte die richtige, auf Verschmelzung der Lesarten beider Handschriftenklassen beruhende Schreibung sein, wobei *αὐτοὶ* im Unterschied zu der vorher geschilderten *διαίτα* (dem Hauptpunkt der Übereinstimmung mit den „hellenischen Ameisen“) gesagt ist. Über V berichtet Gaisford diesmal richtig.



müssen glauben. Rawlinson übersetzt die Stelle so, als ob jene drei Worte nicht vorhanden wären: „*the priests opposed their genealogy to his*“ usw. Steins Übertragung aber: „rechneten sie dagegen bei jener Zählung ihre Geschlechter vor“ wird den Worten nicht völlig gerecht (denn ἐπὶ τῇ ἀριθμῇσει hieße „*over and above their enumeration*“) und macht doch den Eindruck einer „Unterscheidung ohne Unterschied“. <sup>1</sup>

II, 154: τούτων δὲ οἰκισθέντων ἐν Αἰγύπτῳ, οἱ Ἕλληνες οὕτω ἐπιμισγόμενοι τούτοισι τὰ περὶ Αἴγυπτον γινόμενα, ἀπὸ Ψαμμητίχου βασιλέως ἀρξάμενοι, πάντα (lies: ταῦτα) καὶ 39  
τὰ ὑστερον ἐπιστάμεθα ἀτροκέως. —. Diese Verbesserung [557]  
dürfte wohl durch sich selbst einleuchten. Die Verderbnis, welche hier der Archetypus erlitt, ist ein anderes Mal auf den Parisinus 2933 beschränkt geblieben (III, 48 i Gaisford). Eine andere Verwechslung von π und τ wird uns zu IV, 88 beschäftigen.

Einen erstaunlichen Übersetzungsfehler Steins würde ich unerwähnt lassen, wenn er nicht zu einer allgemeineren Bemerkung Anlaß gäbe. Die Worte 172, 16: μετὰ δὲ σοφίῃ αὐτοῦς ὁ Ἀμασις, οὐκ ἀγνωμοσύνη προσηγάγετο bedeuten nämlich nicht: er gewann sie „auf eine kluge, gar nicht unfeine Art“, sondern: durch geschmeidige Klugheit, nicht durch rücksichtslose Härte. Für diese Bedeutung

<sup>1</sup> Beruhen nicht auch die Worte τοῖσι ἐνυπνίοισι 141, 21 auf Interpolation? Oder kann der Plural das eine Traumgesicht, oder, falls wir auf den Inhalt desselben blicken, die eine Traumgestalt, von der die Rede ist (ἐπιστάντα τὸν θεόν), bezeichnen? Vielleicht vermag mich hierüber jemand zu belehren. τούτοισι δὲ μιν πίνοντο (vgl. VII, 153 τούτοισι δ' ὦν πίνοντο ἑών) bedarf jedenfalls keiner solchen Zutat, wir mögen nun das Pronomen als Neutrum auffassen (vgl. VII, 10, 11: τῷ δὲ καὶ πίνοντο ἑών) und auf den geschilderten Vorgang oder es auf die von dem Gotte versprochenen τιμωροὶ beziehen. Daß Stein in dem vorangehenden Satze das allein sprachgemäße πέμψεν der besseren Handschriftenklasse wieder in πέμψει verändert, kann ebenso als ein Kuriosum gelten, wie seine Verteidigung des aus der vorangehenden Zeile mechanisch wiederholten, von Krüger mit Recht als Einschlebsel bezeichneten μετ' ἑώντοῦ 152 fin. (vgl. III, 51).

von *ἀγνωμοσύνη*, *ἀγνώμων* (z. B. Xen. Cyrop. IV, 5, 9: *ὥμους εἶναι καὶ ἀγνώμων*) wie für die entgegengesetzte von *εὐγνώμων* (aequus, s. Nauck zu Trach. 473), *εὐγνωμοσύνη* usw. genügt es auf die Wörterbücher (auch auf Schweighäusers lex. herod.) zu verweisen; hat doch Stein selbst die Phrasen *πρὸς ἀγνωμοσύνην τρέπεσθαι*, *ἀγνωμοσύνη διαχρᾶσθαι* IV, 93 oder VI, 10 keineswegs mißverstanden. Was ihn diesmal beirrte, war augenscheinlich der Gegensatz *σοφία*. Und darum mag es nicht überflüssig sein daran zu erinnern, daß auch bei Theognis v. 218 (P. L. G. II<sup>4</sup>, 140) nahezu genau dieselbe Gegenüberstellung sich findet: *κρείσσόν τοι σοφίη γίνεται ἀτροπίης*. Dem Griechen, zu dessen Nationalhelden Odysseus der *πολύτροπος* gehörte, bedeutete die praktische Intelligenz eben in erster Reihe und oft nur allzu ausschließ-  
lich jene vielgewandte und aalglatte Geschmeidigkeit, die sich in alle Verhältnisse zu schicken, jeder Anforderung anzupassen, in alles zu fügen und zu schmiegen weiß; das Sinnbild dieser *σοφία* ist der seine Farben wechselnde Polyp, das Chamäleon der Alten (vgl. Theognis a. a. O. und was sonst Athenäus VII, 317 und XII, 513 zusammengestellt hat): nichts natürlicher daher, als daß Worte, die ursprünglich nur Mangel an Einsicht bedeuteten, dahin gelangt sind, die Rück-  
sichtslosigkeit, die Härte, die Starrheit, ja wohl auch die  
[558] bloße Kraft zu bezeichnen, wie denn jenes *πρὸς ἀγνωμοσύνην τραπόμενοι* (IV, 93) sich von einem *πρὸς ἀλκὴν ἐτρέποντο* (IV, 125) kaum merklich unterscheidet.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In betreff des hierher gehörigen Bruchstücks der sophokleischen Iphigenie (frg. 286 N.) bin ich mit Nauck der Meinung, daß es durch Porsons und Bergks Bemühungen noch keineswegs geheilt ist. Völlig sicher scheint mir nur Eines: daß im ersten Vers *νόει πρὸς ἄνδρα* (nicht *ἀνδρῶν*) zu schreiben ist, da *πρὸς* c. acc. für die hier erforderte Bedeutung des Sich-Anpassens und Anbequemens der ganz eigentliche Ausdruck ist; vgl. außer dem, was Krüger 68, 39, 5 anführt, noch insbesondere Thukyd. II, 54: — *πρὸς ᾧ ἔπασχον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο* („sie akkommodierten ihre Erinnerung ihren Erlebnissen“). [Vgl. auch Eurip. Hippol. 701: *πρὸς τὰς τύχας γὰρ τὰς φρένας κεκτήμεθα*.] Da sich nun der zweite Vers nicht ohne übergewaltsame Änderungen mit der Annahme vereinigen läßt, jene drei Worte enthalten einen in sich ab-

II, 173, 20 wird der Übergang vom Vergleichsobjekt zum Verglichenen durch das Satzglied bewirkt: οὕτω δὲ καὶ ἀνθρώπου κατάστασις. Es ist dies, falls ich nicht irre, gegenwärtig das einzige Beispiel dieser mißbräuchlichen Anwendung der betreffenden Partikelverbindung in unserem Texte, während ein derartiger Übergang regelmäßig durch οὕτω δέ, ὡς δέ (dies bevorzugt unser Autor) oder ὡσαύτως δέ eingeleitet zu werden pflegt. Bei späteren Prosaikern mag solch eine Verwirrung immerhin glaubhaft scheinen, nicht so bei Schriftstellern, die lebendiges Sprachgefühl besitzen. Bei Platon schwindet diese Irrung allmählich aus den Texten, so Gorgias 514 E (wo erst Schanz gebessert hat) oder Protagoras 313 D, wo Stephanus ebenfalls οὕτω δὲ las, was seither der richtigen Lesart der besseren Handschriften gewichen ist; Meno 87 B scheint mir οὕτω δὲ gleichfalls unzulässig. Bei Hippocrates, De prisca medic. c. 9, liest man noch heute (auch bei Littré und Ermerins): οὕτω δὲ καὶ οἱ κακοί τε καὶ πλείστοι ἰητροί, während der Parisinus A (und, wie ich hinzufügen kann, auch der Marcianus) das allein angemessene οὕτω δέ darbieten. [Dieses hat endlich Kühlewein I, 10, 7 angenommen.]<sup>1</sup> Und eben dies hat 41  
[559]

geschlossenen Gedanken (= τοιοῦτον ἔχε τὸν νοῦν, οἷος ἂν ἦ ὁ ἐντυγχάνων σοι), so bleibt kaum etwas anderes übrig als die Schreibung:

Νόει πρὸς ἄνδρα χρῶμα πολυλῆπυς ὅπως  
πέτραι τραπέσθαι γνησίου φρονήματος.

(D. h. ἴσθι τὸ τῆς διανοίας χρῶμα πρὸς τὸν ἐκάστοτε ἐντυγχάνοντα ἀμείβεσθαι, καθάπερ ὁ πολυλῆπυς πρὸς ἐκάστην πέτραι ἀμείβεται.) Der also erwachsende Anklang an Shakespeares „native hue“ of resolution ist merkwürdig genug.

<sup>1</sup> Eine analoge Irrung erscheint in den meisten Handschriften des hippokratischen Νόμος (§ 1 = IV, 638 L.), wo man mit der für diese Schrift maßgebenden Handschrift zu schreiben hat: δμοιότατοι γὰρ οἱ τοιοῖδε τοῖσι παρσισαγομένοισι προσώποισι ἐν τῇσι τραγωδίῃσι εἰσὶ καὶ (nicht ὡς) γὰρ ἐκείνοι σχῆμα μὲν καὶ στολὴν καὶ πρόσωπον ὑποκριτοῦ ἔχουσι, οὐκ εἰσὶ δὲ ὑποκριταί· οὕτω δὲ (nicht οὕτω) καὶ ἰητροί· φήμῃ μὲν πολλοί, ἔργῳ δὲ πάγχυ βαιοί. Ob die Ersetzung des καὶ durch ὡς auch diesmal in der jüngst wieder von M. Schanz so reichlich illustrierten Weise stattfand (Rhein. Mus. 38, 142), bleibe dahingestellt.

man ohne Zweifel auch hier herzustellen, gleichwie dieselbe Korruptel VII, 10 ε, 7 (wo sie nur an einer kleinen Zahl von Handschriften haftet) und VII, 135, 17 (wo die Aldina, nach Stein, ihr einziger Träger ist) bereits beseitigt wurde.

So oft οὕτω δὴ bei Herodot konsekutive Bedeutung hat, drückt es eine tatsächliche Folge aus; ein Schluß, eine logische Folgerung hingegen wird durch οὕτω oder οὕτω ὦν eingeführt, z. B. I, 32: οὕτω ὦν ὦ Κροῖσε πᾶν ἐστὶ ἄνθρωπος συμφορὴ oder II, 134: οὕτω καὶ Αἰσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο („so ergibt sich denn hieraus, daß Aesop“ usw.). Daher tat Stein wohl daran, III, 16, 12 mit den älteren Herausgebern (und gegen SVR) zu schreiben: οὕτω (nicht οὕτω δὴ) οὐδετέροισι νομιζόμενα ἐνετέλλετο ποιεῖν ὁ Καμβύσης, denn dies ist ein aus dem Vorangehenden abgeleiteter Schluß, nicht eine daraus fließende tatsächliche Folge. Ganz dasselbe gilt aber von VII, 152, 15, wo Sinn und Sprachgebrauch gebieterisch die Schreibung heischen: οὕτω οὐδ' Ἀργείοισι αἰσχίστα πεποιήται (οὕτω statt οὕτω δὴ mit SVR, οὐδ' statt οὐκ mit Krüger).<sup>1</sup> Richtig liest man auch bereits bei Bekker IV, 13 fin.: οὕτω οὐδὲ οὔτος συμφέρεται περὶ τῆς χώρας ταύτης Σκύθῃσι, wo Wesseling, angeblich mit

---

<sup>1</sup> Warum haben doch die Herausgeber bisher die Besserung verschmäht, welche die Handschriften der ersten Klasse zu I, 75, 22 darbieten? Es gilt dort eine Steigerung des Unglaubens auszudrücken, eine Aufgabe, der die gegenwärtigen Textesworte ganz und gar nicht genügen. Wollte Herodot nicht schreiben: ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐ προσίεμαι <ἀρχήν> (vgl. IV, 25; V, 106; VI, 121 und 123), so mußte er mindestens das sagen, was SVR (freilich mit dem leichten Buchstabenfehler προσίεναι statt προσίεμαι) ihn sagen lassen: ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐδὲ προσίεμαι. (Die Behauptung, daß Thales den Halys zeitweilig aus seinem alten Bette abgeleitet habe, hält der Historiker für wenig glaubhaft; die zweite Behauptung, das alte Bett sei für immer trocken geworden, gilt ihm aus inneren Gründen als ganz und gar unglaublich.) Muß nicht auch IX, 42 οὐδὲ an die Stelle von οὐκ treten in dem Satze: ἡμεῖς τοίνυν ἀπὸ τοῦτο ἐπιστάμενοι οὔτε ἴμεν ἐπὶ τὸ ἰθὺν — τοῦτο om. SVR — οὔτε ἐπιχειρήσομεν διαρπάζειν, ταύτης τε εἵνεκα τῆς αἰτίας οὐκ ἀπολεόμεθα („und aus diesem Grunde werden wir auch nicht zugrunde gehen“)?



SV, irrtümlich οὕτω δὴ schrieb (V hat in Wahrheit οὕτω δέ), während VI, 69, 22 derselbe Fehler einst von mir aus-<sup>42</sup>gemerzt worden ist.<sup>1</sup> Es ist kaum mehr als ein Zufall, wenn wir uns hier fortwährend im Kreise handschriftlicher Lesarten bewegen; denn entschieden werden derartige Fragen nicht durch die Zeugnisse der Codices, weder indem wir dieselben zählen, noch selbst indem wir sie wägen. Es genügt, meines Erachtens, wenn wir aus einer Anzahl wohlbeglaubigter Fälle die Überzeugung gewinnen, daß der Schriftsteller verschiedene Ausdrucksweisen mit Bewußtsein zum Vehikel verschiedener Begriffsnuancen gewählt hat. Ist er kein Stümper und kein Wirrkopf, so können wir nahezu gewiß sein, daß er sich des einmal errungenen Vorteils nicht wieder mutwillig wird begeben haben. Und diese annähernde Gewißheit wird zu einer vollkommenen, wenn das Schwanken der Handschriften uns eine Gegenströmung offenbart, welche jene Absicht verhindern mußte, zu völlig reinem und unzweideutigem Ausdruck zu gelangen.

II, 178: — καὶ δὴ καὶ τοῖσι ἀπικνευμένοισι ἐς Αἴγυπτον ἔδωκε Ναύκρατιν πόλιν ἐνοικῆσαι τοῖσι δὲ μὴ βουλομένοισι αὐτῶν οἰκέειν, αὐτοῦ δὲ ναυτιλλομένοισι ἔδωκε χώρους ἐνιδρύσασθαι βαρὺς καὶ τεμένεα θεῶν. Ich wüßte nicht, daß man im Griechischen ein „dort“ bei οἰκέειν eher entbehren könnte, als dies im Deutschen zulässig ist. Sollen wir also etwa ἐνθαῦτα oder αὐτοῦ (letzteres mit dem cod. Remiger.) einschalten? Ich denke, wir würden damit nur den Prozeß der Anpassung eines Marginalzusatzes an seine Umgebung einen Schritt weiter führen; denn begonnen hat derselbe (wie ich glaube) schon mit der Ersetzung der Schreibung der ersten Handschriftenklasse durch die Vulgat-Lesart. Jene lautet nämlich ἐνοικέειν (in SVR) und verrät deutlich genug ihre Abstammung von dem vorangehenden

<sup>1</sup> Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828. δὴ fehlt nach Gaisford in SF be, wozu jedenfalls noch V kommt. Nach Stein, der in der ersten Auflage seiner kommentierten Ausgabe die Partikel duldete, wäre sie eine bloße Zutat der Aldina.

ἐνοικῆσαι. Von derartigen, teils erklärenden, teils ergänzenden  
 43 Randbemerkungen werden uns noch gar viele begegnen.  
 [561] Hierher gehört z. B. III, 22, 14: ἐξηγεομένων δὲ τῶν Ἰχθυο-  
 φράγων τὸν κόσμον αὐτοῦ γελάσας ὁ βασιλεὺς καὶ νομίσας  
 εἶναί σφρα πέδας εἶπε ὥς παρ' ἐωυτοῖσι εἰσὶ ῥωμαλεώτεραι  
 τουτέων [πέδαι]. Oder IV, 23: καὶ ἀπὸ τῆς παχύτητος αὐτοῦ  
 [τῆς τρογύς] παλάθας συντιθεῖσι (denn der nach Abfluß des  
 Fruchtsaftes übrig bleibende Rückstand heißt im gewöhn-  
 lichen Griechisch τροῦς und wird hier von Herodot παχύτης  
 genannt; die Verbindung beider Worte — von ihrer wenig  
 angemessenen Stellung abgesehen — schlösse die falsche  
 Voraussetzung in sich, daß die τροῦς auch nicht dicke Bestan-  
 dteile enthält. Die zwei Worte wollte, wie ich erst jetzt sehe,  
 schon Reiske tilgen, dessen Mahnung aber ungehört verhallt  
 ist. Ein Emblem enthält gewiß auch das Folgende: VI, 69. 1:  
 τὸν χρόνον γὰρ [τοὺς δέκα μῆνας] οὐδέκω ἐξήκειν —; wenige  
 Zeilen später heißt es zu allem Überfluß: τίκτουσι γὰρ  
 γυναῖκες καὶ ἐννεάμηνα καὶ ἐπτάμηνα, καὶ οὐ πᾶσαι δέκα  
 μῆνας ἐκτελέσασαι. Gelehrtem Vorwitz entstammt (meines  
 Bedünkens) die Zutat, die ich II, 47, 19 an der totalen Ent-  
 behrlichkeit einer der zwei verbundenen Bestimmungen und  
 an der ganz und gar unberechtigten Emphase der asyn-  
 detischen Nebeneinanderstellung erkenne in dem Satze: τοῖσι  
 μὲν νυν ἄλλοισι θεοῖσι θύειν ὕς οὐ δικαιοῦσι Αἰγύπτιοι, Σελήνῃ  
 δὲ καὶ Διονύσῳ μούνοισι τοῦ αὐτοῦ χρόνου [τῇ αὐτῇ] πανσελήνῃ  
 44 τοὺς]<sup>1</sup> ὕς θύσαντες πατέονται τῶν κρεῶν. Das Ohr allein  
 [562]

<sup>1</sup> Wie man hier den Artikel zu rechtfertigen vermag, ist mir un-  
 erfindlich. (Die zwei Worte τοὺς ὕς tilgt jetzt Stein, Komment. Ausg.<sup>4</sup>).  
 Er ist so wenig zu dulden wie z. B. III, 21, wo selbstverständlich auch  
 ohne das Zeugnis von SVR zu schreiben wäre: ἐπεὰν οὕτω εἰπετέως  
 ἔλκωσι [τὰ] τόξα Πέρσαι μεγάθη τσαῦτα, oder V, 27 fin.: τοὺς δὲ σίνεσθαι  
 τὸν Δαρείου στρατὸν — τὸν om. ABC d — ἀπὸ Σκυθῶν ὀπίσω ἀποκοιμώ-  
 μενον, „das Heer des Darius auf seinem Rückzug aus dem Skythenland“,  
 wo schon Schäfer gebessert hatte; oder VII, 5: οὔτος μὲν οἱ — ὁ om. SV —  
 λόγος ἦν τιμωρός (= τοῦτο μὲν κτέ.); oder VIII, 59 in.: πρὶν ἢ τὸν Εὐρυβιάδην  
 προθεῖναι [τὸν] λόγον τῶν εἵνεκα συνήγαγε τοὺς στρατηγούς (was Cobet  
 Var. lect. 353 berichtet hat); oder VII, 34, wo ich wenigstens nicht erst  
 das Zeugnis von SVR abgewartet habe, um die Sprachwidrigkeit des

entscheidet, ich denke ohne Appell, über die Unechtheit der Schlußworte in dem Satze (VII, 73): οἱ δὲ Φρύγες, ὡς Μακεδόνες λέγουσι, ἐκαλέοντο Βοίγες χρόνον ὅσον Εὐρωπήιοι ἐόντες σύνοικοι ἦσαν Μακεδόσι, μεταβάντες δὲ ἐς τὴν Ἀσίην ἅμα τῇ χώρῃ καὶ τὸ οὖνομα μετέβαλον [ἐς Φρύγας]. Vgl. sogleich c. 74: οἱ δὲ Λυδοὶ Μηρίους ἐκαλεῦντο πάλαι, ἐπὶ δὲ Λυδοῦ τοῦ Ἰλτος ἔσχον τὴν ἐπωνυμίην, μεταβαλόντες τὸ οὖνομα. — Doch kann auch bei richtig erklärenden oder ergänzenden Zusätzen wohl mitunter ein Zweifel in betreff ihrer Unechtheit zurückbleiben, so gilt das nicht von jenen Fällen, in welchen der Glossator selbst die Meinung des Autors vollständig verfehlt hat. So V, 29 fin., wo die von den Pariern bewirkte Neuordnung der Verhältnisse zu Milet erzählt wird. „Jene wenigen, deren Äcker die parischen Abgesandten wohl gepflegt fanden, bestellten sie zu Hütern des Gemeinwesens“, τοὺς δὲ ἄλλους Μιλησίους [τοὺς πρὶν στασιάζοντας] τούτων ἔταξαν πείθεσθαι. Die einen sollten gebieten, die anderen gehorchen; das Kriterium war die Sorgfalt und die Sorglosigkeit, mit der sie ihre Privatinteressen verwaltet hatten, nicht aber das Maß ihrer Teil-

gangbaren Textes: τὴν δ' εἰτέρην τὴν βυβλίην zu erkennen. Es war ja vorher (c. 25) zwar die Austeilung von Flachs- und Basttauen an Phöniker und Ägypter, nicht aber deren Verwendung für je eine Brücke gemeldet worden. Zu schreiben ist aber die Stelle auf Grund jenes Zeugnisses also: ἐγεφύρουν τοῖσι προσέκειτο, τὴν μὲν λευκολίνου Φοίνικες τὴν δὲ βυβλίην Αἰγύπτιοι, „die Brücken errichteten jene; denen dies oblag, die eine — aus Weißflachs — die Phönizier, die andere — aus Papyrusbast — die Ägypter“. Daß der Artikel als das nächstliegende aller Verdeutlichungsmittel gar häufig eingeschoben ward, dies weiß ja auch Herr Stein, der denselben mehrfach mit Recht gegen die Autorität der Handschriften getilgt hat, oder auch (was für ihn auf dasselbe hinauskommt) auf die Autorität der ersten Handschriftenklasse hin, wie III, 9, 10: ῥαψάμερον [τῶν] ὠμοβορέων καὶ [τῶν] ἄλλων δερμάτων ὀχετὸν μήκει ἐξικνεύμερον ἐς τὴν ἄνυδρον, ἀγαγεῖν — wo man sich nur wundert, daß ihn nicht, wenn schon nicht der ständige Sprachgebrauch, so doch dieselbe Autorität (SV) veranlaßt hat, bei der Wiederaufnahme des Satzes zu schreiben: ἀγαγεῖν δὲ μιν (statt ἄγειν). Auch IV, 136, 4 scheint mir der von SVR ausgelassene Artikel keine Rechtfertigung zuzulassen in dem Satzglied ὥστε οὐ τετιμημένῶν [τῶν] ὀδῶν. —

nahme an der allgemeinen, zwei Menschenalter hindurch währenden Zerrüttung des Staates.<sup>1</sup> —

Wie aber, wenn der fremde Eindringling mit dem Boden, auf dem er sich eingenistet hat, zusammengewachsen und gleichsam eins geworden ist? Dann mag der befreiende Schnitt nur gelingen, wenn ein glückliches Ungefähr uns seinen kaum zu erhoffenden Beistand leiht.

<sup>45</sup>  
[563] Ehe Herodot daran geht, die so erstaunliche Aufspeicherung von Wasservorräten und dem dazu gehörigen Geschirre in der syrischen Wüste zu schildern, bemüht er sich vorerst, die Neugier seiner Leser aufs äußerste zu spannen. Er stellt daher der Unmasse von Weingeschirr, die jahraus jahrein nach Ägypten wandert, die überraschende Tatsache gegenüber, daß „sozusagen nicht ein einziges leeres Weifaß im Lande zu sehen ist“. „Wohin — so mag wohl jemand fragen — kommt dies alles?“ Worauf die planmäßige Einsammlung und Fortschaffung all dieses Geschirres mitgeteilt wird. Nun lautet der betreffende Satz in unseren Texten (III, 6 in.) also: — ἐς Αἴγυπτον ἐκ τῆς Ἑλλάδος πάσης καὶ πρὸς ἐκ Φοινίκης κέραμος ἐσάγεται πλήρης οἴνου δις τοῦ ἔτεος ἐκάστων, καὶ ἐν κεράμιον οἴνηρόν ἀριθμῶ κείμενον οὐκ ἔστι ὡς λόγῳ εἰπεῖν ἰδέσθαι. κοῦ δῆτα κτέ. Wozu Herr Stein das Folgende anmerkt: „δις τοῦ ἔτεος, wahrscheinlich, weil die Kauffahrer nur zweimal im Jahre die Tour von Hellas nach Ägypten machten. Von phönikischen Häfen aus konnte sie schon öfter im Jahre wiederholt werden.“ Die letztere Bemerkung ist vollkommen richtig; nur dünkt es uns ein wenig verwunderlich, daß der Historiker dies nicht sollte eingesehen haben, dies und noch einiges andere. Denn wenn jenes „δις τοῦ ἔτεος ἐκάστων“ in betreff Phöniziens

<sup>1</sup> Wird nicht auch VIII, 41 zum mindesten der Schwerpunkt des Gedankens verrückt durch die überlieferte Schreibung: ἔσπευσαν δὲ ταῦτα ὑπεκθέσθαι statt ἔσπευσαν δὲ ταῦτα „sie betrieben dies (das Rettungswerk) eifrig“, „sie beeilten sich damit“? ὑπεκθέσθαι macht ganz und gar den Eindruck einer aus dem folgenden ὑπεξέκειτο entnommenen Ergänzung.



völlig sinnlos ist, ist es mit Rücksicht auf Griechenland etwa besonders verständig? Es mag wahr sein oder nicht, daß der einzelne Schiffer die Tour in der Regel nur zweimal im Jahre zurücklegte, kann man darum füglich sagen, daß die Weineinfuhr in Ägypten nur „jedes Jahr zweimal“ stattfand? Und wenn man es sagen konnte, welchen Grund hatte Herodot es zu sagen, — es eben hier zu sagen, wo er uns von der Größe jener Einfuhr die möglichst stärkste Vorstellung beibringen will und auf behutsame Einschränkungen so wenig bedacht ist, daß er die Weineinfuhr aus „ganz Griechenland“ stattfinden läßt, ohne etwa jene Landstriche ängstlich auszunehmen, denen der Bacchusseggen versagt blieb? „Aus allen Teilen Griechenlands und überdies noch aus Phönizien“ — und „das ganze Jahr hindurch“, das stimmt zueinander, und das schrieb unser Geschichtschreiber. Denn jenes δις τοῦ ἔτους ἐκάστων ist nur die Lesart der einen Handschriftenklasse. Die andere, die so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, bietet ganz anderes. S freilich <sup>46</sup> läßt mit seinem δι' ἔτους ἐκάστων das Richtige nur ahnen; <sup>[564]</sup> der Vindobonensis aber [desgleichen R nach C. Hudes Mitteilung] legt uns die Lösung des Rätsels in die flache Hand durch seine Schreibung: δι' ἔτους ἔτους ἐκάστων! Also Glossem und Glossiertes nebeneinander (wie in allen Handschriften τούτου εἴνεκα neben πρὸς ταῦτα steht, I, 165); nur liefert das Glossem diesmal eine falsche Erklärung: „alljährlich“ (ἔτους ἐκάστων) statt „das ganze Jahr hindurch“, was δι' ἔτους (bereits im Archetypus zu δι' ἔτους verschrieben, gleichwie z. B. VI, 75, 4 προέβαινε in den meisten Handschriften zu προῦβαινε geworden ist) allein bedeutet. Man vergleiche II, 22, 4: ἰκτῖνοι δὲ καὶ χελιδόνες δι' ἔτους [έόντες?] οὐκ ἀπολείπουσι —; ebenso διὰ βίου, διὰ νυκτός, δι' ἐνιαυτοῦ, δι' ἡμέρας (letzteres bei unserem Autor I, 97, 21; II, 173, 14; VI, 12, 9; VII, 210, 6—7). Wie aber aus der Verschmelzung des Erklärten und der Erklärung, durch Veränderung und Tilgung je eines Buchstabens, der Unsinn der Vulgat-Lesart entstehen konnte, während die minder naiven Vertreter der ersten Handschriftenfamilie das scheinbar überschüssige ἔτους

einfach über Bord warfen, wem müssen wir dies erst weitläufig erklären?<sup>1</sup>

Doch ich erschrecke über den Umfang, welchen meine Erörterungen anzunehmen drohen, wenn ich in der bisherigen Weise fortfahre. Ich beschränke mich daher fortan mehr und mehr auf das Wichtigste und befeißige mich so großer Kürze, als die Sache nur immer zuläßt.

### Drittes Buch.

III, 11 fin.: μάχης δὲ γενομένης καρτερῆς καὶ πεσόντων ἐξ ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων πλήθει πολλῶν ἐτράποντο οἱ Αἰγύπτιοι. Gewiß konnte Herodot sich also ausdrücken, wenn-  
 47  
 [565] gleich er in allen anderen derartigen Fällen eine verschiedene Ausdrucksweise gewählt hat. So I, 76 fin.: μάχης δὲ καρτερῆς γενομένης καὶ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν. I, 80 fin.: χρόνῳ δὲ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν ἐτράποντο οἱ Ἄνδοι —. IV, 201 in.: χρόνον δὲ δὴ πολλὸν τριβομένων καὶ πιπτόντων ἀμφοτέρων πολλῶν. VI, 101 med.: προσβολῆς δὲ γινομένης καρτερῆς πρὸς τὸ τεῖχος ἐπιπτον ἐπὶ ἑξ ἡμέρας πολλοὶ μὲν ἀμφοτέρων —. Allein stutzig werden darf angesichts solcher fast stereotyper Gleichmäßigkeit des Autors wohl auch der am wenigsten nivellierungssüchtige Kritiker, insbesondere wenn er zweierlei erwägt: erstens, daß gerade an unserer Stelle die Worte ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων wenige Zeilen vorher vorkommen — und zweitens, daß in den Handschriften der ersten Familie ἐξ fehlt (ἐξ om. SVR:

<sup>1</sup> Daß Herodot auch mit noch größerem Nachdruck gesagt haben könnte: „Jahr für Jahr das ganze Jahr hindurch“, so daß die Lesart des Vindobonensis unverkürzt in den Text zu setzen wäre, diese Möglichkeit ist mir freilich auch in den Sinn gekommen und sie wird der Wahrscheinlichkeit um einen Grad näher gebracht durch den analogen Ausdruck des Komikers Amphis, Frg. com. gr. III, 319 [=Frg. 43 Kock]: πίνουσ' ἐκάστης ἡμέρας δι' ἡμέρας, der mir nachträglich zufällig aufstößt (obgleich ich ihn Valckenaers Anm. zu VI, 12 entnehmen konnte). Ob aber diese Ausdrucksweise für unseren Historiker nicht allzu epigrammatisch zugespitzt und darum die oben ausgeführte Vermutung doch wohl die wahrscheinlichere ist, mögen andere entscheiden.

das Wort tilgt auch Krüger<sup>2</sup>). Ist es nicht, als ob wir die Interpolation schrittweise vor unseren Augen erwachsen sähen?

III, 15, 9—11: πολλοῖσι μὲν νυν καὶ ἄλλοισι ἔστι σταθμώ-  
σασθαι ὅτι τοῦτο οὕτω νευομίκασι ποιεῖν, ἐν δὲ καὶ τῷ τε  
Ἰνάρῳ παιδὶ Θαννύρα, δς ἀπέλαβε τήν οἱ ὁ πατήρ εἶχε ἀρχήν,  
καὶ τῷ Ἀμυρταίου Πανσίρι —. Wenn der vortreffliche Reiske  
den herodoteischen Sprachgebrauch nicht eingehend genug  
erforscht hatte, um das überlieferte ἐν δὲ καὶ τῷ δεῖ Ἰνάρῳ  
κτέ. richtig zu verstehen, so wird dies niemand befremden.  
Wohl aber darf es uns wundernehmen, wenn auch Stein  
Reiskes „f(ortasse) τῷ τε“ sich angeeignet und diese grund-  
lose Änderung in den Text gesetzt hat.<sup>1</sup> Man vergleiche  
vor allem VI, 53 in., wo Herr Stein (nach meinem Vorgang,  
Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, S. 828) die Lesart der ersten  
Handschriftenklasse mit Recht angenommen hat: τὰδε δὲ  
κατὰ τὰ λεγόμενα ὑπ' Ἑλλήνων ἐγὼ γράφω· τούτους τοὺς  
Δωριέων βασιλείας κτέ., wo beiläufig auch das grobe „pro-  
leptische“ Emblem τοῦ θεοῦ ἀπεόντος zu tilgen war. Denn  
so drückt sich kein verständiger Schriftsteller aus, wohl  
aber entspricht die im Hinblick auf das unmittelbar folgende:  
ἐλεξα δὲ μέχρι Περσέος τοῦδε εἵνεκα κτέ. erfolgte Anfertigung  
dieses Zusatzes ganz und gar der uns wohlbekannten Manier  
des Interpolators. (Besser, aber auch nicht völlig genügend  
behandeln Krüger und Abicht die obige Stelle.)

III, 20 fin.—21 mußte ein in der ersten Handschriften-  
klasse fehlender Zusatz aus dem Text entfernt werden: — καὶ  
δὴ καὶ κατὰ τὴν βασιληίην τοιῷδε· τὸν ἂν τῶν ἀστῶν κρύνωσι  
μέγιστόν τε εἶναι καὶ κατὰ τὸ μέγαθος ἔχειν τὴν ἰσχύν, τοῦτον

<sup>1</sup> Ob Inaros' Sohn Θαννύρας oder Ἰθαννύρας geheißen hat, darüber  
fehlt uns meines Wissens jede weitere Kunde. Auf Grund der nahezu  
übereinstimmenden Lesarten von SVR schreibe ich die Worte: Ἰνάρῳ  
τοῦ Λιβύος παιδὶ Ἰθαννύρα —. (V bietet: ἐν δὲ καὶ τῷδε (sic), Ἰναρῷ (sic)  
τῷ (sic) Λιβύος παιδὶ Ἰθαννύρα, ὥς (sic) κτέ.) Daß Inaros schon c. 12  
(wo, beiläufig, Stein das treffliche (von V und R gebotene) διαράξεις  
wieder ausgemerzt hat und wo Ἰνάρας sicherlich ein aus VII, 61 stammendes  
Glossem zu πῖλος ist) „der Libyer“ genannt ward, kann doch  
wahrlich kein Grund sein, die zwei Worte hier für verdächtig zu halten.

(ἀξιοῦσι om. SVR) βασιλεύειν. [Ebenso Cobet, Mnemosyne N. S. XI, 269f.] Denn was ist, so frage ich jeden Unbefangenen, wahrscheinlicher: daß ein Schreiber oder Redakteur jene echt herodoteische Brachylogie in den Text hineingefälscht, oder daß die Unkenntnis derselben die Ergänzung veranlaßt hat? Man vergleiche III, 84: περὶ δὲ τῆς βασιλείης ἐβουλευσάντο τοιοῦνδε· ὅτεν ἂν ὁ ἵππος ἡλίου ἐπανατείλαντος<sup>1</sup> πρῶτος φθέγγεται — τοῦτον ἔχειν τὴν βασιλίην.

III, 52, 6: τετάρτῃ δὲ ἡμέρῃ ἰδὼν μιν ὁ Περίανδρος ἀλυσίῃσι τε καὶ ἀσιτίῃσι συμπεπτωκότα οἴκτιρε —.<sup>2</sup> Diese einfachen Worte sind, so unglaublich es scheinen mag, von Übersetzern und Herausgebern (ja auch von den Verfassern des Thesaurus) um die Wette mißverstanden worden. Lhardy, Stein, Krüger, Abicht setzen συμπεπτωκότα einem περιπεπτωκότα gleich; Rawlinson geht dem verfänglichen Worte klüglich aus dem Wege, und nur der geradsinnige alte  
 49 [567] Lange übersetzt sach- und sprachgemäß, wenngleich nicht allzu zierlich: „zusammengefallen“. Diese Auffassung ist natürlich allein richtig. Wir erwarten hier, wo das Herz des Fürsten durch den Anblick des unglücklichen Prinzen gerührt wird, die Wirkungen der von ihm erduldeten Entbehrungen, des Hungers und der mangelnden Körperpflege bezeichnet zu finden. Da es nötig scheint, füge ich den

<sup>1</sup> Daß mit SVR so und nicht ἐπανατέλλοντος zu schreiben ist (vgl. auch VII, 223 in.), kann jedermann eine kurze Überlegung lehren. Es galt hier doch den Zeitpunkt so genau als irgend möglich zu fixieren („after the sun was up“ übersetzt bestens der einsichtige Rawlinson). — Wie oft hat doch jene Handschriftenklasse das richtige Tempus allein bewahrt, so III, 25, 16, ὡς ἦκουσε (statt ἦκουε) oder 67 in. ἐβασίλευσε statt ἐβασίλευσε (der falsche Smerdis setzte ja nur seine schon begonnene Usurpatorenherrschaft fort; er begann sie nicht zu jenem Zeitpunkt).

<sup>2</sup> Im vorangehenden c. 50 fin. ist nach Schweighäusers und Wesseling's Hinweis auf II, 162 fin.: περιθύμως ἔχοντα (vgl. auch II, 45, 13 ἀπειρώς ἔχειν oder IV, 95, 9 παντελέως εἶχε) von Abicht περιθύμως ἔχων zweifellos richtig hergestellt worden. Daß Stein, um nur nicht die Lesart der ersten Handschriftenklasse (περιθύμως SVR) annehmen zu müssen, lieber auf Schäfers περὶ θυμῷ ἐχόμενος zurückgreift und selbst sein „coniectabam περὶ θυμῷ ἐχόμενος“ der Erwähnung wert achtet, darüber darf man füglich erstaunt sein.



wenigen von den Wörterbüchern angeführten Belegen dieses Gebrauches von *συμπίπτω* einige weitere hinzu: Erasistratus ap. Aul. Gell. (Noct. att. 16, 3 = II, 150 Hertz): *ἐλογιζόμεθα οὖν παρὰ τὴν ἰσχυρὰν σύμπτωσιν τῆς κοιλίας εἶναι τὴν (εἶναί τινα?) σφόδρα ἀσιτίαν κτέ.* — Genesis (LXX) 4, 5—6: *συνέπεσε τὸ πρόσωπόν σου.* — Plutarch. de curiosit. c. 2 (624, 42 Dübn.): *οὕτως ἐμπαθῶς ἔσχευ* (Aristipp nämlich, als er vor Begier brannte, Sokrates kennen zu lernen), *ὥστε τῷ σώματι συμπεσεῖν καὶ γενέσθαι παντάπασιν ὠχρὸς καὶ ἰσχνός.* Ähnlich ist der Gebrauch von *συντήκεσθαι*. Zur Sache vergleiche man auch Eurip. Orest. 226: *ὡς ἡγρίωσαι διὰ μακρῶς ἄλουσίας.*

Der unglückliche Vater läßt kein Mittel unversucht, um den harten Sinn des zürnenden Jünglings zu beugen oder zu erweichen. Er schlägt den Ton ernster Ermahnung an und gleich darauf jenen des zärtlichen, gemütvollen Zuspruchs: *εἰ γάρ τις συμφορὴ ἐν ἐωυτοῖσι<sup>1</sup> γέγνε, ἐξ ἧς ὑποψίην ἐς ἐμὲ ἔχεις, ἐμοί τε αὕτη γέγνε καὶ ἐγὼ αὐτῆς τὸ πλεῦν μέτοχος εἰμι.* Dies sind ungemein wohlgewählte, überaus sorgfältig abgewogene Worte. Sie schließen ein halbes Schuld- und Reuebekenntnis in sich, aber doch nur ein halbes. Und die dichten Schleier der kunstvoll gewobenen doppelsinnigen Rede dämpfen den Eindruck auch dessen, was kein Mißverständnis zuläßt. Wie ein verletzend greller Lichtstrahl fährt aber in diese wohlberechnete Dämmerung das nunmehr folgende Satzglied: *ὅσῳ αὐτὸς σφεα ἔξεργασάμην!* Was soll dieses unumwundene, unverblünte Geständnis? Was kann Periander bewegen, ein solches abzulegen? Warum sprach er eben erst von dem „Argwohn“, den der Sohn gegen ihn hegen mag, wenn er entschlossen war, ihm selbst die volle,

<sup>1</sup> „Denn wenn ein Unglück unter uns geschehen ist“ — dies ist der vom Zusammenhang geforderte Gedanke. Und mit Recht läßt uns Eltz (Jahrb. Suppl.-Bd. IX, 127) nur die Wahl, diese Bedeutung in den überlieferten Worten (*ἐν αὐτοῖσι*) zu finden oder dieselben durch *ἐν ἐωυτοῖσι* zu ersetzen. Für die erstere Auffassung liefert er kaum genügende, für die letztere vollkommen ausreichende Belege, auch aus unserem Autor (insbesondere V, 20, 4).

zweifellose Gewißheit zu geben, das Entsetzliche nackt und ohne jede Bemäntelung mit wahrhaft verblüffender Offenheit auszusprechen? Und wie stimmt dieses unverhüllte Armen-sünder-Bekenntnis zum folgenden, wo uns nicht etwa der Ausdruck reumütigster Zerknirschung, sondern der Appell an die väterliche Autorität entgegentritt (*ὁκοῖόν τι ἐς τοὺς τοκέας καὶ τοὺς κρέσσονας τεθυμῶσθαι*)? Ich kann es nicht glauben, daß diese Worte echt sind und daß Herodot sich in einem Atem als einen Meister und als einen Stümper in der Kunst psychologischer Berechnung erwiesen hat. Wohl aber ist es unschwer begreiflich, daß die absichtliche Zweideutigkeit des schließenden Satzgliedes („und ich habe daran den größeren Anteil“) die ergänzende Tätigkeit eines alten Interpolators herausgefordert hat.

*τούτου δὲ μηκέτι ἔοντος, δεύτερα τῶν λοιπῶν ὑμῖν ὧ Πέρσαι γίνεται μοι ἀναγκαιότατον ἐντέλλεσθαι τὰ θέλω μοι γενέσθαι τελευτῶν τὸν βίον* (III, 65, 15). Hier haben die zwei durchschossenen Worte bisher keinerlei befriedigende Erklärung gefunden. Denn Steins, Abichts und Krügers übereinstimmender Vorschlag, den Genetiv von *ἀναγκαιότατον* abhängen zu lassen: „das Dringendste von dem Übrigen“, „unter dem Übrigen, was ich noch zu sagen habe“, „den übrigen Aufträgen“, ist augenscheinlich verfehlt. Weder begegnet uns im folgenden die leiseste Hindeutung auf derartige weitere Aufträge (oder auch auf die Unmöglichkeit, dieselben vorzubringen), noch findet hier überhaupt — und dies ist entscheidend — der Übergang zu einem neuen Thema statt. Nicht von einem Gegenstand zu einem andern wendet sich Kambyses, sondern von einer Person zu anderen, von dem ermordeten Smerdis zur Gesamtheit der Perser. Er spricht vorher wie nachher von dem einen Anliegen, das seine ganze Seele ausfüllt und den einzigen Inhalt seines letzten Willens ausmacht: von der Notwendigkeit, dem Usurpator die angemaaßte Herrschaft zu entreißen. Soeben hatte er den verhängnisvollen Irrtum beklagt, welchem derjenige zum Opfer fiel, „dem es am meisten zukam, die von den Magern erlittene Schmach zu rächen“. Da der Bruder — so

fährt er fort — nicht mehr unter den Lebenden weilt, so seid — in zweiter Reihe — unter allen übrigen ihr Perser 51  
diejenigen, die mir am nächsten stehen, mit mir durch das [569]  
engste und stärkste Band (*ἀνάγκη*) verknüpft sind und an die mithin mein Auftrag ergehen muß. (Eine wortgetreue Übertragung scheitert an der Unmöglichkeit, den in *ἀναγκαιότατον* liegenden Doppelsinn im Deutschen wiederzugeben.) Total unzulässig ist die alte Auffassung, vermöge welcher *τῶν λοιπῶν* von *δεύτερα* abhängen soll. Von der Unzulänglichkeit des also zu gewinnenden Gedankens abgesehen (der wieder ein verschiedener ist bei Valla: „*secundum ex reliquis*“ und bei Lhardy: „an zweiter Stelle unter den Übrigen“, wobei die Übrigen „alle Perser nach Abrechnung des Smerdis“ sein sollen!), spricht der herodoteische Sprachgebrauch, der nur ein absolut gebrauchtes oder ein im Sinne von *ὑστερον* mit einem Genetiv verbundenes *δεύτερα* kennt,<sup>1</sup> peremptorisch dagegen. Wer die zwei Worte nicht tilgen will (und dazu würde, meines Erachtens, nicht die Berufung auf VIII, 5 oder VI, 123 genügen, wo dieselben oder ganz ähnliche Worte anerkanntermaßen unecht sind), der wird sich wohl bei unserer Auslegung derselben beruhigen müssen. Zur Ungleichartigkeit der verglichenen Begriffe vgl. unsere Bemerkungen und Verweisungen zu IX, 82, 8.

III, 69 fin.: *μαθοῦσα δὲ οὐ χαλεπῶς ἀλλ' εὐπετῶς οὐκ ἔχοντα [τὸν ἄνδρα?] ὧτα, ὡς ἡμέρη τάχιστα ἐγγέγονε, πέμψασα ἐσήμνηε τῷ πατρὶ [τὰ γενόμενα].* Die letzten zwei Worte sind nicht nur vollkommen entbehrlich (vgl. IV, 76, 9–10: *καὶ τῶν τις Σκυθῶν καταφρασθεὶς αὐτὸν ταῦτα ποιεῦντα*

<sup>1</sup> Zur ersten Kategorie gehören, falls mir nichts entgangen ist, die folgenden Fälle: I, 112 16, 126 9; II, 137 13, 158 22; III, 14 18, 22 13, 31 11, 53 9, 68 16, 74 1, 80 11 (wo Stein in kaum glaublicher Weise irrt, indem er *τούτων* von *δεύτερα* abhängen läßt, statt von dem folgenden *οὐδέν*), 135 17; IV, 76 19, 145 12 (*τὸ δεύτερον*); V, 36 19, 38 23; VII, 53 in., 136 6, 141 15 und 20, 209 fin.; IX, 42 5, 99 in. (wobei wir den prädikativen Gebrauch des Wortes von dem adverbialen nicht gesondert haben). Von Fällen der zweiten Art kenne ich nur I, 91 21 (*δεύτερα δὲ τούτων καιομένων αὐτῷ ἐπήρκεσε*) und VII, 112 in. (*δεύτερα τούτων παραμείβετο τεῖχεα τὰ Πισρών*); zur letzteren Stelle mag man Krügers Verweisungen vergleichen.

ἐσήμηνε τῷ βασιλεῖ Σαυλίῳ), sie sind auch, da es dem Otanes um den ermittelten Sachverhalt weit mehr als um den Vorgang der Ermittlung zu tun ist, so wenig passend, daß die Übersetzer ihr Vorhandensein einmütig ignorieren<sup>52</sup> („and of this — she sent word to her father“ Rawlinson; [570] „und tat ihm die Sache kund“ Stein;<sup>1</sup> „und sagt es ihm an“ Lange). Das Wort *γενόμενα* verdankt auch ein anderes Mal (VI, 75, 9, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, 828) dem gleichen Ergänzungsbestreben des Interpolators sein Dasein. So trefflich ferner der Artikel an seinem Platze ist Z. 5 *ἄφασον αὐτοῦ τὰ ὄτα* oder Z. 13 *τὰ ὄτα ἀπέταμε*, so unpassend dünkt er mir in dem Satzglied Z. 9, das ich im übrigen mit einem Teil der Handschriften (zum Teil nach Bekker) also schreiben möchte: *εἰ γὰρ δὴ μὴ ἔχων τυγχάνει* [τὰ] ὄτα —. (Der Vindobonensis hat *εἰ* mit SR, *τυγχάνει* mit Medic. und Pass., und die Wortstellung wie S und R.)

Wer nur Steins Ausgabe benützt und einiges kritische Vermögen besitzt, der läuft fortwährend Gefahr, Emendationen zu finden und als neue vorzubringen, die bereits in einigen, in vielen oder auch in den meisten Ausgaben<sup>2</sup> verzeichnet sind. Mit genauer Not bin ich dieser Fährlichkeit in betreff des Schlusses von III, 73 entgangen. Gobryes endigt seine Rede mit dem Rate, so lange beisammen zu bleiben, bis man darüber einig geworden ist, den Pseudo-Smerdis schnurstracks anzugreifen und zu töten: *μὴ διαλύεσθαι ἐκ τοῦ συλλόγου τοῦδε ἀλλ' ᾗ ἰόντας ἐπὶ τὸν Μάγον ἰθέωζ*. Diese vorzügliche, zu dem kraft- und schwungvollen Ton der Rede treff-

<sup>1</sup> Steins Deutung der Worte in der kommentierten Ausgabe („den wahren Sachverhalt“) wird durch die von ihm herbeigezogenen Stellen keineswegs ausreichend erhärtet.

<sup>2</sup> Daß selbst dies keine Übertreibung ist, mag ein ergötzliches Beispiel lehren. Cobet, der nur Steins Textausgabe vor Augen hat, glaubt (Mnemos.<sup>2</sup> XI, 88) die „vera lectio“ *μόνος μυνόθεν* (I, 116, 4) zum ersten Male zu ermitteln. Dieselbe steht jedoch schon bei Jacob Gronov im Texte, desgleichen in fast all den Ausgaben, die mir zur Hand sind, so bei Gaisford, Bekker, Dindorf, Dietsch, Lhardy und (was nicht am mindesten bemerkenswert ist) bei Stein selbst (Ausgabe m. deutsch. Anm., 1. Aufl.).



lich stimmende Lesart der ersten Handschriftenklasse (statt der Vulgata: ἄλλοθι ἰόντας ἦ) ist — samt der selbstverständlichen kleinen Ergänzung — schon von Palm und von Dindorf angenommen worden; ich erwähne dies, weil nicht nur Stein gewohnterweise darüber schweigt, sondern auch die anderen neuen Herausgeber die Besserung nicht zu kennen scheinen (vgl. IX, 109, 8: τοῦ ἐμελλε οὐδεὶς ἄρξιν ἄλλ' ἢ ἐκείνη. Empfiehlt sich nicht auch IV, 131, 10 die Schreibung: ὁ δὲ οὐδὲν ἔφη οἱ ἐπεστάλθαι, ἀλλ' ἢ [codd. ἄλλο ἦ] δόντα 53 [571] τὴν ταχίστην ἀπαλλάσσεσθαι?).<sup>1</sup>

III, 97, 7 hat die Restitution der infolge des mißverstandenen Zwischensatzes (s. oben S. 37) arg geschädigten Stelle natürlich von der trefflichen Lesart der ersten Handschriftenklasse (δ' ἐτάξαντο SR, δὲ ἐτάξαντο V) auszugehen: Κόλχοι δὲ τὰ ἐτάξαντο [ἐς τὴν δωρεήν] καὶ οἱ προσεχέες μέχρ' οὐκ ἐπὶ Κανκάσιος ὄρεος (ἐς τοῦτο γὰρ τὸ ὄρος ὑπὸ Πέρσῃσι ἄρχεται, τὰ δὲ πρὸς βορέην ἄνεμον τοῦ Κανκάσιος Περσέων οὐδὲν ἔτι φροντίζει), οὗτοι δὲ δῶρα τὰ ἐτάξαντο ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ διὰ πεντετηρίδος ἀγίνεον κτέ. Sehr bemerkenswert ist es, daß schon Reiske (von der notwendigen Ausscheidung der drei interpolierten Worte<sup>2</sup> abgesehen) diese Herstellung fand, obgleich ihm nur die schlechte Lesart der zweiten Handschriftenklasse (δ' ἐταξάν οἱ) vor Augen lag. Die Phrase ἐς τὴν δωρεήν begegnet II, 140, 2, wo sie ganz wohl an ihrem Platze ist; hingegen erscheint sie III, 135 fin. in einem nicht nur völlig entbehrlichen, sondern durch den Widerspruch mit dem vorangehenden auch verdächtigen Satzglied:

<sup>1</sup> Sollen wir übrigens in diesem kleinen Meisterstück der Redekunst, wo alles Feuer, Ungestüm, kraftvolle Gedrungenheit ist, einen so matten und abschwächenden Zusatz dulden müssen, wie er uns sogleich in den Anfangsworten begegnet: ἄνδρες φίλοι, ἡμῖν τότε κάλλιον παρέξει ἀνασῶσθαι τὴν ἀρχήν, ἢ εἰ γε μὴ οἴοι τς ἐσόμεθα [αὐτὴν ἀναλαβεῖν], ἀποθανεῖν (III, 73 in.)? Die „Fülle des Ausdrucks“ bei Herodot hat sehr weite Grenzen, aber doch Grenzen; außerhalb derselben liegt, meines Erachtens, auch Ἑλλήνων IX, 72, 3 (vgl. IV, 53 in.) oder ἡμέρη I, 32, 4.

<sup>2</sup> „Als ihr pflichtmäßiges Geschenk“ erklärt Stein und verweist zugleich auf II, 140, wo er dieselben Worte ganz richtig und ganz anders („zu dieser Gabe“) übersetzt hatte.

τὴν μέντοι ὀλκάδα, τὴν οἱ Δαρεῖος ἐπαγγέλλετο [ἐς τὴν δωρεὴν τοῖσι ἀδελφεοῖσι], δέκεσθαι ἔφη. Vorher heißt es: δῶρα δὲ μιν τῷ πατρὶ καὶ τοῖσι ἀδελφεοῖσι ἐκέλευε πάντα τὰ ἐκείνου ἐπιπλά λαβόντα ἄγειν, φάς ἄλλα οἱ πολλαπλήσια ἀντιδώσειν· πρὸς δὲ [ἐς τὰ δῶρα?] ὀλκάδα οἱ ἔφη συμβαλέεσθαι κτέ. Die Verbindung τάσσεσθαι εἰς τὴν δωρεὴν müßte als grammatisch möglich erwiesen werden, wenn man sich bei Steins Konjektur: Κόλχοι δὲ ταξάμενοι ἐς τὴν δωρεὴν beruhigen sollte.

Die Anschaulichkeit der Erzählung gewinnt allezeit durch scharfe Scheidung der aufeinander folgenden Zeitmomente. Wie läßt es sich daher bezweifeln, daß III, 110 fin.  
 54 mit der ersten Handschriftenklasse zu schreiben ist: τὰ δεῖ  
 [572] ἀπαμυναμένους (SV statt ἀπαμυνομένους) ἀπὸ τῶν ὀφθαλμῶν οὕτω δρέπειν τὴν κασίην, und sogleich wieder 111. 15: τὰς δὲ ὀρνίθας καταπταμένας (SVR statt καταπετομένας αὐτῶν, das letzte Wort tilgt auch Stein mit anderen) ἀναφορέειν ἐπὶ τὰς νεοοσιάς? Bin ich allzukühn, wenn ich auch die vollkommen entbehrlichen, in den zwei Handschriftenfamilien verschieden angeordneten, aus dem vorangehenden wiederholten Worte τὰ τῶν ὑποζυγίων μέλεα oder τὰ μέλεα τῶν ὑποζυγίων ebenso für eine schon im Archetypus vorhandene Objektsergänzung halte, wie dies z. B. V, 92 γ. 15 sicherlich die in der ersten Klasse fehlenden Worte τὸ παιδίον sind (τὸν πρῶτον αὐτῶν λαβόντα προσουδίσαι, vgl. dort Z. 11 und Z. 17)?

III, 113, 9: ἀμαξίδας γὰρ ποιεῦντες ὑποδέουσι αὐτὰς τῇσι οὐρῇσι, ἐνὸς ἐκάστου κτήνους τὴν οὐρὴν ἐπ' ἀμαξίδα καταδέοντες. Hier bieten die sämtlichen Handschriften den sinnwidrigen, aber bisher nicht angefochtenen Zusatz ἐκάστην nach ἀμαξίδα, etwa wie jene der zweiten Klasse IV, 72, 6 das einfache ἐπ' ἵππον (so SVR) nicht geduldet haben in dem Satze: τῶν δὲ δὴ νεηρίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον. —. Denn gezwungen wäre die Erklärung „auf das zum Jüngling gehörige Pferd“; ist doch im vorangehenden zwar von fünfzig Jünglingen und fünfzig Rossen, nicht aber von ihrer Zu-

sammengehörigkeit die Rede gewesen, die eben mit diesen Worten ausgesprochen wird: „Von den fünfzig erdrosselten Jünglingen setzten sie je einen auf ein Pferd.“

III, 115 in.: *Αὗται μὲν νῦν ἐν τε τῇ Ἀσίῃ ἐσχατιαί εἰσι καὶ ἐν τῇ Λιβύῃ· περὶ δὲ τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ [τῶν πρὸς ἐσπέρην] ἐσχατιῶν ἔχω μὲν οὐκ ἀτρεκέως λέγειν· οὔτε γὰρ ἔγωγε ἐνδέκομαι Ἑριδανόν τινα (add. SVR) καλέεσθαι πρὸς βαρβάρων ποταμὸν ἐκδιδόντα ἐς θάλασσαν τὴν πρὸς βορρην ἄνεμον, ἀπ' ὅτεν τὸ ἤλεκτρον φοιτᾶν λόγος ἐστί, οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας [ἐκ τῶν ὁ κασσίτερος ἡμῶν φοιτᾷ].* Diesmal hat der Interpolator seine Sache schlecht gemacht. So wenig Herodot bei Asien und Libyen bloß an den Osten denkt und denken kann, sondern neben diesem (106 in. πρὸς τὴν ἡῶ) auch den Süden (107 in. πρὸς δ' αὖ μεσαμβρίας) und den Südwesten (114 in. ἀποκλινομένης δὲ μεσαμβρίας — πρὸς δύνοντα ἥλιον) im Auge hat, ebensowenig kann er hier den Norden ignorieren. Und er ignoriert ihn auch tatsächlich nicht, da er ja sofort vom Nordmeer und alsbald auch vom nordischen Festland spricht (116 in. πρὸς δὲ ἄρκτου <sup>55</sup> τῆς Εὐρώπης κτέ.)! Genannt aber hat er an der Spitze des Kapitels gewiß keine dieser Weltgegenden, sondern sich damit begnügt, den zwei schon behandelten Erdteilen den dritten gegenüberzustellen, das übrige der Einsicht seiner Leser überlassend. Zu *Ἑριδανόν τινα* und *οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας* vergleiche man den uns so wohlbekannten Satz: *οὐ γὰρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα* (II, 23), wo auch die Fortsetzung, der Hinweis auf den poetischen Ursprung des Wahnglaubens, zu dem hier folgenden stimmt (*ὑπὸ ποιητέῳ δὲ τινος ποιηθέν*). „Und was die Zinninseln betrifft, so weiß ich auch nichts von wirklichen Inseln dieses Namens“ — wie kann sich hieran der von uns eingeklammerte Satz anschließen, da doch aus dem Nicht-Seienden weder das Zinn, noch sonst etwas herkommen kann? Einen bloßen Glauben oder eine Sage weiß aber Herodot sehr wohl auch sprachlich von der Wirklichkeit zu unterscheiden; warum sagte er nicht auch hier, falls er dies ausdrücken wollte, *φοιτᾶν λόγος ἐστί*, oder (wenn er

vor der Wiederholung der soeben gebrauchten Wendung zurückscheute) *φοιτᾶν φασι* oder *λέγουσι*? Der Name der „Zinninseln“ sprach eben deutlich genug und bedurfte keines Kommentars; es genügte, wenige Zeilen nachher den realen Sachverhalt, von allem Problematischen geschieden, festzustellen: *ἐξ ἐσχάτης δ' ὧν ὃ τε κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ καὶ τὸ ἤλεκτρον*.

Seltsamerweise scheint noch kein Herodot-Forscher bemerkt zu haben, daß die Schlußworte von III, 143 an ihre gegenwärtige Stelle passen wie die Faust auf das Auge. Maiandrios hat die namhaftesten seiner Widersacher in den Kerker geworfen; er erkrankt und schwebt in Lebensgefahr; sein Bruder Lykaretos tötet die Gefangenen, um sich nach dem Ableben des Bruders der Herrschaft um so leichter bemächtigen zu können. Was soll da der begründende Satz: „Denn sie wollten eben, wie es scheint, ganz und gar nicht frei sein?“ Hingegen wären diese Worte an einer früheren Stelle sehr wohl an ihrem Platze, dort wo dem Maiandrios, als er „der gerechteste der Menschen“ sein und den Samiern ihre Freiheit wiedergeben will, statt freudigen Entgegenkommens und begeisterten Dankes nur Anklagen und Chikanen zuteil werden und die Ausführung seines edlen Vorhabens vereiteln. Hier (143 in.) möchte ich die wohl einst zufällig ausgelassenen, am Rande beigeschriebenen und am unrichtigen Orte eingesetzten Worte einschalten, wie folgt: *Μαιάνδριος δὲ νόφ λαβών, ὡς εἰ μετήσει τὴν ἀρχὴν ἄλλος τις ἀντ' αὐτοῦ τύραννος καταστήσεται (οὐ γὰρ δὴ, ὡς οἴκασι, ἐβούλοντο εἶναι ἐλεύθεροι), οὐδ' ἔτι<sup>1</sup> ἐν νόφ εἶχε μετιέναι αὐτήν, ἀλλ' ὡς ἀνεχώρησε ἐς τὴν ἀκρόπολιν κτέ. —*

56  
[574]

<sup>1</sup> Zur Rechtfertigung dieser trefflichen, wenngleich nur von S dargebotenen (von Schweighäuser, Gaisford, Bekker usw., angenommenen, von Stein jedoch wieder verschmähten) Besserung (statt οὐ δὴ *ι*) genügt der Hinweis auf den Gedankenzusammenhang und allenfalls auf Stellen wie VI, 133, 2: *οἱ δὲ Πάριοι ὅπως μὲν τι δώσουσι Μιλιτιάδῃ* [ἀργυρίου scil. Krüger] *οὐδὲ διεννοεῦντο, οἱ δὲ ὅπως διαφυλάξουσιν τὴν πόλιν* [τοῦτο om. SV] *ἐμηχανέοντο κτέ.* Hier wie dort deutet οὐδέ auf die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Ausführung hin, neben dem Nichtvorhandensein (beziehungsweise Nichtmehrvorhandensein) der be-



## Viertes Buch.

Wer an den Rhythmus der herodoteischen Sprache gewohnt ist, der wird bei den Worten IV, 9, 4—5: *ἐγὼ γὰρ ἐκ σεῦ τρεῖς παῖδας ἔχω* sofort einen Anstoß empfinden. Denselben räumt die Lesart der ersten Handschriftenklasse (die Bekker aufnahm) aus dem Wege: *ἐγὼ γὰρ ἐκ σέο παῖδας τρεῖς*. Daß dies Stein nicht fühlt und nicht auch durch derartige, an sich kleine, aber durch ihre unaufhörliche Wiederkehr bedeutsame Mahnungen zu einer richtigeren Würdigung dieser Familie geführt ward, dünkt uns gar befremdlich — um so befremdlicher, da er, der Macht der Wahrheit widerwillig gehorchend, eben in diesen Partien nicht selten Lesarten von SV oder SVR annimmt, die wahrlich keinem noch so geschickten antiken Korrektor ihr Dasein verdanken können, so *διαλείπειν* (statt *διαλιπών*) III, 155, 18, die Auslassung von *τοῖς Πέρσῃσι* III, 156, 15, von *ἀρχόντων* IV, 5, 20.

Über die so schwierige als vielbehandelte Stelle IV, 11 will ich (von den Abenteuerlichkeiten der neuesten Herausgeber absehend) nur so viel bemerken, daß selbstverständlich von der völlig sinngemäßen Lesart der ersten Handschriftenklasse auszugehen und das von Valckenaer so<sup>57</sup> trefflich gefundene, durch die schlagendsten Parallelen gesicherte *μένοντας* anzunehmen ist (vgl. insbesondere VI, 22, 7—8; VII, 173, 9—11; VIII, 74, 20—22; IX, 55, 24), wodurch wir zu Bredows (p. 29) und Herolds (Emend. herod. I, p. 6) Schreibung gelangen: *ὡς ἀπαλλάσσεσθαι προῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς μένον<τας> κινδυνεύειν*. Und dabei könnte man sich beruhigen, wenn nicht einerseits die drei Buchstaben ΔΕΟ vor ΜΕΝΟΝ eine Erklärung, beziehungsweise Verwendung heischten, andererseits das bloße *πρὸς πολλοὺς* einen unzureichenden Gedanken enthielte. Denn sich mit „Vielen“ schlechtweg zu schlagen, dies schließt

---

treffenden Absicht. Daß diese allein sinngemäße Lesart (die an letzterer Stelle Steins ABC und S darbieten) in VR durch *οὐδέν* verdrängt ward, sollte uns nicht hindern, sie in den Text zu setzen.

nicht notwendig eine Gefahr, am wenigsten eine solche in sich, die man, ohne für feige zu gelten (*ἐντόνους μὲν ἀμφοτέρους!*), zu vermeiden für rätlich und geboten halten kann. Passend wäre *πρὸς πολλαπλησίους* oder *πρὸς πολλοὺς ὀλίγους ἰόντας* (vgl. I, 176 in.); allein wenn wir Gewaltsamkeiten scheuen und methodisch vorgehen wollen, so bleibt kaum etwas anderes übrig, als in jenem Lautüberschuß die Deckung dieses Gedankenabganges zu suchen. Daher glaube ich auch Gebhardts (Emendat. herodot. III, p. 9) *διαμένοντας* zurückweisen und vermuten zu dürfen: — *μηδὲ πρὸς πολλοὺς ὧδε μένον(τας) κινδυνεύειν* —. (Über Verwechslungen von *ο* und *ω* im Archetypus unseres Textes vgl. Herold a. a. O., p. 5 und Specim. p. 9: die Nachstellung von *ὧδε* begegnet mehrfach, zum mindesten bei den Tragikern.)<sup>1</sup>

Sicherer ist es, daß wir IV, 18, 19 statt: *ἤδη δὲ κατύπερθε τούτων ἡ ἔρημός ἐστι ἐπὶ πολλόν* mit SVR (denen Gaisford und neuestens Abicht, nicht aber Stein und Krüger gefolgt sind) zu schreiben haben: *ἡ δὲ κατύπερθε τούτων* (sc. *γῆ* s. *χώρη*) *ἔρημός ἐστι ἐπὶ πολλόν*. Ich führe dies als einen weiteren Beleg für die seltsame Verblendung derjenigen an, welche die Überlegenheit der ersten Handschriftenklasse beharrlich leugnen.

IV, 36 in.: — *τὸν γὰρ περὶ Ἀβάριος λόγον τοῦ λεγομένου εἶναι Ὑπερβορέω οὐ λέγω, λέγων ὡς τὸν οἰστὸν περιέφερε κατὰ πᾶσαν γῆν, οὐδὲν σιτέομενος*. — Das durchschossene Wort läßt sich weder durch die von Wesseling angeführten, unzutreffenden Parallelen stützen, noch tut es not, dasselbe mit Reiske (dem Stein folgt) zu tilgen, noch endlich frommt die von Schweighäuser zweifelnd vorgebrachte, von Krüger angenommene Änderung zu *λέγοντα*. Minder gewaltsam und zugleich sinngemäßer scheint es, zu schreiben:  
<sup>58</sup>  
 [576] *λέγω δὲ ὡς κτέ.* Vgl. IV, 99, 24: *λέγω δὲ ὡς εἶναι ταῦτα κτέ.* Häufiger allerdings wird diese Phrase im Sinne von „ich

<sup>1</sup> [Mit geringem Glücke hat die Stelle Madvig, *Adversaria* III, 28, behandelt. Mit Recht verspottet er die „Monstra“, die manche seiner Vorgänger ersonnen haben. Er selbst läßt uns die Wahl zwischen *πρὸς πολλοῦ πόνου δεόμενα* und *πρὸς πολλοῦ δέους γέμοντα*]

meine, ich will sagen“ mit dem Akkusativ verbunden; doch fehlt es auch nicht an Beispielen, die unserem Falle genau entsprechen, wie Aristot. Rhet. III, c. 11 (1413 a, 12): λέγω δ' ὅταν ἀποδιδῶσιν —.

IV, 46 in.: Ὁ δὲ Πόντος ὁ Εὐξείνιος, ἐπ' ὃν ἐστρατεύετο ὁ Δαρεῖος, χωρέων πασέων παρέχεται ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ ἔθνεα ἀμαθέστατα. οὔτε γὰρ ἔθνος τῶν ἐντὸς τοῦ Πόντου οὐδὲν ἔχομεν προβαλέσθαι σοφίης περὶ οὔτε ἄνδρα λόγιον οἶδαμεν γενόμενον πάρος τοῦ τε (τε add. Herodian. π. μονήρ. λέξ. p. 88 Lehrs) Σκυθικοῦ ἔθνεος καὶ Ἀναχάρσιος. τῷ δὲ Σκυθικῷ γένει ἐν μὲν τὸ μέγιστον τῶν ἀνθρωπίνων προηγημάτων σοφώτατα πάντων ἐξεύρεται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, τὰ μέντοι ἄλλα οὐκ ἄγαμαι· τὸ [δὲ om. SVR und Flor.]<sup>1</sup> μέγιστον <τοῦτο> οὕτω<sup>2</sup> σφί ἀνεύρεται, ὥστε κτέ.

Hatte es Herodot wirklich so eilig, den Skythen, unter welchen er doch nur einen Weisen zu nennen und von denen er sonst bloß zu rühmen weiß, daß sie sich gegen Eroberer besser als jedes andere Volk zu verteidigen verstehen — konnte er es in der Tat so wenig erwarten, ihnen einen Platz unter den gebildeten Nationen anzuweisen, daß er darüber den logisch-grammatischen Faden aus der Hand verlor und es unterließ, sich so auszudrücken, wie jeder gute Schriftsteller sich in gleichem Falle ausdrücken würde: „Die

<sup>1</sup> Unser Schriftsteller liebt es nämlich, an eine Ankündigung (und zwar nicht nur wenn diese durch ὅδε, ὥδε u. dgl. eingeführt wird, worüber Herodot zu vergleichen ist, der jedoch die widerstrebenden Stellen nicht ändern durfte) den Gegenstand derselben asyndetisch anzureihen. So ist sicherlich III, 12 in. γὰρ mit der ersten Handschriftenklasse, die auch in diesem Betracht so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, zu tilgen in dem Satze: θῶμα δὲ μέγα εἶδον πυθόμενος παρὰ τῶν ἐπιχωρίων· τῶν [γὰρ] ὁστέων περιεχυμένων κτέ. Dahin gehört es auch, daß IV, 47, 11 auf die Worte τούτους ὀνομαζέω ohne weitere Vermittlung die Aufzählung beginnt: Ἰστῖος μὲν πεντάστομος κτέ. (anders Stein, der den Ausfall eines Satzgliedes voraussetzt). Man vgl. IV, 119 in. ἐσχίσθησαν αἱ γυνῶμαι· ὁ μὲν Γελωνὸς κτέ., wo man früher gleichfalls gegen das Zeugnis der Haupthandschriften beider Familien ὁ μὲν γὰρ las. Desgleichen tilge ich γὰρ mit SV II, 161, 13.

<sup>2</sup> Vgl. VIII, 98 in.: οὕτω τοῖσι Πέρσῃσι ἐξεύρεται τοῦτο. Verschieden ist IV, 200 fin.: τοῦτο μὲν δὴ οὕτω (hoc modo) ἐξευρέθη.

Pontusgestade, gegen welche jetzt Darius zu Felde zog, beherbergen unter allen Ländern die ungebildetsten Völker. Denn ich kenne kein Volk außer dem skythischen“ usw.  
 [577] Die Worte *ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ* sind, wenn nicht alles täuscht, eines jener „proleptischen“ Embleme, die der Ungeduld, nicht des Autors, sondern eines vorwitzigen Lesers entsprungen sind, der hier Regel und Ausnahme durcheinander wirft.

IV, 61, 14 haben, so viel ich sehen kann, sämtliche neuere Herausgeber mit Reiz (nicht mit Gronov, wie Gaisford, Stein, Krüger irrig berichten) der nicht ganz regelmäßigen Konstruktion dadurch aufzuhelfen versucht, daß sie zwischen *τύχῳσι ἔχοντες* und *λέβητας* die Präposition *ἐς* einschoben. Ein Blick auf die in jedem Betracht vollständig analoge Stelle II, 39, 14 ff. genügt, um die Entbehrlichkeit dieser Änderung zu erweisen. Wohl aber ist nach *ἔπειτα* (richtiger *ἔπειτεν*) mit R und V *δὲ* einzusetzen (S hat *δ'*). Daß Stein im folgenden den sinnwidrigen Artikel in den Worten *ἦν δὲ μὴ σφι παρῇ ὁ λέβης* (*ὁ* om. SVR) aus den Handschriften der zweiten Klasse eingeschaltet hat, gehört zu den Seltsamkeiten, die uns immer von neuem in Erstaunen setzen.

IV, 88 in.: *Δαρεῖος δὲ μετὰ ταῦτα ἡσθεὶς τῇ σχεδίῃ τὸν ἀρχιτέκτονα Μανδροκλέα τὸν Σάμιον ἐδωρήσατο πᾶσι δέκα ἀπ' ὧν δὴ Μανδροκλῆς ἀπαρχὴν* —. So lange wir der Vernunft in kritischen Dingen nicht Valet sagen, wird es bei der (von uns Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 811 ff. eingehend begründeten,<sup>1</sup> vorher schon von Krüger zur Stelle und von Mehler, Mnemos. 1856, p. 69 geäußerten) Meinung sein Bewenden haben, daß die Wortverbindung *πᾶσι δέκα* an dieser Stelle völlig unverständlich und darum unmöglich ist. So begreiflich nämlich diese Redeweise dort erscheint, wo es sich um „je zehn“, „je hundert“ usw. Beutestücke,

<sup>1</sup> Dem dort zusammengestellten Materiale kann ich jetzt ein paar neue Belegstellen, wie *πάντα χίλια* bei Porphy. de abstin. II, 60 (120, 27—28 Nauck) oder *πάντα ἑκατόν* bei Parthenius IX fin. (10, 23 Hercher), aber nichts hinzufügen, was das daselbst erzielte Ergebnis zu modifizieren vermöchte.



Opfertiere, Rinder, Schafe u. dgl. handelt, so undenkbar ist die Anwendung einer Zahlenbestimmung in einem Zusammenhang, der uns über die Natur der zu zählenden Gegenstände vollständig im unklaren läßt. Auch der Ausweg, daß es sich um eine uns unbekannte persische Sitte handle, bleibt verschlossen, da der Geschichtschreiber seine Leser in solchen Dingen keineswegs für wohl unterrichtet hält und sie daher ausreichend zu belehren niemals verabsäumt. Somit erübrigt uns nichts als ein kritischer Eingriff, und schwerlich ein anderer als jener, den ich damals nur darum unausgesprochen ließ, weil ich der Hoffnung nicht entsagte, ein gelinderes Heilmittel zu finden. Statt *πᾶσι* wird man *ταλάντοισι* zu schreiben und den Fehler durch ein Kompendium wie *ΤΟΙCΙ* oder *ΤΑCΙ* veranlaßt glauben müssen (vgl. z. B. I, 50, 13 *τάλαντα δέκα* und Gardthausen S. 257, mittl. Kol.).

IV, 176 lesen wir: *ἡ δ' ἐν πλεῖστα ἔχῃ, αὕτη ἀρίστη δέδοκται εἶναι* — und ähnlich I, 32: *ἡ δὲ ἐν τὰ πλεῖστα ἔχῃ, ἀρίστη αὕτη*. Nur IV, 64 heißt es mit einer Schwerfälligkeit, die schier als unerträglich gelten darf: *ὅς γὰρ ἐν πλεῖστα δέρματα χειρόμακτρα ἔχῃ, ἀνὴρ ἄριστος οὗτος κέκριται εἶναι*. Von dem ersten der beiden Worte befreit uns die bessere Handschriftenfamilie (om. SVR); von dem zweiten und noch weniger passenden dürfen wir uns wohl selbst befreien.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Nebenbei sei auch auf die kleine Interpolation hingewiesen IV, 65 in.: *καὶ ἦν μὲν ἡ πένης* — *ἦν δὲ [ἡ om. SVR] πλούσιος*. Vgl. 196, 6: *καὶ ἦν μὲν φαίνεται σφι ἄξιος ὁ χρυσὸς τῶν φορτίων* — *ἦν δὲ μὴ ἄξιος*, wo Stein dieselbe Interpolation vielleicht gleichfalls angenommen hätte, wenn nicht seine ABC sich hier zwiefach vergriffen hätten: in der Wahl des Verbums (*εἶναι* statt *φαίνεσθαι*) und in der Wortform (*εἶη* statt *ἦ*). Doch da jenes Blatt aufgeschlagen vor mir liegt, so will ich eine andere, durch fremde Zutaten schwer entstellte Satzreihe zu ordnen versuchen (199, 11): *πρῶτα μὲν γὰρ τὰ παραθαλάσσια [τῶν καρπῶν] ὀργᾷ ἀμᾶσθαι τε καὶ τρυγᾶσθαι· τούτων τε δὴ συγκεκομισμένων τὰ ὑπὲρ τῶν θαλασσιδίων χώρων [τὰ μέσα om. SVR] ὀργᾷ συγκομίζεσθαι, τὰ βουνούς καλέουσι· συγκεκόμεναι τε οὗτος ὁ μέσος καρπὸς κτέ.* Dieselbe Sprachwidrigkeit, die hier in *τὰ παραθαλάσσια τῶν καρπῶν* (siehe den verunglückten Erklärungsversuch bei Krüger) begegnet, ist V, 58, 9 (*τὰ πολλὰ τῶν χώρων*)

Es wäre nicht schwer, jeden Unsinn und jede Fälschung der Überlieferung zu rechtfertigen, wenn es uns freistünde, den Worten und Phrasen jedesmal ad hoc besondere und unerhörte Bedeutungen beizulegen. Etwas Derartiges versuchen die Interpreten zu IV, 68, 7—8: ἀπιγμένον δὲ ἐλέγχουσι οἱ μάντιες ὡς ἐπιорκήσας φαίνεται ἐν τῇ μαντικῇ τὰς βασιλῆας ἰστίας. Das Wort μαντικῇ sei hier „konkret zu fassen“  
 [579] (Stein). Doch genügt diese Ausflucht nicht, um den sich unabweislich aufdrängenden Zweifel an der Echtheit dieses Zusatzes hinwegzuräumen. Es bedarf noch der weiteren, nicht minder gewagten Annahme, daß ἐπιорκήσας φαίνεται einen solchen Beisatz gestattet. Dies widerstreitet jedoch vollständig dem Sprachgebrauch Herodots und enthält zugleich eine durch den Zusammenhang keineswegs nahegelegte Abschwächung des Gedankens. φαίνομαι mit einem Partizip verbunden steht nämlich nach der bekannten, für unseren wie für jeden anderen griechischen Schriftsteller gültigen Regel völlig gleich einem δηλός ἐστι, φανερός καθίσταται, wenn es nicht gar wie II, 97 in. αἱ πόλεις μόναι φαίνονται ὑπερέχουσαι („man sieht die Städte allein hervorragen“) nur die Geltung einer Periphrase besitzt (φαίνονται ὑπερέχουσαι = ὑπερέχουσι). Man vergleiche beispielsweise: II, 79 φαίνονται δὲ αἰεὶ κοτε τοῦτον αἰδόντες; III, 116 πολλὰ τε πλεῖστος φαίνεται χρυσός ἐών; IV, 12 φαίνονται — φεύγοντες und daneben ganz gleichwertig φανεροὶ δὲ εἰσι — διώξαντες; IV, 45 fin. ἐκ τῆς Ἀσίας τε φαίνεται ἐοῦσα; IV, 53 φαίνεται δὲ ῥέων δι' ἐρήμου; V, 9 in. ἔρημος χώρα φαίνεται ἐοῦσα; VI, 121 φαίνονται μισοτύραννοι ἐόντες; VIII, 120 in. μέγα δὲ — μαρτύριον φαίνεται γὰρ Ἑρξῆς — ἀπικόμενος; VIII, 142 οἵτινες — φαίνεσθε πολλοὺς ἐλευθερώσαντες —. Der Prozeß der Weissagung gilt den Wahrsagern als ein ebenso vollwichtiges Beweismittel wie dem Cyrus sein Traumgesicht, auf Grund dessen er zu Hystaspes spricht (I, 209): παῖς σός — ἐπιβουλεύων ἐάλωκε, gerade wie es von wirklich überführten Verschwörern heißt

durch Wesselings Konjektur (χωρίων statt χώρων) beseitigt worden; geratener scheint es auch dort (mit Krüger<sup>2</sup>) zu schreiben: περιόικεον δὲ σφεας τὰ πολλὰ [τῶν χώρων] τοῦτον τὸν χρόνον Ἑλλήνων Ἴωνες.

(VIII, 132): ἐπιβουλεύοντες δὲ ὡς φανεροὶ ἐγένοντο —. Der Zusatz ἐν τῇ μαντικῇ ist ganz ebenso auszuschneiden wie (mit Abicht) jenes ἐν τοῖσι ἔργοισι II, 226, wo weder Valckenaers Vorschlag (über welchen gemeiniglich falsch berichtet wird) ἐν zu tilgen, noch Werfers Konjektur ἐπὶ (statt ἐν) die rechte Hilfe bringen; denn auch ein ἐς τὰ ἔργα wäre unzulässig, da von den ἔργα im vorhergehenden noch gar nicht die Rede war. Die Königstochter, so heißt es, wollte auch ihrerseits ein μνημόσυνον zurücklassen (was an sich ein ganz unbestimmter Ausdruck ist; man vergleiche, wenn es not tut, II, 135 oder IV, 81 fin.); darum bat sie jeden ihrer Besucher um einen Stein, und aus diesen Steinen hat sie eine Pyramide erbaut. (Stein freilich gibt die Worte deutsch so wenig sinngemäß wieder, wie sie griechisch lauten: „er möge ihr bei ihrem Bau einen Stein schenken.“.) — Von demselben Kaliber ist zweifelsohne auch der wenige Zeilen später folgende gleichartige Zusatz: καὶ ἦν μὲν καὶ οὗτοι ἐσορέοντες [ἐς τὴν μαντικὴν] καταδήσωσι ἐπιορκῆσαι, wo man nach der Analogie von ἐσιδὼν ἐς τὰ ἰρά (VII, 219 in.) im Gedanken ein ἐς τὰς ῥάβδους, ἐς τοὺς φακέλους ergänzen mag.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In der Schilderung der skythischen Mantik bleibt nach allen Bemühungen der Kritiker und Exegeten noch manche Dunkelheit zurück. Daß Steins Versuch, die Phrase ἐπὶ μίαν ἐκάστην ῥάβδον τιθέντες nach der Analogie taktischer Ausdrücke (gleichsam als einen Stab hoch) zu erklären, nicht geglückt ist, zeigen die von ihm selbst angeführten Parallelstellen deutlich genug; es müßte doch zum mindesten heißen ἐπὶ μίαν τὰς ῥάβδους τιθέντες. Ob mit Krüger μίαν ἐπὶ μίαν oder nicht vielmehr (nach I, 9, 5 oder III, 11, 14) κατὰ μίαν ἐκάστην τῶν ῥάβδων zu schreiben sei, will ich nicht entscheiden. Für sicher halte ich jedoch, daß der Schluß des Satzes zu lauten hat: καὶ αὐτὶς κατὰ μίαν [συν]τιθεῖσι und daß der Zusatz aus dem vorangehenden συνειλέουσι geradeso mechanisch wiederholt ist, wie III, 36, 17 ἐλάμβανε in SVR durch Einwirkung des benachbarten ἐπιλαβέσθαι zu ἐπελάμβανε geworden ist. Und ist nicht eben dasselbe auch IV, 114 in. geschehen? Oder was ist wahrscheinlicher (denn so muß man die Frage stellen): daß Herodot den geschlechtlichen Verkehr, den er sonst immer durch μίσησθαι ausdrückt, an dieser einen Stelle durch das (bei anderen Autoren allerdings nachweisbare) συμμίσγησθαι wiedergibt, oder daß die Präposition aus dem

Wenn Männer Frauenrollen spielen, so wählt man hierzu allezeit bartlose Jünglinge (*ἄνδρας λειογενεῖους*, wie es in ähnlichem Falle bei unserem Autor heißt V, 20); und wenn ein Amazonenheer irrtümlich für ein Männerheer gehalten ward, so konnte man in den streitbaren Frauen nur jugendliche, unbärtige Krieger erblicken. Dies muß notwendig auch Herodot dort sagen wollen, wo ihn unsere Handschriften so verkehrt als möglich sprechen lassen (IV, 111): *ἰδόκεον δ' αὐτὰς εἶναι ἄνδρας τὴν αὐτὴν ἡλικίην ἔχοντας*, was die Interpreten einstimmig etwa also erklären: „alle von gleichem Alter, nämlich gleich jung und bartlos“. Ebenso gut könnte man sagen: wir hielten einen Trupp Zigeuner für Mulatten, denn sie waren insgesamt von gleicher (nämlich von dunkler) Farbe. Nicht die Gleichheit, die ja ebenso wohl die Gleichheit des Greisenalters sein könnte, sondern die [581] Jugendlichkeit muß hier zum Ausdruck gelangen. Man schreibe (wie, irre ich nicht, bereits Dietsch einmal irgendwo vorschlug) *τὴν πρώτην ἡλικίην* und denke sich die Korruptel aus einer Abbraviatur wie ATHN oder AHN (s. Gardthausen, Palaeogr. 248 oder z. B. Hermes 17, 181) entstanden. [Ähnliches bei Cobet, Mnemosyne<sup>2</sup> XI, 281, zu Herodot III. 48 und ebd. p. 336, Herwerden zu Platons Staat II p. 358 E. Eine Fülle neuer Fälle dieser Art verzeichnet Nauck, Bulletin de l'Académie Impériale etc. XXX, 104f.] Eine derartige Annahme hat bereits einmal einer trefflichen Verbesserung unseres Textes (I, 59 *τριηκοσίους* statt *τούτους*, „nempe utrumque per τ scribebatur addita terminatione ους“, Naber, Mnemos. 1855, p. 10)<sup>1</sup> zur Grundlage gedient. (Ver-

gerade hier vorangehenden *συμμιξαντες* (*τὰ στρατόπεδα*) den Schreibern unwillkürlich in die Feder kam und er auch diesmal geschrieben hatte: *γυναῖκα ἔχων ἑκαστὸς αὐτήν ἢ τὸ πρῶτον ἐμίχθη?*

<sup>1</sup> VII, 205, 5 ist meines Erachtens notwendig zu lesen: *ὃς τότε ἦεν ἐς Θερμοπύλας ἐπιλεξάμενος ἄνδρας τε [τούς] κατεστειώτας τριηκοσίους καὶ τοῖσι ἐνύγχανον παῖδες ἑόντες*, „dreihundert Männer von gesetztem Alter“ (vgl. Thukyd. II, 36) „und die schon Kinder hatten“, wie Lange vollkommen sachgemäß übersetzt. Sollte der Artikel, der jedenfalls weichen muß, weil er mit *ἐπιλεξάμενος* unbedingt unvereinbar ist (man müßte



wandte, minder überzeugende Vermutungen desselben Kritikers und des scharfsinnigen Mehler siehe ebd. 1854, p. 482 und 1856, p. 72.) Dieselbe Schreibung von *πρώτην* mag die seltsame Variante der ersten Handschriftenklasse in II, 79 fin. veranlaßt haben (*αὐτήν* SVR statt *ταύτην πρώτην*).<sup>1</sup> Und ist nicht endlich auch ein Zahlzeichen einzusetzen III, 11, 11: *ἦσαν τῷ Φάνη παῖδες ἐν Αἰγύπτῳ καταλειμμένοι <ι>*, wo mir wenigstens die Anschaulichkeit der Erzählung unter dem Mangel einer solchen Angabe erheblich zu leiden scheint? Man beachte, daß die Zahl jener Söhne des Phanes jedenfalls eine beträchtliche war (darauf weisen die Ausdrücke *διὰ πάντων δὲ διεξιθόντες* und *κατὰ ἕνα ἕκαστον τῶν παιδῶν* unverkennbar hin), und daß es sich um das Schicksal eines Halikarnassiers handelt, in betreff dessen unserem Historiker gewiß die genauesten Informationen zu Gebote standen.<sup>64</sup> [582] Durch den Ausfall eines oder mehrerer Zahlzeichen erklärt sich auch am leichtesten die Lücke, die ich (mit Dobree) IV, 153, 6 annehmen zu müssen glaube.

IV, 119, 14: *ἦν μέντοι ἐπὶ καὶ ἐπὶ τὴν ἡμετέραν ἄρξην τε ἰδικέων, καὶ ἡμεῖς οὐ πεισόμεθα* —. Da die Konjekturenflut, die sich von alters her (schon der Sancroftianus, aber freilich weder V — der *οὐ πεισόμεθα* hat — noch R, bietet *οὐκ οἰσόμεθα*) über diese Worte ergossen hat, noch immer anschwillt, so scheint es nötig darauf hinzuweisen, daß

denn Krügers gewundene Erklärung billigen: „die bestehende organisierte Schar, die er sich wählte, nicht einzeln, sondern im ganzen“, vielleicht aus eben jenem Kompendium entsprungen sein, welches diesmal seine richtige Auflösung gleichsam überlebt hätte?

<sup>1</sup> Täuscht mich nicht alles, so hilft dieselbe Annahme eine auch vom jüngsten Herausgeber nicht geheilte Korruptel bei Marc Aurel (Comment. IV, 33 fin.) beseitigen: — *καὶ διάθεσις ἀσπαζομένη πᾶν τὸ συμβαῖνον, ὡς ἀναγκαῖον, ὡς γνώριμον, ὡς ἀπ' ἀρχῆς τοι πρώτης* (statt *τοιαύτης*) *καὶ πηγῆς ῥέον*. Vgl. insbesondere VIII, 23: *συμβαίνει τί μοι; δέχομαι, ἐπὶ τοὺς θεοὺς ἀναφέρειν, καὶ τὴν πάντων πηγὴν, ἀφ' ἧς πάντα τὰ γινόμενα συμμηρῶται*. Oder auch VI, 36: *πάντα ἐκείθεν ἔρχεται* — *καὶ τὸ χάσμα οὖν τὸ λέοντος* — *καὶ πᾶσα κακουργία* — *ἐκείνων ἐπιγεννήματα τῶν σεμνῶν καὶ καλῶν, μὴ οὖν αὐτὰ ἀλλότρια τούτου, οὐ σέβεις, φαντάζου· ἀλλὰ τὴν πάντων πηγὴν ἐπιλογίζου*.

Letronne<sup>1</sup> (Journ. des sav. 1817, p. 90) sie bereits vollkommen ausreichend erklärt hat als „une tournure négative qui équivaut . . . à une affirmation énergique“, = ἐναντιωθησόμεθα oder μαχεσόμεθα. Ich verweise außer auf die von Letronne angeführten schlagenden Parallelen im Heliasteneid bei Demosth. 24, 149; Xenoph. Cyropaed. IV, 5, 22; VII, 4, 1; VII, 4, 10 — auch auf die allbekannte analoge Gebrauchsweise von οὐκ ἔσθ, οὐκ ἐπιτρέπειν (im Sinne von „verhindern, verbieten“), οὐ φημι = nego, οὐχ ὑπισχνούμαι „ich schlage ab“ usw. (s. Krüger 67, 1, 2).

Ich berühre im folgenden nur mehr eine Anzahl wichtigerer Stellen aus den letzten drei Büchern.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Bähr hat bereits auf Letronne hingewiesen und seine Ansicht gebilligt. Da er jedoch die zuerst erwähnte, vielleicht überzeugendste Parallelstelle aus Xenophon (ἦτοι μαχουμένους γε ἢ πεισόμενους) übergangen und jedenfalls keinerlei Wirkung erzielt hat, so schien es nötig, dem eingewurzelten Irrtum von neuem entgegenzutreten. Beiläufig, Eltz hat nicht, wie Stein berichtet, „vel οἱ ἐποισόμεθα vel ἐπεισόμεθα“ zur Auswahl vorgelegt, sondern die letztere Konjekture nur als eine solche vorgebracht, „quae quidem in proclivis est, sed probari non potest“. Das πρώτον ψεύδος seiner langwierigen, aber diesmal unfruchtbaren Erörterung war die wohl von den meisten Kritikern stillschweigend geteilte Voraussetzung, daß πείσομαι hier das Futur von πᾶσχω, nicht von πείθομαι sei. [Auch Cobet, Mnemosyne<sup>2</sup> XII, 99 hat die Richtigkeit der Überlieferung irrigerweise bestritten.]

<sup>2</sup> Über die Bücher V und VI habe ich einst (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, 824—829) ausführlich gehandelt. An der großen Mehrzahl meiner damaligen Vorschläge halte ich noch heute fest, obgleich die Herausgeber selbst die evidentesten derselben, wie zu V, 113 in.: μαχουμένων δὲ καὶ τῶν ἄλλων <ἐν> Σιτησίῳ κτέ. (vgl. auch II, 169 in.) nicht einmal einer Erwähnung wert erachtet haben. Die Jugend ist vertrauensvoll, und so glaubte ich damals, was mir nach reiflichster Überlegung als zweifellos sicher erschien, nicht erst weitläufig begründen zu müssen. Es schien mir genügend, die Aufmerksamkeit der Interpreten auf einen von denselben nicht wahrgenommenen Anstoß zu lenken und ihn in plausibler Weise zu beseitigen. Ebenso wenig ahnte ich zu jener Zeit, daß die selbstverständlichsten Besserungen seit Jahrhunderten gefunden und doch für moderne Herausgeber so gut als nicht vorhanden sein können. Gelang mir eine Emendation, von der die neueren Ausgaben, die ich zur Hand hatte, nichts wußten, so schloß ich eben hieraus,

Xerxes spendet bei seinem Besuche von Akanthos den <sup>65</sup>  
 Bewohnern der Stadt Lob, Anerkennung und Geschenke, [583]  
*ὁρέων αὐτοὺς προθύμους ἔοντας ἐς τὸν πόλεμον καὶ τὸ ὄρυγμα*  
*〈σπεύδοντας〉 ἀκούων* (VII, 116). So glaube ich den Satz,  
 dessen Lückenhaftigkeit schon von Valla erkannt ward, am  
 leichtesten und sinngemäßesten vervollständigen zu können.  
 Krügers Vorschlag, *ἀκούων* zu tilgen, macht die Rede *μύουρος*,  
 während Stein (der, nebenbei, die treffliche Lesart *αὐτοὺς*  
 — so SVR — in *καὶ* verwandelt, welches er aus dem *καὶ τοὺς*  
 der anderen Handschriften entnimmt) der Ergänzungskraft  
 des Lesers Unmögliches zumutet. Daß uns dieses Supplement  
 auch von einer völlig vereinzelt sprachlichen Singularität  
 befreit, kann nur zu ihren Gunsten sprechen; die sämtlichen  
 angeblichen Parallelen zu *τὸ ὄρυγμα ἀκούων*, auf welche Stein  
 verweist, sind nämlich unzutreffend; es sind ausnahmslos Verba <sup>66</sup>  
 des Fragens, Forschens, Nichtwissens, die mit derartigen [584]  
 Akkusativen verbunden erscheinen.

Eine der merkwürdigsten Stellen unseres Werkes, die  
 uns in die theologischen Ansichten des Geschichtschreibers

daß niemand vor mir auf sie verfallen war. So war denn meine  
 damalige Literaturkenntnis eine recht unvollständige und benütze ich  
 diesen Anlaß gern um zu bemerken, daß meine Athetese zu V, 55, 6  
 von Jacobs (nach Abichts Angabe in letzter Auflage) [, nicht minder  
 die Athetese von *δωρεήν* — V, 23 — von Dobree nach Holders An-  
 gabe,] ebenso mein Vorschlag VI, 35, 15 aus dem *τέ* der schlechteren  
 Handschriftenfamilie *γέ* zu gewinnen, schon von Reiske vorweggenommen  
 war, gleichwie derselbe das von mir aus dem Vindobonensis entnommene  
*πρώτων* statt *πρωτων* (VI, 57, 3) bereits vermutet und ebenso die Richtig-  
 keit der Überlieferung in VI, 75, 8—9 angezweifelt, aber die Stelle in  
 anderer (ich denke, minder überzeugender) Weise zu ordnen versucht  
 hatte. Ebenso übersah ich es, daß schon Jac. Gronov die Echtheit  
 von VI, 98, 4—6 bezweifelt und daß jedenfalls Kiepert (wenn nicht  
 auch andere) vor mir die Unhaltbarkeit des überlieferten Textes in  
 V, 52, 1 erkannt und zum mindesten in ähnlicher Weise zu berichtigen  
 versucht hat (siehe Hermes VI, 454). Mich von derartigen Versehen frei  
 zu halten, ist mir angesichts der Unübersehbarkeit insbesondere der  
 Adversarien-Literatur, des Mangels einer neueren Ausgabe *cum notis*  
*variorum* und der in diesem Betracht wenig zulänglichen Beschaffenheit  
 der Steinschen Ausgabe auch diesmal schwerlich vollständig gelungen.

den tiefsten und überraschendsten Einblick eröffnet, ist noch von einer kleinen interpolatorischen Zutat zu befreien, die den im übrigen (was auch Stein sagen mag) sonnenhellen Gedanken in bedauerlichster Weise verdunkelt hat. Zwei vornehme Spartaner, Bulis und Sperthias, hatten sich als freiwillige Opfer dargeboten, um den einstmals an den Abgesandten des Darius verübten Frevel ihres Volkes zu sühnen und so endlich die unablässig fortwirkende *μῆνις* des Talthybios, des Ahnherrn der lakedämonischen Herolde, zu beschwichtigen. Xerxes weigerte sich das Sühnopfer anzunehmen und so die Spartaner von ihrer Schuld und deren nachwirkender Strafe zu erlösen. Allein die Söhne jener Männer erlitten im zweiten Jahre des Peloponnesischen Krieges, infolge des Verrats des thrakischen Königs Sitalkes, der sie an die Athener auslieferte, von der Hand der letzteren den schon von ihren Vätern erstrebten Opfertod. Hier zeigt sich, so ruft Herodot aus, das unverkennbare Walten der strafenden Gottheit! Er unterscheidet nämlich in der Gesamtheit dieser Vorgänge einen gewissermaßen natürlichen und einen (wie er meint) zweifellos übernatürlichen Teil. Die göttliche Gerechtigkeit, die keinen Frevel ungeahnt läßt, gilt ihm als ein Bestandteil der natürlichen Ordnung der Dinge, so sehr, daß er sich verwundert fragt, was denn den Athenern als Entgelt für die gleiche Missetat „Unerfreuliches zuteil ward“ (VII, 133). Gleichwie es dem Griechen in ähnlichen Fällen nur wie eine natürliche und unvermeidliche Wirkung der Übeltat erscheint, daß die Opfer nicht gelingen (c. 134), daß die Frauen, die Herden, das Land selbst ihre Fruchtbarkeit einbüßen, so findet auch unser Historiker es „nur recht und natürlich“ (*τὸ δίκαιον οὕτω ἐγέρει*), daß der Zorn des Talthybios nicht zur Ruhe kam, ehe er seine Opfer gefordert hatte, und desgleichen, daß er sich, da es einen an „Boten“ begangenen Frevel zu rächen galt, wieder auf „Boten“ entlud. Allein, daß dies gerade die Söhne jener zwei Männer waren, die, ohne dem Geschlecht der Herolde anzugehören, freiwillig den Opfertod gesucht hatten, daß die Spartaner eben sie, Nikolaos und Aneristos, als „Boten“ nach Asien sandten, daß



der Thrakerkönig wieder eben sie an den Feind verriet — darin, daß alle diese zu ganz anderen Zwecken unternommenen menschlichen Willenshandlungen sich als Glieder in der Kette des göttlichen Strafgerichtes erwiesen, in diesem wunderbaren Zusammentreffen (*τὸ δὲ συμπεσεῖν*), in dieser über die Massen kunst- und planvollen Veranstaltung nimmt der gläubige Sinn des Geschichtschreibers den „Finger der Vorsehung“ so deutlich wahr wie nur in wenigen anderen Begebenheiten (*τοῦτο μοι ἐν τοῖσι θεότατον φαίνεται γενέσθαι*). (Man vergleiche den verwandten, wenn auch schwächeren Ausdruck bei ähnlichem Anlaß IX, 100: *δῆλα δὲ πολλοῖσι τεκμηρίοις ἐστὶ τὰ θεῖα τῶν ποηγμάτων, εἰ καὶ τότε τῆς αὐτῆς ἡμέρας συμπίπτοντος* — so, zweifellos richtig, Reiske — *κτέ.*) Und so faßt er denn schließlich (VII, 137, 25) seinen Glauben an ein unmittelbares absichtliches Eingreifen der Gottheit in den Ausruf zusammen: *δῆλον<sup>1</sup> ὦν μοι, ὅτι θεῖον τὸ προῆγμα ἐγένετο*. (Diese vortreffliche Wortstellung, statt *ἐγένετο τὸ προῆγμα*, bieten V und S dar.) — Die nunmehr folgenden Worte *ἐκ τῆς μίμνος* aber tilge ich als ein sinnstörendes, den Gedanken gründlich verderbendes Einschießel; denn nicht der erst wenige Zeilen vorher (*διὰ τὴν μῆνιν*) erwähnte Zorn des Talthybios, der unserem Autor vielmehr als eine Art von Naturkraft gilt, kann ihm als das allwissende und allvermögende, jeder Berechnung spottende, menschliche Pläne und Absichten in seinen Dienst zwingende, strafende und rächende Prinzip erscheinen, dessen Walten er hier ehrfürchtig bewundert.

Den Orakelspruch von der „hölzernen Mauer“ deuteten manche ältere Leute auf die athenische Akropolis: *ἡ γὰρ ἀκρόπολις τὸ πάλαι τῶν Ἀθηνέων ῥηχῶ ἐπέφρακτο· οἱ μὲν δὲ [κατὰ τὸν φραγμὸν] συνεβάλλοντο τοῦτο τὸ ξύλινον τεῖχος εἶναι* (VII, 142). Mir wenigstens erscheint diese Athetese ungleich weniger gewaltsam als die Interpretationskünste,

<sup>1</sup> Die leichte Anakoluthie erklärt sich vollständig aus der Gemütsbewegung des Schriftstellers. Wer diese mitempfindet, müßte es fast verwunderlich finden, wenn er mit kahler und kalter Korrektheit gesagt hätte: *τὸ δὲ συμπεσεῖν — τεκμήριόν μοι κτέ.*

welche hier Stein zur Anwendung bringt: „dieser Ausdruck, hölzerne Mauer, beziehe sich auf die Umzäunung“. (Krüger und Abicht wollen nur *κατά* tilgen.) Zwei Zeilen  
 68 [586] später heißt es: τοὺς ὧν δὴ τὰς νέας λέγοντας εἶναι τὸ ξύλινον τεῖχος.

VII, 143 fin. schreibe ich τὸ δὲ σύμπαν εἶπαι (statt εἶναι). Denn die nur hier erscheinende Phrase, in deren Auffassung die Erklärer weit auseinander gehen (vgl. z. B. Kühners handgreiflich unmögliche Auslegung: „*summam rei in eo verti aiebant*“), läßt sich durch keinerlei zutreffende Analogien stützen, da die bekannten Verbindungen τὸ νῦν εἶναι, τὴν πρώτην εἶναι, ἐκὼν εἶναι, κατὰ τοῦτο εἶναι durchaus einschränkende Kraft besitzen (vgl. Ast, Lex. plat. I, 625 oder Dobree, Adv. 25). Der Gedankenzusammenhang heischt hier vielmehr einen Ausdruck wie ὡς συλλήβδην εἰπεῖν, ἐνὶ δὲ ἐπεὶ συλλαβόντα εἰπεῖν (dies III, 82, 6) u. dgl. Nun lesen wir II, 91 in.: τὸ δὲ σύμπαν εἰπεῖν, gerade wie bei Thukyd. I, 138 καὶ τὸ ξύμπαν εἰπεῖν. Ferner hat genau dieselbe Korruptel VI, 37, 22 (wo mir Abicht zugekommen ist) in der Phrase τὸ θέλει τὸ ἔπος εἶπαι stattgefunden (vgl. Steins Zusammenstellung zu VII, 162); und wenn endlich die Form εἶπαι in den Handschriften seltener begegnet — die sie jedoch mitunter, wie VII, 133, 14 oder VIII, 118, 13, fast einstimmig darbieten (gleich darauf Z. 16 zum mindesten SR, und V zu εἶπε entstellt) — so mochte sie eben darum Irrungen veranlassen (s. unsere Erörterung zu I, 31 in.).

VII, 220, 12: ταύτη καὶ μᾶλλον τῇ γνώμῃ πλεῖστός εἰμι. — Valckenaers Vorschlag, nach der Analogie von I, 120, 14: καὶ αὐτὸς ὧ Μάγοι ταύτῃ πλεῖστος γνώμην εἰμί, auch hier den Akkusativ mit oder ohne Artikel an Stelle des Dativs zu setzen, hätte vielleicht überzeugender gewirkt, wäre man sich der in derartigen Fällen fast mit der Stärke eines Naturgesetzes waltenden Assimilierungstendenz bewußt gewesen. Man vergleiche die Lesart der Aldina: τῇ γνώμῃ, auch an der zweitgenannten Stelle; desgleichen die handschriftliche Überlieferung von Sophocl. Philoct. 1448: καὶ γὰρ γνώμῃ ταύτῃ τίθεμαι, oder Aristoph. Eccles. 658: καὶ γὰρ

ταύτην γνώμην τίθεμαι. Beide Male hat Toup das allein mögliche γνώμην ταύτη und ταύτη γνώμην hergestellt. S. die erschöpfende Erörterung des Gegenstandes bei Bonitz, „Beiträge zur Erklärung des Sophokles“ (Wien 1856), I, 66—68. Zu den daselbst angeführten elliptischen Wendungen ist noch hinzuzufügen Plato Theaet. 202 C: ἀρέσκει οὖν σε καὶ τίθεσαι ταύτη (sc. ψῆφον oder γνώμην), — eine Stelle, an welcher seltsamerweise auch Stallbaums wortreicher Kommentar stillschweigend vorübergeht, desgleichen Asts Lexic. Platonicum.<sup>1</sup> [587]<sup>69</sup>

VII, 237 fin.: οὕτω ὢν [περὶ] κακολογίας τῆς ἐς Δημόρην, ἐόντος ἐμοῦ ξείνου πέρι, ἔχασθαι τινα τοῦ λοιποῦ κελεύω. Die wunderbar krause Redeweise entstammt nur Steins Wunsch, keinen Brosam von der Überlieferung der zweiten Handschriftenklasse unter den Tisch fallen zu lassen. Die treffliche, von Krüger adoptierte, Lesart ἔχασθαι (in SVR, nicht in R allein!) sollte nicht angenommen werden, περιέχασθαι war und blieb unverständlich; so kam es denn zu jener kritischen Mißgeburt! Tiefer Sinn läge übrigens in Steins Verweisung auf VIII, 77 fin. ἀντιλογίας χρησµῶν πέρι, wenn sie besagen sollte, daß hier wie dort die Hand eines Fälschers gewaltet hat. Angesichts der Langmut jedoch, die der neueste Herodot-Herausgeber gegen jene von Krüger ausgeschiedenen Abschnitte: VII, 238, VIII, 77, IX, 83—84 an den Tag legt, will ich nur meine Überzeugung aussprechen, daß der letztgenannte Kritiker im ganzen wie im einzelnen vollkommen richtig geurteilt hat, und daß die das herrliche Geschichtswerk geradezu schändenden, teils blödsinnigen, teils arglistigen Fälschungen schleunigst aus demselben zu entfernen sind. Auch an einer anderen Stelle ist die Präposition περὶ aus dem Texte auszuschließen, VIII, 26 fin. in dem Satze: παπαὶ Μαρόδονε, κοίους ἐπ' ἄνδρας ἡμᾶς ἡγαγεσ, οἱ οὐ περὶ

<sup>1</sup> Ein schwer zu lösendes Rätsel gibt uns übrigens hier die Lesart der ersten Handschriftenklasse auf (ὄχλος nach εἰμί SVR). Sollte darin ein mit μᾶλλον zu verbindendes πολλός stecken, welches durch πλείστος verdrängt ward? Auch der Komparativ begegnet in derselben Redensart bei Lucian. Demosth. encom. § 4: εἰ καὶ πλείων εἰμί τὴν γνώμην (worauf Valckenaer verwiesen hat).

χορημάτων τὸν ἀγῶνα ποιεῦνται ἀλλὰ περὶ ἀρετῆς. Denn obgleich diese Verbindung weder sinn- noch sprachwidrig ist (vgl. Thukyd. V, 101: οὐ γὰρ περὶ ἀνδραγαθίας ὁ ἀγὼν κτέ.), so wird man doch der Autorität der ersten Handschriftenklasse Folge leisten müssen (περὶ ὁμ. SVR); zu dieser Wendung bieten die Verse der sophokleischen Elektra 1491—1492 eine genau zutreffende Parallele: λόγων γὰρ οὐ || νῦν ἐστὶν ἀγὼν, ἀλλὰ σῆς ψυχῆς πέρι. Irre ich nicht, so ist einige Zeilen vorher das Wort αἰεὶ einzusetzen und zu schreiben: οἱ δ' εἶπον τῆς ἐλαίης τὸν <αἰεὶ> διδόμενον στέφανον. Den Ausfall desselben Wortes vor derselben Silbe hat Valckenaer (mit <sup>70</sup> vollem Rechte, wie ich denke) IV, 162, 4 vermutet: ἡ δὲ [588] λαμβάνουσα τὸ <αἰεὶ> διδόμενον καλὸν μὲν ἔφη κτέ.

VIII, 53 in: — χρόνῳ δ' ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δὴ τις ἔσοδος τοῖσι βαρβάροισι κτέ. Hier liegt, wenn mich nicht alles täuscht, dieselbe uralte Buchstabenverwechslung vor (von Ξ und Ξ), vermöge welcher VII, 130, 12 ἔσω, wie Schäfer erkannte, in ἔξω oder bei Sophokles Oed. R. 1483 (Nauck) προσέλησαν in προῦξένησαν verwandelt ward. Denn wenn gleich im folgenden die Entdeckung und Benützung eines unbewachten Zuganges zur Akropolis erzählt wird, so kann dies doch nicht mit einem ganz verschiedenen Gedanken: der Befreiung der Belagerer aus den Nöten und Verlegenheiten, die sie ringsum wie ein Wall oder eine hemmende Fessel umgaben, in der Weise verschmolzen werden, wie es durch die gegenwärtige Textgestalt geschieht. Man vergleiche das unmittelbar Vorangehende: — Ξέρξην ἐπὶ χρόνον συχρὸν ἀπορίῃσι ἐνέχεσθαι, οὐ δυνάμενόν σφεας εἶναι mit der unbildlichen Anwendung desselben Ausdrucks IV, 43, 22: τὸ πλοῖον τὸ πρόσω οὐ δυνατόν ἐτι εἶναι προβαίνειν, ἀλλ' ἐνίσχεσθαι, oder mit den verwandten Stellen: IV, 131 in: τέλος Δαρειός τε ἐν ἀπορίῃσι εἶχετο und I, 190 fin.: Κῦρος δὲ ἀπορίῃσι ἐνείχετο χρόνου τε ἐγγινομένου συχροῦ ἀνωτέρω τε οὐδὲν τῶν πρηγμάτων προκοπτομένων — (auch I, 24, 8: ἀπειληθέντα δὲ τὸν Ἀρίονα ἐς ἀπορίην). Mit dem von uns vermuteten: — ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δὴ τις ἔσοδος κτέ. vergleiche man aber Eurip. Helen. 1022 (Nauck): αὐτοὶ μὲν



οὖν τιν' ἐξοδόν γ' εὐρίσκειτε (= μηχανὴν σωτηρίας 1034) oder auch Aeschyl. Prometh. 59 (Dind.): δεινὸς γὰρ εὐρεῖν κάξ ἀμηχάνων πόρους.

[Zu VIII, 79, 15. Solange nicht jemand den Beweis liefert, daß καιρός in alter Sprache genau so viel wie χρόνος bedeutet, wird man statt ἐν τε τῷ ἄλλῳ καιρῷ zu lesen haben: ἐν τέ τεῳ ἄλλῳ καιρῷ.]

VIII, 83, 24ff. glaube ich, wie folgt schreiben zu müssen: — προηγόρευε εὖ ἔχοντα μὲν ἐκ πάντων Θεμιστοκλῆς. τὰ δὲ ἔπεα ἦν πάντα <τὰ> κρέσσω τοῖσι ἥσσοσι ἀντιτιθέμενα, ὅσα [δὴ]<sup>1</sup> ἐν ἀνθρώπου φύσει καὶ καταστάσει ἐγγίνεται· παραινέσας δὴ τούτων τὰ κρέσσω αἰρέεσθαι κτέ.

Den Inhalt der Rede bildete die erschöpfende Gegenüberstellung aller besseren und aller schlechteren Motive, die auf den zu fassenden Entschluß einzuwirken vermochten. Zum besseren Verständniß der vielfach (auch von Rawlinson, der ein αἰεὶ vor αἰρέεσθαι einschieben zu wollen scheint) nicht richtig gedeuteten Worte dient vielleicht die Anführung einer bisher nicht beachteten Parallele aus Demosthenes: ἐν δὲ τῇ τῶν καθημένων ὑμῶν ἐνὸς ἐκάστου γνώμῃ φιλανθρωπία πρὸς φθόνον καὶ δικαιοσύνη πρὸς κακίαν καὶ πάντα τὰ χρηστὰ πρὸς τὰ πονηρότατ' ἀντιτίθεται. ὧν τοῖς βελτίοσι πειθόμενοι κτέ. (adv. Leptin. 165 und 166).

IX, 15, 16: ἐνθαῦτα δὲ τῶν Θηβαίων καίπερ μηδιζόντων ἔκειρε τοὺς χώρους, οὔτι κατὰ ἔχθος αὐτῶν ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης μεγάλης ἐχόμενος ἔρυμά τε τῷ στρατοπέδῳ ποιήσασθαι, καὶ ἦν συμβαλόντι οἱ μὴ ἐκβαίνειν ὁκοῖόν τι ἐθέλοι, κρησφύγετον <τωῦτό> τοῦτο ἐποιέετο. Diese Ergänzung dürfte sich ohne weitere Befürwortung von selbst empfehlen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Die, von der zweiten Hand des Mediceus abgesehen, einstimmige Überlieferung der Handschriften bietet hier δέ, das aus falscher Auffassung des Zusammenhanges entsprungen scheint und mithin besser getilgt als verändert wird. Das δὴ nach παραινέσας aber mit dem Passion. und Florent. in δέ zu verwandeln und hierdurch das eng Verbundene zu trennen, scheint keineswegs rätlich. τὰ nach πάντα setzt, wie ich nachträglich sehe, auch Dobree ein (Advers. 41), der im übrigen die Stelle meines Erachtens nicht richtig verstanden hat.

<sup>2</sup> Ähnlich Krüger: „Oder τωῦτό ohne ἐποιέετο?“

IX, 17, 10: — ἐμήδιζον γὰρ δὴ σφόδρα καὶ οὔτοι, οὐκ ἐκόντες ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης. Den Widersinn dieser Überlieferung, an sich und im Verhältniß zum vorangehenden (μοῦνοι δὲ Φωαῖες οὐ συνεσέβαλον) sowohl als zu dem, was c. 31 erzählt wird, hat bereits Schweighäuser gebührend hervorgehoben. Doch ist die Heilung des Schadens sicherlich nicht in der Tilgung von σφόδρα, sondern in der Beseitigung von ἐκόντες zu suchen: ἐμήδιζον γὰρ δὴ καὶ οὔτοι, οὐ<sup>1</sup> σφόδρα ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης. Was man notgedrungen tut, das geschieht eben mit Lässigkeit, nicht mit Eifer. So heißt es auch VII, 172: Θεσσαλοὶ δὲ ὑπ' ἀναγκαίης τὸ πρῶτον ἐμήδισαν, weiterhin aber (174): Θεσσαλοὶ δὲ ἐρημωθέντες συμμάχων οὕτω δὴ ἐμήδισαν προθύμως, οὐδ' ἔτι ἐνδοιαστῶς. — Was Wunder aber, daß ein pedantischer Korrektor der, wie er denken mochte, unzureichenden logischen Strenge dieses Gegensatzes in seiner Weise zu Hilfe kam, wobei es ihm jedoch glücklicherweise nicht gelungen ist, das Ursprüngliche (σφόδρα) ganz und gar aus dem Texte zu verdrängen.

<sup>72</sup>  
[590] IX, 79, 24 schreibe und interpungiere man wie folgt: Λεωνίδῃ δέ, τῷ με κλέυεις τιμωρῆσαι, φημὶ μεγάλως τιμωρῆσθαι· ψυχῇσί γε (τε die Hss.) τῇσι τῶνδε ἀναριθμήτοισι τετίμηται κτέ. Verwunderlicherweise haben die Herausgeber, so viel ich sehen kann, an der überlieferten Fassung des Satzes keinen Anstoß genommen, die Übersetzer hingegen die Verbindungspartikel entweder ignoriert (Stein), oder durch „denn“ „nam“, Rawlinson sogar durch „surely“ wiedergegeben. Ebenso ist IX, 42, 22 das von SVR dargebotene τέ in γέ zu verwandeln: αὐτός γε Μαρδόνιος ἔλεγε (vgl. was Eltz a. a. O. 128 und 129 zusammengestellt hat).

<sup>1</sup> Die Verneinungspartikel vor σφόδρα einzusetzen, aber auch nur dies, empfahl schon Letronne (Journ. des sav. 1817, p. 92) mit dem Bemerkten: „Ce dernier passage paroît inintelligible, si l'on n'insère pas la négation (οὐ); la ressemblance de ε und de σ aura causé l'omission: οὐ σφόδρα est, à la lettre, notre pas beaucoup, qui signifie très-peu.“ Doch ist damit weder die Stelle verständlich gemacht, noch die Entstehung der Korruptel in glaubhafter Weise erklärt.

IX, 82, 8: *Παυσανίην ὦν ὀρέοντα κελεύσαι τοὺς τε ἀρτοκόπους καὶ τοὺς ὀψοποιούς κατὰ ταὐτὰ [καθώς] Μαρδονίῳ δεῖπνον παρασκευάζειν*. Das der herodoteischen Sprache fremde *καθώς* haben Schäfer, Bredow, Stein in verschiedener Art zu emendieren versucht. Rätlicher scheint es, die Partikel (mit Abicht) zu tilgen und die Verbindung *κατὰ ταὐτὰ Μαρδονίῳ* in der bekannten brachylogischen Weise zu verstehen, in der man auch von einem *δεῖπνον ὅμοιον Μαρδονίῳ* oder *κρεῖσσον Μαρδονίου* sprechen konnte. Vgl. Krüger 48, 13, 9; 47, 27, 5 und 28, 7, wozu sich eben aus Herodot noch gar manches beibringen ließe, wie z. B. IV, 46 in.: *χωρέων πασέων παρέχεται ἔθνεα ἀμαθέστατα* oder ebenda *σοφώτατα πάντων ἐξεύρηται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν*. (Vgl. auch unsere Erklärung von III, 65, 15 oder Steins Nachweise zu I, 172 und II, 127.)

IX, 94, 8: — *οἱ δὲ Ἀπολλωνιῆται ἀπόρρητα ποιησάμενοι προέθεσαν τῶν ἀστῶν ἀνδράσι <τρισι> διαπρῆξαι*. — Eine quantitative Bestimmung ist hier schwerlich zu entbehren, während eine größere Zahl durch den geheimen Betrieb der Angelegenheit unwahrscheinlich gemacht und durch den Fortgang der Erzählung (*ἐλθόντες οἱ παρίζοντο* und *οἱ δὲ πάρεδροι*) ausgeschlossen wird. Vgl. IV, 68 in. *τῶν μαντίων ἀνδρας τρεῖς* oder VIII, 135, 2—3: *τῶν ἀστῶν αἰρετοὺς ἀνδρας τρεῖς*. —

IX, 99, 14—15: *ἐποίουν δὲ τούτου εἵνεκεν, ἵνα ἐκτὸς τοῦ στρατοπέδου ἔωσι*. Der durch die Unvollständigkeit und Ärmlichkeit des Ausdrucks gleichwie durch den ganz unmotivierten Subjektswechsel auffällige Satz erweist sich nicht nur als völlig entbehrlich (zwischen *ὡς ἐπισταμένοισι δῆθεν μάλιστα τὴν χώραν* und *τούτους μὲν Ἰώνων — προσφυλέσσουντο οἱ Πέρσαι!*), sondern er widerspricht auch dem, was Kap. 104 gesagt wird: *ἐτάχθησαν μὲν νυν ἐπὶ τοῦτο τὸ πρῆγμα οἱ Μιλήσιοι τούτου τε εἵνεκεν καὶ ἵνα μὴ παρόντες τῷ στρατοπέδῳ τι νεοχμὸν ποίειεν*. Ich halte ihn für einen erklärenden Zusatz, der aus dem Rande in den Text gedrungen ist.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Im Beginn des folgenden Kapitels ist die unpersönliche Konstruktion *ὡς δὲ ἄρα παρσκευάστο τοῖσι Ἑλλήσι* (so, wenngleich zweifelnd, Reiske und Bekker) vor alters mißverstanden und durch das zum

Ebendort (Kap. 104) begegnet uns m. E. eine andere derartige Zutat in dem Satze: *καὶ τέλος αὐτοὶ σφι ἐγίνοντο [κτείνοντες] πολεμιώτατοι*. Das eingeklammerte Wort ist, wenn es nur erklären soll, zu viel und, wenn es anschaulich schildern soll, zu wenig. Mich dünkt es rätlicher, dasselbe zu tilgen, als etwa (denn auch daran könnte man denken) zu schreiben: — *πολεμιώτατοι κτείνοντες* *ἔτι δὲ διώκοντες*.

Im folgenden: *μὴ καὶ πρὶν κατεικαζούση (κατεικάζουσα* die Hss.) *τὰ γινόμενα οὕτω ἐπευρεθῇ πρήσων*, halte ich es nicht für zulässig, mit der Aldina und der Mehrzahl der neueren Herausgeber (worunter Bekker, Stein, Krüger, Abicht, Dindorf, aber nicht Gaisford) ein Anakoluth wegzuzumendieren, welches nicht erstaunlicher ist als jenes, das III, 16, 6—7 von den Handschriften dargeboten und von  
 74  
 [592] den Interpreten nicht mehr angefochten wird: *Πέρσῃσι μὲν δι' ὅπερ εἴρηται, θεῶν οὐ δίκαιον εἶναι λέγοντες* (wo die Aldina gleichfalls *λέγουσι* herstellte; vgl. daselbst Steins

Behufe der Erklärung beigeschriebene *παρεσκευάδατο* (sc. οἱ Ἕλληνες) verdrängt worden. Daß dies der tatsächliche Hergang war, erhellt aus der von keinem Herausgeber, wohl aber von Miklosich (Subjektlose Sätze, 61) angeführten Parallele aus Thukydides I, 46, 1 (siehe daselbst Krüger): *ἐπεὶ αὐτοῖς παρεσκευάσται*. Stein glaubt die Überlieferung dadurch retten zu können, daß er auf den Plural — nicht des Verbum, sondern der Adjektiva in ähnlicher Konstruktion (Thukyd. II, 3 *ἐπεὶ δὲ — εἰσιμα ἦν*) hinweist! Wie oft subjektlose Sätze von den Interpreten noch heute mißverstanden werden, dies können Steins Anmerkungen zu III, 80 in. oder zu III, 113 in. lehren, wonach in dem Satze: *ἀπόζει δὲ τῆς χάρης — θεσπέσιον ὥς ἡδύ* das letzte Wort das Subjekt sein soll! — IX, 33 in. lesen wir: *ὥς δὲ ἄρα πάντες οἱ εἰσιτάχαιο κατὰ (τε SVR) ἔθνεα καὶ τέλεα*. In SVR fehlt jedoch *πάντες*, was den Gedanken nahe legt, es möge auch hier eine subjektlose Konstruktion zuerst mißverstanden, dann verdrängt und schließlich in der zweiten Handschriftenklasse bis auf die letzte Spur verwischt worden sein, genau so, wie dies an der oben besprochenen Stelle geschehen wäre, wenn etwa Reiskes Alternativvorschlag, *πάντα* einzusetzen, von einem alten Korrektor antizipiert und ausgeführt worden wäre. Ist diese Kombination richtig, so fehlt dem also gewonnenen: *ὥς δὲ ἄρα οἱ εἰσιτάχαιο* auch nicht eine genau zutreffende Parallele in dem (gleichfalls von Miklosich ebendas. angeführten) Satze: *ὥς δὲ σφι διετίετακτο* — (VI, 112 in.). Man erinnere sich auch unseres Besserungsvorschlages zu III, 82.



und Krügers Hinweise, insbesondere auf IV, 132, 15 und VIII, 74, 19—20).

Artayktes setzt sich durch betrügerische Vorspiegelungen in den Besitz des schätzereichen Heroon des Protesilaos (IX, 116, 19): λέγων δὲ τοιάδε Ξέρξην διεβάλετο. „δέσποτα, ἔστι οἶκος ἀνδρὸς Ἑλλήνος ἐνθαῦτα, ὃς ἐπὶ γῆν σὴν στρατευσάμενος δίκης κυρήσας ἀπέθανε· τούτου μοι δὸς τὸν οἶκον, ἵνα καὶ τις μάθῃ ἐπὶ γῆν τὴν σὴν μὴ στρατεύεσθαι“. ταῦτα λέγων εὐπετέως ἐμελλε ἀναπείσειν Ξέρξην [δοῦναι ἀνδρὸς οἶκον], οὐδὲν ὑποτοπηθέντα τῶν ἐκεῖνος ἐφρόνεε. Wer den bisherigen Ausführungen nicht ohne Billigung gefolgt ist, für den bedarf es keines Beweises, daß dieser Stelle durch unsere Athetese und nicht durch irgend welche Anwendung kritischer Kleinkunst („δοῦναι οἱ τοῦ ἀνδρὸς?“ Stein) aufzuhelfen ist.

IX, 119: Οἰόβαζον μὲν νυν ἐκφεύγοντα (l. ἐκφυγόντα mit SVR, Schäfer u. A.) ἐς τὴν Θρηάκην Θρήακες Ἀψίνθιοι λαβόντες ἔθυσαν Πλειστόρω ἐπιχωρίῳ θεῷ τρόπῳ τῷ σφετέρῳ, τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἄλλῳ τρόπῳ ἐφόνευσαν.

Man fragt sich hier zunächst, warum denn die Gefangenen, die nicht geopfert wurden, alle auf gleiche Weise sollen getötet worden sein; und ferner, weshalb Herodot diese Art der Hinrichtung nicht, wenn sie kein besonderes Interesse darbot, unerwähnt ließ, andernfalls aber, wenn sie durch ihre Grausamkeit oder irgend einen anderen Umstand bemerkenswert war, nicht klar und deutlich bezeichnet hat (durch τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἀνεσκολόπισαν oder etwas Ähnliches). Die zwei Worte entstammen meines Erachtens dem Ergänzungsbestreben eines Lesers, der den wahren Sinn der Stelle nicht verstand: „die Thraker opferten den persischen Flüchtling einem einheimischen Gotte, und zwar nach den Bräuchen ihres Volkes, seine Begleiter aber töteten sie (schlechtweg)“.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Daß im folgenden καὶ vor ὡς κατελαμβάνοντο zu tilgen ist, scheint mir selbstverständlich; der die Konstruktion störende Zusatz ist hier eben bereits in den Archetypus eingedrungen, wie V, 87, 17 in den Stammkodex der schlechteren Familie, vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 826. Auch bei Abicht fehlt die Partikel im Texte, man weiß nicht, ob absichtlich oder zufällig, da das Variantenverzeichnis darüber schweigt.

75 IX, 122 in. spricht Artembares zu Cyrus: „ἐπεὶ Ζεὺς Πέρ-  
 [593] σησι ἡγεμονίην διδοῖ, ἀνδρῶν δὲ σοὶ Κῦρε, κατελὼν Ἀστυνάγην,  
 φέρε, γῆν γὰρ ἐκτίμεθα ὀλίγην κτέ.“ Der Schicksalsumschwung,  
 welcher die Perser zum führenden und herrschenden Volk  
 erhoben hat, wird begreiflicherweise der Gottheit oder dem  
 obersten Gotte zugeschrieben; daß aber auch der Sturz des  
 Astyages nicht dem Cyrus als dem unmittelbaren Urheber  
 dieses speziellen Ereignisses, sondern der entfernten obersten  
 Ursache aller irdischen Vorgänge beigelegt wird, dünkt mich  
 in hohem Maße befremdend. Dieser Anstoß würde beseitigt,  
 wenn wir mit S und einem Palatinus (denen Abicht folgt)  
 σὺ an die Stelle von σοὶ setzen dürften. Und in der Tat  
 scheint uns nur die Wahl zu bleiben zwischen der Annahme  
 dieser alten Konjektur (denn etwas anderes ist sie nicht)  
 und der Athetese jener zwei Worte, die sehr wohl von einem  
*male sedulus lector* (mit oder ohne Rücksicht auf VII, 8 α: ἐπεῖτε  
 παρελάβομεν τὴν ἡγεμονίην τήνδε παρὰ Μήδων, Κύρου  
 κατελόντος Ἀστυνάγην) an den Rand geschrieben sein  
 können. Ich ziehe die letztere Alternative vor, weil es dem  
 Sprechenden, der von Cyrus nichts Geringeres verlangt, als  
 daß er den Persern neue Wohnsitze anweise, mehr darum  
 zu tun sein muß, die Größe seiner Macht als jene seines  
 Verdienstes hervorzuheben.<sup>1</sup> Statt ἔχωμεν und σχόντες  
 im folgenden bieten SVR σχῶμεν und ἔχοντες dar, zwei  
 sinngemäße Lesarten, von denen auffälligerweise nur die  
 erstere bisher (bei Krüger und vormals bei Stein) Billigung  
 gefunden hat.

<sup>1</sup> Sprachlich ist die eine Auffassung und Schreibung so zulässig  
 wie die andere; denn durch ἀνδρῶν können ebensowohl die Einzelnen  
 im Gegensatze zur Nation wie die Menschen im Unterschiede von  
 Göttern bezeichnet werden. Vgl. Herod. IV, 46, 19—20: οὔτε γὰρ  
 ἔθνος — οὔτε ἄνδρα κτέ. VIII, 93 in.: — ἤκουσαν Ἑλλήνων ἄριστα Αἰγινήται,  
 ἐπὶ δὲ Ἀθηναῖοι, ἀνδρῶν δὲ Πολύκριτός τε κτέ. IX, 71 in.: Ἡρίστιες δὲ  
 τῶν βαρβάρων πεζὸς μὲν ὁ Περσέων, ἵππος δὲ Σακέων, ἀνὴρ δὲ λέγεται  
 Μαργδόνιος. Hingegen A 761: πάντες δ' εὐχετόωντο θεῶν Δί, Νεστορί  
 τ' ἀνδρῶν.

## Exkurs I.

76  
[594]*Δέ* in apodosi bei Homer.

Bei der Behandlung derartiger Probleme ist die sachgemäße Klassifizierung der Einzelfälle mehr als die halbe Lösung. Ich glaube, das bei Lahmeyer (s. oben S. 80) vollständig zusammengestellte Material nach großenteils verschiedenen Gesichtspunkten wie folgt gruppieren zu müssen.

## Ilias.

I. *Δέ* im Nachsatz als Wiederholung derselben oder einer anderen Adversativpartikel des Vordersatzes: *A* 58, 137, 324 (= 137); *B* 718; *A* 212 (vorher mittels *δέ* angereicherter Zwischensatz, nach Nikanors wohl richtiger Auffassung); *E* 439; *Z* 475; *H* 149, 314; *I* 167 (gehört kaum hierher, wie denn Bekker die Stelle parataktisch auffaßt und interpungiert; ist nicht *ἄν* in *μέν* zu verändern: *εἰ δ' ἄγε, τοὺς μὲν ἔγων ἐπιόψομαι· οἱ δὲ πιθέσθων?*), 301; *A* 268, 409, 714; *M* 145 (wenn nicht vielmehr *ἀνάγ* — als Wiederholung von *ἀντάγ* der Protasis — den Nachsatz beginnt); *O* 321 (vorher mit *δέ* angereichtes Satzglied), 745; *Π* 199, 264, 706; *P* 733; *Σ* 545; *T* 55; *Υ* 448; *Φ* 560; *Ψ* 858; *Ω* 15, 445 (vorher Zwischensatz mit *δέ*).

II. Temporale Perioden: *A* 194 (vorher mittels *δέ* angereicherter Schluß der Protasis); *A* 221 (wo Nauck in den Addend. ändern will); *K* 507 (nahezu = *A* 193—194 und *P* 106—107); *M* 375 (vorher Zwischensatz mit *δέ*); *N* 779 (wenn anders nicht *τοῦδ'* [Wolf, Nauck] zu lesen ist); *O* 343 (wo Nauck ändern will), 540; *P* 107 (106 = *A* 193 und 107 = *A* 221); *Σ* 258 (wo Nauck gleichfalls ändern will); *Ψ* 65 (nach längerem Zwischensatz).

III. Temporale und relative Doppelperioden: *B* 189; *I* 509, 511; *K* 419 (die Doppelperiode zwar verschrumpft, aber als einziger Fall einer Relativperiode doch wohl besser hierher als unter II zu stellen), 490; *M* 12; *Υ* 42 (falls die Lesart *τόφρα δ'* die richtige ist), 48.

IV. Gleichnisse oder analoge Wendungen; *Z* 146;<sup>1</sup> *Ψ* 91 (wenn nicht etwa Bekkers Interpunktion den Vorzug verdient).

V. Eigentliches Anakoluth, durch begrifflichen Gegensatz (*δέ* 77 = *ἀλλά*) oder die Konstruktion störende Zwischensätze veranlaßt: *A* 161 [595]

<sup>1</sup> Die Schreibung *τοίγ δέ*, welche Lahmeyer p. 36 n. „*pro vulgato hucusque τοῖγδε*“ empfiehlt, steht schon in Bekkers erster Ausgabe; es war, wie die Scholien lehren, Aristarchs Lesart. Befremdlich ist es, daß Lahmeyer ebendasselbst (p. 37) die lange Reihe der mit *ἀντάγ ἐπεί* beginnenden Stellen anführt, ohne zu erkennen, daß das apodotische *δέ* durch *ἀντάγ* bedingt ist.

( $\delta\acute{\epsilon}$  =  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}$ , nach  $\epsilon\dot{\iota}\pi\epsilon\sigma$ , wenn anders die Konjektur  $\delta\acute{\epsilon}$  statt  $\tau\acute{\epsilon}$  begründet ist), 262 (gleichfalls nach  $\epsilon\dot{\iota}\pi\epsilon\sigma$ , vgl.  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha}$  anakoluthisch nach  $\epsilon\dot{\iota}$  oder  $\epsilon\dot{\iota}\pi\epsilon\sigma$ , z. B.  $A$  82 oder  $M$  349);  $M$  246 (desgleichen);  $\Phi$  53 (scheint eher hierher als unter I zu gehören);  $\Psi$  463.

VI. Zweifelhafte oder doch völlig vereinzelte Fälle:  $B$  322 (fällt weg, wenn Nauck 321 mit Recht athetiert hat);  $E$  261 (mag reine Parataxis sein, nach  $\alpha\dot{\iota}$ );  $X$  381 (gehört  $\delta'$  jedenfalls nicht zum Nachsatz, auch wenn man es nicht mit uns für unerläßlich hält zu schreiben  $\epsilon\dot{\iota}\alpha\acute{\alpha}\gamma\epsilon\tau'$ , wie  $\delta$  832, s. S. 80);  $\Psi$  321 (würde unter III gehören, wenn nicht der Sinn, wie ich denke, Naucks Änderung:  $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\varsigma \mu\acute{\epsilon}\nu$  erheische), 559 (s. ebend.).

### Odyssee.

I.  $\gamma$  474;  $\epsilon$  444 (falls nicht Bekkers und Naucks Interpunktion Billigung verdient);  $\zeta$  100 (wenn  $\tau\alpha\iota \delta' \acute{\alpha}\rho'$  — gegen Bekker und Nauck — zu lesen ist);  $\eta$  47, 185, 341 (falls  $\acute{\omega}\tau\epsilon\nu\nu\nu\omicron\nu \delta'$  — wieder gegen die zwei letzten Herausgeber — zu lesen ist);  $\theta$  25;  $\iota$  182, 311 = 344;  $\kappa$  112, 366, 571;  $\lambda$  35, 387 (falls die Stelle in Ordnung, s. S. 80);  $\mu$  54 (kann auch zu V gezogen werden), 164 (mit 54 fast identisch), 182;  $\nu$  144;  $\omicron$  304, 439, 502;  $\pi$  274 (läßt sich auch zu V ziehen);  $\sigma$  60 (falls nicht mit Nauck und einem Teil der Handschriften  $\delta'$  oder mit Bekker die Protasis zu tilgen ist);  $\phi$  255, 261, 274;  $\chi$  458 (wenn nicht  $\delta\acute{\epsilon}$  mit Nauck zu beseitigen ist; ich möchte den Nachsatz erst mit 461 beginnen lassen);  $\omega$  205, 422, 490.

II.  $\gamma$  10 (nach  $\delta\acute{\epsilon}$  im letzten Teile der Protasis);  $\delta$  121 (120 =  $A$  193);  $\epsilon$  366 (365 =  $A$  193), 425 (424 =  $A$  193);  $\theta$  540 (wenn nicht, mit Nauck,  $\tau\omicron\upsilon\delta'$  zu schreiben ist);  $\kappa$  126;  $\rho$  359 (wenn die Verse nicht mit Nauck zu athetieren sind);  $\upsilon$  57 ( $\upsilon$  56 =  $\Psi$  62; der Gegensatz der Personen und der Handlung kommt vielleicht gleichfalls in Betracht). 77 (wo auch der Zwischensatz nicht wirkungslos sein mag).

III.  $\iota$  57;  $\lambda$  148, 149;  $\tau$  330 (wenn nicht  $\tau\acute{\omega}\delta\epsilon$  mit Nauck zu lesen ist).

IV.  $\eta$  109.

V.  $\lambda$  592 (Ausdruck getäuschter Erwartung);  $\xi$  178 (desgleichen), 405;  $\omicron$  546 (erinnert an die herodoteische Gebrauchsweise);  $\sigma$  62;  $\chi$  187 (ließe sich auch unter II stellen, doch entscheidend wirkten wohl die Zwischensätze), 217.

VI.  $\delta$  832 (s. S. 80);  $\mu$  42 (vielleicht  $\tau\acute{\omega}\delta'$  zu lesen, sonst  $\tau\acute{\omega} \delta'$  nach  $\acute{\omicron}\sigma\tau\upsilon\varsigma$ , wie sonst nur in Doppelperioden).

Man sieht, wie sehr nach Ausscheidung unserer Klasse I die Zahl der Fälle zusammenschwindet, wie viel auch von dem Rest auf formelhafte wiederholte Wendungen fällt und wie zahlreich die speziellen Entschuldigungen, insbesondere bei den Instanzen unserer (vielleicht mindest feststehenden) Nr. II sind. Doch diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, liegt mir ferne. Nur gegenüber Lahmeyers mir völlig



unglaublicher Annahme „*δέ particulam in apodosi positam respondere particulae μέν in protasi*“ (p. 13) möchte ich darauf hinweisen, daß in vier von den sechs Fällen, die dieser namhaft macht — über die zwei rätselhaften, auch durch die Verwendung anderer Partikeln aus dem Rahmen der Normalfälle heraustretenden Instanzen s. S. 80 — dem μέν der Protasis sicherlich nicht das δέ der Apodosis, sondern ein nachfolgendes ἀλλ' οἷε δὴ (I 553), αὐτὰρ ἐπεὶ (M 13), νῦν δέ (Σ 261) und ἤμος δ' (ι 57) entspricht. Daß dies sich wirklich so verhält und die Aufeinanderfolge keine zufällige ist, kann das Fehlen jenes μέν in den sonst genau analogen Temporalperioden lehren. Und verlangt endlich jemand nach einer geradezu entscheidenden Kruzialinstanz, so findet er auch diese in A 84 ff.:

ὄφρα μὲν ἥως ἦν καὶ ἀέξετο ἐρὸν ἦμαρ,  
τόφρα μάλ' ἀμφοτέρων βέλε' ἤπιετο, πίπτε δὲ λαός·  
ἤμος δὲ δρυτόμος περ ἀνὴρ ὀπλίσσατο δεῖπνον κτέ.

verglichen mit ι 56 ff.:

ὄφρα μὲν ἥως ἦν καὶ ἀέξετο ἐρὸν ἦμαρ,  
τόφρα δ' ἀλεξάμενοι μένομεν πλέονάς περ ἐόντας·  
ἤμος δ' ἡέλιος μετενίσσεται βουλυτόνδε κτέ.

Von den zehn hesiodeischen Stellen, die Lahmeyer gesammelt hat, fallen sechs (θ 58, 609, 800; ἐκὴ 284, 333, 363) unter unsere Rubrik I, eine (θ 600) unter IV, eine (ἐκὴ 681) unter V — indem, wie ich meine, die zu einer Periode erweiterte Protasis das Fallenlassen der subordinierten Konstruktion veranlaßt hat — zwei endlich (θ 155 und ἐκὴ 323) sind in kritischer Beziehung ebenso anfechtbar wie angefochten. Die zwei gesicherten Instanzen aus Elegikern und Jambikern endlich verteilen sich auf I (Tyrtaeus 12, 27) und IV (Theogn. 357 — wo die Wiederholung des δέ aus der Protasis gerade wie bei Hesiod die altertümliche Kühnheit mildern hilft —); dahin gehört schließlich auch Archiloch. 32, falls die Anführung bei Athenäus X, 447b ein abgeschlossenes Satzgebilde darbietet.

## Exkurs II.

### Ermangelt Herodots Werk einer abschließenden Redaktion?<sup>1</sup>

Über diese im Laufe der letzten Jahre viel behandelte Kontroverse mögen hier noch einige kurze Bemerkungen Raum finden. Es kommen hierbei insbesondere die nachfolgenden Punkte in Frage:

<sup>1</sup> Ich fasse hier Kirchhoffs stillschweigende Voraussetzung, das nicht zum Abschluß gediehene Geschichtswerk entbehre auch der letzten stilistischen Feile, und Heinrich Steins ungleich anspruchsvolleren Versuch, Spuren des ursprünglichen Werdeprouesses oder einer begonnenen Neubearbeitung des Werkes aufzuweisen, in eine Besprechung zusammen.

1. Die Wiederholung von I, 75 in. in VIII, 104 (S. Rawlinson I<sup>3</sup>, 33). Die meines Erachtens richtige und endgültige Lösung dieser Schwierigkeit hat schon Valckenaer gegeben: die letztere Stelle ist interpoliert. Zu den diesmal wohlbegründeten Bemerkungen Steins (zu VIII, 104 komm. Ausg.) tritt noch als vielleicht entscheidendstes Argument die Tatsache, daß die bessere Überlieferung (SVR) statt 79 συμφέρεται das bloße φέρεται bietet (= *fertur*), eine Gebrauchsweise, [597] die — nach dem Ausweis der Wörterbücher wenigstens und soweit auch meine Kenntnis reicht — der älteren Sprache durchaus fremd ist.

2. Kirchhoffs Folgerungen (Abfassungszeit<sup>2</sup>, 3ff.) aus I, 106 und I, 184: Herodot soll infolge einer längeren Unterbrechung der Arbeit seine dort gegebenen Versprechungen einzulösen vergessen und — wie wir hinzufügen müssen — diesen Widerspruch niemals bemerkt und berichtigt haben. Hier wünschte man zu wissen, wie sich Kirchhoff mit einem Einwurf abgefunden hat, der viel zu naheliegend ist, als daß er einem so scharfsinnigen Forscher hätte entgehen können. Wenn wir eine liegen gelassene Arbeit wieder aufnehmen, pflegen wir doch zumeist das vorher Geschriebene durchzulesen; wie konnte der Verfasser eines Geschichtswerkes, dessen Komposition eine so überaus verschlungene ist, dies zu tun unterlassen? Und wenn er sich wunderbarerweise dieser Unterlassungssünde schuldig gemacht hatte, wie kann das noch größere Wunder glaubhaft werden, daß er in seiner ganzen weiteren Lebenszeit nicht dazu gelangt ist, jene Partie seines Werkes anzusehen und sein voreilig gegebenes Versprechen mit einem Federstrich zu tilgen? Anstatt diese und andere kaum geringere Unwahrscheinlichkeiten hinzunehmen, glaube ich vielmehr mit Stein (Einleitung<sup>4</sup>, S. XLV—XLVI) und anderen, insbesondere mit Rawlinson (zu I, 106) an die Abfassung und selbständige Existenz der *Ἀσσύριοι λόγοι*.

3. Nicht haltbar erscheinen mir die Konsequenzen, die Kirchhoff a. a. O. aus I, 130 ableitet. Denn es heißt, wie ich meine, nicht, „den Geschichtschreiber . . . einer törichten und durch nichts gerechtfertigten Willkür zeihen“, wenn wir annehmen, er habe den Aufstand der Meder gegen den ersten Darius zwar einer beiläufigen Erwähnung, nicht aber einer ausführlichen Schilderung wert erachtet. Beruht doch der ganze Plan seines Werkes auf einer fortwährend mit vollem Bewußtsein (vgl. VII, 96 und 99) geübten strengen Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, auf sorgfältiger Auslese des Wichtigsten und Wissenswürdigsten aus der unüberschbaren Fülle des ihm unaufhörlich zuströmenden Stoffes. Hat er doch beispielsweise — und dies ist, wenn ich nicht irre, schon längst bemerkt worden — aus den vielen Kriegszügen des Cyrus nur drei zu eingehender Schilderung ausgewählt.

4. Weit berechtigter ist die Verwunderung darüber, daß der Historiker es unterlassen hat, die VII, 213 in Aussicht gestellte genauere Belehrung über die Tötung des Ephialtes durch den Trachinier Athenades seinen

Lesern zu erteilen. Es ist dies, so viel ich sehen kann, der einzige Punkt, der die Aufwerfung jener Redaktions- oder Revisionsfrage überhaupt ermöglicht. Allein ehe wir aus solch einem ganz vereinzelter Vorkommnisse so weitgehende Schlüsse ziehen, werden wir gut daran tun, der Möglichkeit zu gedenken, daß eine Lücke des Geschichtswerkes jene wahrscheinlich sehr kurze Mitteilung verschlungen hat. Und eine solche Lücke zum mindesten (im Ausmaß von zwanzig Zeilen) ist VIII, 120 handschriftlich bezeugt, worauf Stein in diesem Zusammenhang verständigerweise hingewiesen hat.

5. Dennoch hat eben derselbe Gelehrte — und nach ihm andere, wie Röse in einem Gießener Gymnasialprogramm vom Jahre 1879: Hat Herodot sein Werk selbst herausgegeben? — von jener auf so schwanker Grundlage ruhenden Hypothese einen Gebrauch gemacht, gegen den man nicht entschieden genug Einsprache erheben kann. Ich will mich die Mühe nicht verdrießen lassen, zum mindesten die sämtlichen von Stein selbst vorgebrachten und zu IX, 83 zusammengestellten Behauptungen einer, wenngleich summarischen, Beurteilung zu unterziehen. Derselbe glaubt nämlich nachträgliche Zusätze Herodots zu seinem Geschichtswerke an folgenden Stellen zu erkennen: 80  
[598]

I, 18, 4 (komment. Ausg.), wo die Worte *τὰ μὲν νυν — προσεῖχε ἐνισταμένως* einen „der nicht wenigen Zusätze“ bilden sollen, „womit der Autor den fertigen Text seines Werkes nachträglich berichtigte oder ergänzte“. Der unbefangene Leser möge selbst entscheiden, ob meine in weit engere Grenzen eingeschlossene Athetese (s. hier S. 24) nicht ausreicht, jeden wirklichen Anstoß zu entfernen, und ob andererseits die von mir hervorgehobenen Anstöße durch Steins Voraussetzung wirklich beseitigt werden. Ich frage hier nur: angenommen, jener Prozeß habe wirklich stattgefunden, wie kann es möglich sein, ihn mit einiger Sicherheit zu erkennen? Denn Herodot wollte (falls Steins Annahme überhaupt richtig ist) diesen Zusatz mit dem Texte verschmelzen — man beachte die Anfügung mit *τὰ μὲν νυν* und ferner die Worte *ὡς καὶ πρότερόν μοι δεδήλωται* — und doch soll ihm das so wenig gelungen sein, daß der Kritiker seinen Finger auf jene Zutaten legen und von ihnen sagen kann: sie „heben in überraschender Weise das bisher ... Erzählte zum Teil wieder auf und unterbrechen überdies“ usw. usw. — Und damit haben wir wohl den wundesten Fleck dieser ganzen Hypothese berührt. In der Tat: bloße Marginalzusätze lassen sich oft genug als solche erkennen (und mögen in einzelnen, wenngleich seltenen Fällen auch ihren Urheber verraten), desgleichen doppelte Rezensionen und andererseits eigentliche, absichtliche Interpolationen. Doch von alledem ist hier nicht die Rede; vielmehr gilt es in der Mehrzahl der Fälle, von der Hand des Verfassers herrührende Überarbeitungen herauszufinden, womit dem menschlichen Scharfsinn eine, so viel ich sehen kann, schier unlösbare Aufgabe zugemutet wird. Müßten doch dergleichen Stücke des

Befremdlichen eben genug enthalten, um nicht für ursprüngliche Aufzeichnungen des Autors, und nicht genug, um für Interpolationen zu gelten! Wo ist der Kritiker, dessen Luchsauge diese haarscharfe Linie mit Gewißheit oder auch nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit zu erspähen vermöchte? In Wahrheit entpuppen sich denn auch alle diese angeblich nachträglichen Zusätze zum Teil als verderbte oder interpolierte Stellen, zum andern Teil aber als völlig unverdächtige Stücke, deren Verknüpfung mit dem Vorangehenden oder Nachfolgenden nur bisweilen einen Anstrich von Gewaltsamkeit besitzt, — ein Eindruck, der in der Gesamtanlage des herodoteischen Werkes tief begründet ist und bei der scheinbar absichtslosen Verbindung so vielartiger Stoffe nicht leicht ganz zu vermeiden war. Man erinnere sich doch der so häufig wiederkehrenden, auf Abschweifungen von dem ins Auge gefaßten Ziele und auf die Rückkehr zu demselben bezüglichen Wendungen (*ἐπάνειμι δὲ ἐπὶ τὸν πρότερον ἥια λέξων λόγον* u. dgl. m.) und [599] auch des prinzipiellen Ausspruchs unseres Autors (IV, 30): *προσθήκας γὰρ δὴ μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο*, den doch kaum irgend jemand mit einem neueren Herodotforscher so verstehen wird, als wollte der Halikarnassier sagen: ich bin von Anfang an darauf ausgegangen, mein Werk durch nachträgliche Zusätze zu erweitern!

I, 125 hat Stein das Verdienst, die Stelle *ἔστι δὲ Περσέων — Σαγάρτιοι* als anstößig bezeichnet zu haben. Allein den bedeutendsten Anstoß, der für mich wenigstens in der Phrase *ἔστι δὲ τὰδε* liegt (was heißen soll: die von Cyrus berufenen Stämme waren diese), insbesondere nach dem sprachlich so gleichartigen und sachlich so verschiedenen Satze *ἔστι δὲ — γένεα*, räumt die Vermutung nicht hinweg, der Autor habe diese Bemerkungen „erst später“, „ohne strenge Rücksicht auf den Zusammenhang des Textes“ hinzugefügt. Auch der übel gewählte Aorist *ἀνέπεισε* — als ob der weiterhin erzählte Erfolg hier schon bekannt wäre — bleibt auf diese Weise unerklärt. Die Stelle gilt mir als das Machwerk eines nicht kenntnislosen, aber wenig sprachkundigen Interpolators.

II, 58 wird zu IX, 83 mit aufgeführt; doch unterläßt es Stein, zur Stelle selbst etwas Derartiges zu bemerken. Man sieht: wenn nicht das Werk des Historikers, so scheint doch jenes seines Herausgebers einer endgültigen und einheitlichen Redaktion zu ermangeln.

II, 127 hätte schon das in jenem Fall ganz bezuglose *γὰρ* in *οὔτε γὰρ ἵππεσσι* Stein vor der Anwendung seiner Lieblingshypothese bewahren sollen. Nur die Annahme einer kleinen Lücke (mit Absicht), etwa *<ἄλλως δὲ ἐνδεσστήρην>*, nach *ταῦτα — ἐμετρήσαμεν*, tut den Bedingungen des Falles ein volles Genüge.

II, 156 fin. wird das Zusammengehörige nicht erst „durch die später eingefügte Bemerkung über Äschylos“, sondern bereits durch die zwei, auf die Verwandtschaftsverhältnisse und Benennungen ägyptischer Gott-



heiten bezüglich Sätze getrennt. Sollen auch diese auf späterer Zutat beruhen? Man kann das Eine so gut wie das Andere behaupten; nur dürfte es einigermaßen schwierig sein, auf dieser abschüssigen Bahn rechtzeitig inne zu halten.

III, 89 mag man einen Augenblick darüber stutzig werden, daß die Ankündigung *κατὰ τὰς δεῖξαι* erst nach mehr als zehn Zeilen zu ihrem Rechte gelangt. Allein wie sollten die Mitteilungen über die Höhe der persischen Tribute dem griechischen Leser verständlich werden, ehe er über die Bedeutung der dabei angewandten Maßgewichte aufgeklärt ist? Und da nun die Darstellung einmal — notwendigerweise, wie auch Stein anzuerkennen scheint — aus ihrem Geleise gekommen ist, was Wunder, daß der Geschichtsschreiber nicht sofort wieder in die gerade Straße einbiegt, sondern eine Bemerkung hier einschaltet, für die er sonst nicht leicht eine angemessene Stelle gefunden hätte? Das mag nicht übermäßig kunstvoll sein, aber es ist der echte und rechte Herodot. Nicht viel anders steht es um

III, 98, eine Stelle, die auf den ersten Blick mehr als irgend eine andere zugunsten der Steinschen Hypothese zu sprechen scheint. Hier wird die Ankündigung einer Schilderung (*πρὸς τοὺς περὶ τῶν*) von dieser selbst durch nahezu fünfzig Zeilen getrennt. Aber der Übergang von einem Thema zum anderen ist jedesmal ein völlig sach- und naturgemäßer, und während der Historiker von seinem Gegenstande abzuschweifen scheint, liest er unterwegs alle Elemente seiner späteren Darstellung wie zufällig auf: die Sandwüste an den Grenzen Indiens, die „streitbarsten“ Inder, welche eben die goldgewinnenden sind (im Unterschied von und im Zusammenhang mit den übrigen Stämmen des weiten Landes, ihren Sitten und Bräuchen), endlich jene Riesennameisen, die bei der Gewinnung des Goldes in der Sandwüste eine so bedeutende Rolle spielen. Wer hier etwas als „späteren Zusatz“ auscheiden will, kann wieder nicht einfache Randbemerkungen ausschalten, sondern er muß eine vollständige Umarbeitung der Stelle voraussetzen, beziehungsweise vornehmen. Und welche unübersteigliche Hindernisse solch einem Beginnen entgegenstehen, glauben wir bereits sattsam gezeigt zu haben. Bei

III, 131, 12—15 brauchen wir uns um so weniger aufzuhalten, da Steins eigene Bemerkungen: „eine gelehrte chronologische Notiz“, „ohne klaren Bezug zum Vorhergehenden“ (aber doch an dieses geknüpft, daher keine bloße Marginalglosse, können wir hinzufügen!), „eine unleidliche Tautologie“ usw., nur dazu dienen können, die Stelle als Interpolation zu kennzeichnen (so schon Abicht), womit wir von Herzen einverstanden sind. Zur Zeit, da Herodot, „jedenfalls erst nach Vollendung des Ganzen“, diese und ähnliche Stellen seinem Werke einfügte (was übrigens Herr Stein diesmal nicht mit voller Zuversicht behaupten will), muß seine Geisteskraft bereits erheblich gelitten haben.

82  
[600]

IV, 2 überhebt uns der Wortlaut von Steins Anmerkung jeder Entgegnung. „Das sowohl seinem Inhalte nach sehr problematische, als in den Zusammenhang schlecht passende Kapitel scheint erst nachträglich vom Verfasser eingesetzt zu sein.“ Man lese: scheint interpoliert zu sein, und man hat aus den diesmal sehr wohlbegründeten Prämissen den allein angemessenen Schluß gezogen. (Krüger und Abicht halten die Stelle für lückenhaft.)

IV, 14 und 15 „werden erst nachträglich hinzugekommen sein“, weil — nun, weil Herodots Herausgeber es verwunderlich findet, daß dieser nach Abschluß einer Episode mittels der in diesem Falle ganz gewöhnlichen Redewendungen (*Ἀριστέω μὲν νυν περὶ τοσαῦτα εἰρήσθω. τῆς δὲ γῆς τῆς περὶ ὅδε ὁ λόγος ὥρμηται λέγεσθαι κτέ.* c. 15—16) zu seinem Hauptthema zurückkehrt. Die zuversichtliche Diagnose, vermöge welcher

IV, 86 fin. der parenthetische Satz *παρέχεται δὲ καὶ — μήτηρ τοῦ Πόντου* für „eine nachträglich zugefügte Notiz“ erklärt wird, darf mit Fug unser Staunen erregen. Wieder handelt es sich nicht etwa um eine abgerissene, unverbundene Randbemerkung, sondern um einen Satz, der echt oder unecht sein mag, dem aber wahrlich niemand die nachträgliche Hinzufügung vom Gesichte ablesen kann. Doch was soll man erst zu jener Musterleistung kritischer Mantik sagen, die uns zu

V, 27 begegnet? In dieser allerdings schwer beschädigten Stelle (die jedenfalls zugleich lückenhaft und interpoliert ist) erkennt Stein <sup>83</sup> nicht weniger als vier verschiedene Schichten: den ursprünglichen Text, <sup>[601]</sup> eine nachträgliche „Randnote“ des Autors, welche dieser „später mit dem Kontext zu verschmelzen“ beabsichtigte, die aber eine ungeschickte Hand „unpassend“ in den Text „eingefügt“ hat, und endlich die Zutat eines noch Späteren, der „den hierdurch zerstörten Zusammenhang“ wieder „herzustellen“ bemüht war. Tut es wirklich not, über diese Art von Textesgeologie ein Wort zu verlieren?

VI, 59 und 60 (zwei auf die Übereinstimmung einiger spartanischer mit persischen und ägyptischen Einrichtungen bezügliche Kapitel) sollen, „wenn sie auch vom Verfasser herrühren, doch wohl erst nachträglich in den Text gekommen“ sein. Warum? Weil sie „nebensächliche Bemerkungen“ enthalten. Herr Stein scheint also von der nicht eben gewöhnlichen Voraussetzung auszugehen, daß ein Autor bei der ersten Abfassung seines Werkes kritischer und wählerischer verfährt als bei der Revision oder Neubearbeitung desselben. Nebenbei wird ein formales Bedenken, nicht gegen die beiden Abschnitte, sondern gegen die letzten zwei Zeilen des zweiten derselben erhoben, welches mir wenig begründet scheint. Es ist von der Erblichkeit gewisser Berufszweige in Sparta die Rede, und da scheint es denn Herodot besonders bemerkenswert, daß über die Wahl von Herolden nicht, wie anderwärts, die Stimmbegabung, sondern nur die Abstammung entscheidet. Ich kann nicht im entferntesten finden, daß in den Worten *οὐ κατὰ λαμπροφωνίην ἐπιτιθέμενοι ἄλλοι σφέας*

παρακληῖν, ἀλλὰ κατὰ τὰ πάτρια ἐπιτελέουσι „das Asyndeton“ (an der Spitze des das Vorangehende weiter ausführenden Satzes) oder „der lose“ (soll wohl heißen ausschließliche) „Bezug auf den einen Stand der Herolde“ (mit οἱ κήρυκες begann die Aufzählung jener Stände, mit κήρυξ κήρυκος schließt sie wieder ab) „den flüchtigen Anmerker“ verraten. Die zwei Kapitel geben meines Erachtens zu kritischen Anfechtungen irgend welcher Art nicht den allermindesten Anlaß.

VI, 79. Die parenthetische, auf die Höhe des im Peloponnes üblichen Lösegeldes für Gefangene bezügliche Notiz mag man als nicht zur Sache gehörig immerhin beanstanden und demgemäß athetieren. Allein Steins Lieblingsauskunft ist unbedingt unanwendbar; denn die Art der Anknüpfung ist die beste, welche die Sache irgend zuließ, und Herodot hätte die Notiz, falls er sie vom Rande in den Text zu verpflanzen beabsichtigte, wieder genau so fassen müssen, wie wir sie bereits jetzt in diesem lesen.

Zu VI, 98 fin. (dem Versuch einer Wiedergabe dreier persischer Königsnamen) lesen wir: „Die Stelle ist verdächtig, nicht ihres Inhaltes oder ihrer Sprache wegen, sondern weil sie nur einen zufälligen Zusammenhang mit dem vorangehenden hat und wie eine gelehrte Randnote aussieht. Dennoch mag sie von Herodot herrühren.“ Wenn freilich unser Historiker die leidige Gewohnheit hatte, den Rand seines Handexemplars mit allerhand ungehörigen Auslassungen anzufüllen, so ist die Aufgabe seiner Herausgeber eine recht mißliche geworden. Weniger konservative und zugleich minder phantasievolle Kritiker werden allerdings Wesseling's Athetese mit beiden Händen unterschreiben und sich auch des Umstandes erinnern, daß die unmittelbar vorangehenden, in einem Teil der Handschriften fehlenden, Zeilen einmütig verurteilt werden. Die Bemerkung zu

VII, 20, 5 scheint uns so vollständig aus der Luft gegriffen, daß <sup>84</sup> man sich wohl der Mühe enthoben erachten kann, sie eingehend zu [602] widerlegen. Wo konnte wohl Herodot diesen „Exkurs über das Verhältnis des Xerxeszuges zu früheren Expeditionen“ besser unterbringen, als an der Stelle, wo er von den riesigen, vier volle Jahre in Anspruch nehmenden Vorbereitungen zu diesem Kriegszuge gesprochen hatte? Wie man hier von einem „losen sachlichen Verbande“ sprechen kann, ist mir ein Rätsel, und auch die sprachliche Anknüpfung: „Xerxes zog *ingenti copiarum manu* (Steins eigene Übertragung) ins Feld: denn fürwahr einen gewaltigeren Kriegszug hat es nie gegeben“ usw., bedarf keiner Rechtfertigung.

VII, 96 in. soll das Sätzchen ἐπεβάτευον — Σάκαι „später nachgefügt“ sein. Daß eine auf die gesamte Flotte bezügliche Angabe nirgends besser am Platze ist als am Ende der Aufzählung der einzelnen Schiffskontingente, dürfte niemand leugnen. Doch ist ein Mangel an Konzinnität hier sowohl wie in den nächsten Sätzen (τούτων δὲ — τούτοις πᾶσι —), die auch Stein nicht für spätere Zutaten hält, nicht

zu verkennen. Der Grund dieses stilistischen Mangels ist meines Erachtens ein sachlicher: er liegt in der Schwierigkeit, mehrere voneinander unabhängige tatsächliche Einzelangaben in angemessener Weise zu verbinden.

VII, 106, 4. Die auf diese Stelle bezügliche Bemerkung (zu Z. 11) habe ich zu wiederholten Malen gelesen, ohne mich doch des Verständnisses völlig sicher zu fühlen. Es mag mir daher erlaubt sein, dies eine Mal, wo ein mißbilligendes Urteil so leicht einem Mißverständnis entspringen könnte, Stillschweigen zu üben.

VII, 113, 4 nennt Stein die Worte *ἐν ζῶσι ἑὼν* nicht mit Unrecht „für das Verständnis mehr als entbehrlich“. Da nun in demselben Satze auch eine sprachliche Absonderlichkeit sich findet: *λόγον ποιεῖσθαι*, wo Herodot sonst *μνημὴν ποιεῖσθαι* zu sagen pflegt, so liegt die Annahme nahe, diese anstößigen Worte seien eingeschoben und des Geschichtschreibers einfache Angabe *τῆς ἡγευε Βόγγης* sei von einem über-eifrigen Leser, der sich des vorher erzählten Todes jenes Persers (c. 107) und zugleich einer ähnlichen, aber doch auch verschiedenen Wendung (IV, 16) erinnerte, zu dem wenig geschickten Satz erweitert worden, der uns jetzt vor Augen liegt. Warum aber der sein Werk revidierende Autor das an den Rand geschrieben haben soll, was „für das Verständnis mehr als entbehrlich ist“, dies ist mir mindestens wenig begreiflich. Zu

VII, 137, 12 wird der den Aneristos, Sohn des Sperthias, näher bezeichnende Satz *ὅς εἰλε — πλήρει ἀνδρῶν* als ein „überflüssiger, notizenartiger Zusatz“ bezeichnet. Dieser Einwand kann sich nur gegen den Inhalt des Satzes richten und müßte, falls er (was meine Meinung nicht ist) begründet wäre, seine Tilgung zur Folge haben. Die Form ist völlig anstandslos; sie ist eben diejenige, in welcher Herodot ihn schließlich in den Text zu setzen gewillt sein mußte; wozu kann also die Mutmaßung dienen, daß er ihn vorerst am Rand verzeichnet habe? Zu

VII, 162, 7 nennt Herr Stein die Worte *τὸ ἐθέλει λέγειν* (mit Eltz, p. 332—333) „die erklärende Randnote eines Lesers“. So hat denn  
 85  
 [603] offenbar nur ein lapsus memoriae die Anführung dieser Stelle zu IX, 83 veranlaßt und somit den Schein erzeugt, als halte Herr Stein den sein Werk revidierenden Autor selbst für eben den Leser, der die Worte *οὗτος δὲ ὁ νόος τοῦ ῥήματος* durch die am Rand verzeichnete Phrase *τὸ ἐθέλει λέγειν* zu glossieren für gut befunden hat. Bei

VII, 191 jedoch gibt es keine derartige Zweideutigkeit. Hier erfahren wir, daß die Sätze ursprünglich anders und besser zusammenhängen und daß — dies wird uns mit einer Zuversicht mitgeteilt, die uns füglich verblüffen darf — „erst nachträglich Herodot die Episode von Ameinokles eingeschoben und jenen Zusammenhang gelockert“ hat. Mit anderen Worten: der Herausgeber findet eine Stelle nicht in wünschenswerter Ordnung und weiß dafür keine glaubhaftere Erklärung als die Annahme, daß der Verfasser sein eigenes



Werk nachträglich verdorben hat! Warum freilich der treffliche Schriftsteller ein so linkischer Revisor gewesen sein soll, dieses Rätsel bleibt hier und anderwärts ungelöst. Denn, wohlgemerkt, nicht den Mangel einer letzten Redaktion, sondern eine vom Autor selbst verschuldete Verballhornung seines Textes meint Herr Stein und muß er meinen; sieht doch jene Episode einem bloßen vorläufigen Marginalzusatz so unähnlich, daß sie weit eher ein Zuviel als ein Zuwenig von Ausarbeitung aufweist und durch einen — von der Umgebung sich merklich abhebenden — eigentümlich gespreizten und präntiösen Ton den Verdacht einer, freilich uralten, Interpolation wachruft. Und dieser Argwohn wird allerdings dadurch erheblich verstärkt, daß die Ausscheidung des Stückes eng Zusammengehöriges näher aneinander rückt. Ganz ebensowenig wird Herr Stein behaupten wollen, daß

VII, 193 der von ihm anstößig gefundene Partizipialsatz *Ποσειδέωνος — νομίζοντες* eine Randnotiz des Autors sei. „Der Zusatz ist wohl erst später vom Autor nachgetragen“, — diese Bemerkung kann auch hier nur besagen wollen, daß Herodot sein Werk mit so beispiellosem Ungeschick revidiert hat, daß wir auf Schritt und Tritt seine nicht bessernde, sondern verschlechternde Hand erkennen. Wem der brachylogische Ausdruck für sprachwidrig gilt, dem bleibt nichts übrig als die Auskunft der Athetese; uns freilich scheint der Umstand, daß der Subjektbegriff des Partizipialsatzes ein einigermaßen weiterer ist als jener des Hauptsatzes („sie benannten und man benennt noch heute“), keinerlei kritischen Eingriff zu rechtfertigen (vgl. Krüger 57, 9, 1—2). — Zu

VII, 210 macht Stein mit vollem Recht darauf aufmerksam, daß der herbe Tadel der Untüchtigkeit der persischen Truppen (*ὄηλον δ' ἐποίηεν — ὀλγιοὶ δὲ ἄνδρες*) zur „Schilderung des rastlosen Angriffs“ derselben durchaus nicht stimmen will. Allein heißt es diese Schwierigkeit hinwegräumen, wenn wir annehmen, daß der Autor die Worte „wohl erst später eingefügt“ hat, „an nicht eben passender Stelle“? Ich kann nur mein Unvermögen eingestehen, dieser Bemerkung irgend einen verständlichen Sinn abzugewinnen; denn (so bemerkt dies eine Mal auch Herr Tournier, *Exercices critiques* p. 140) „comment il a pu échapper à Hérodote que cette addition le mettait en contradiction avec lui-même, c'est ce qu'il n'eût pas été superflu d'expliquer“. 86  
Das kritische Hilfsmittel, zu welchem wir immer dann greifen müssen, [604] wenn ein an sich vortrefflicher Satz „an nicht eben passender Stelle“ erscheint, ist die Transposition; und so darf man wohl vermuten, daß die Darstellung des erfolglosen Kampfes der feindlichen Überzahl mit dem wunderbar tapferen Häuflein der Griechen durch eben diesen emphatischen Ausspruch abgeschlossen wurde. Am Schluß des c. 212 (unmittelbar vor den Worten: *ἀπορέοντος δὲ βασιλέως κτέ.*) dürfte seine ursprüngliche Stelle gewesen sein. (Dazwischen liegen 29 Zeilen der Steinschen Ausgabe, das Vierfache des Zwischenraumes, den wir bei

der einzigen anderen von uns als nötig erachteten Umstellung — III, 143 — annehmen mußten. Darf man hierin einen auf die Einrichtung des Archetypus bezüglichen Wink erblicken?)

VII, 223 liegt ohne Zweifel ein Texteschaden vor. Mit der Verlegung des Kampfplatzes auf den freieren Raum vor der Paßenge (*ἐς τὸ εὐρύτερον τοῦ ἀχέου*) mußten die Verluste auf beiden Seiten wachsen. Allein während der Geschichtschreiber den Vorgang im einzelnen auch tatsächlich so darstellt, so gilt doch seine darauf bezügliche allgemeine Bemerkung (*ἐπιπτον πλῆθει πολλοὶ τῶν βαρβάρων*) nur dem einen Teil, und zwar demjenigen, auf welchen sie jedenfalls geringere Anwendung fand. Da nun ferner in den Worten *πολλοὶ μὲν δὴ — ἐπ' ἀλλήλων* noch von den Barbaren die Rede ist, die unmittelbar folgenden *ἦν δὲ λόγος οὐδεὶς τοῦ ἀπολλυμένου* aber (wie die Begründung *αἶτε γὰρ κτε.* zeigt) sich auf die Griechen beziehen und es an jedem vermittelnden Übergange fehlt, so läßt sich — wie Dobree (*Advers.* p. 40) einsah — kaum an dem Ausfall eines Sätzchens zweifeln, welches dieser zwiefachen Anforderung Genüge leistete, und das, wie der soeben genannte Kritiker vermutet hat, etwa also lautete: *ἐπιπτον δὲ κάρια πολλοὶ καὶ τῶν Ἑλλήνων*. Diese Annahme erledigt alle Schwierigkeiten; denn in dem Subjektswechsel: *τότε δὲ συμμίσγοντες — ἐπιπτον κτε.* vermag ich keine solche zu erblicken; bereits das Partizip bezeichnet ja eine beiden Teilen gemeinsame Handlung, und ist es doch, als ob Herodot sagen wollte: *τότε δὲ συμμίσγοντες — ἐπιπτον ἀμφοτέρωι πλῆθει πολλοὶ*, eine Ausdrucksweise, die nur um des bequemerem Überganges zur Einzeldarstellung willen in ihre beiden einander folgenden Bestandteile zerlegt wird. (Vgl. auch die Zusammenstellungen der Herausgeber zu I, 33 und was wir zu I, 31 bemerkt haben.) Steins Vermutung einer nachträglichen Abfassung von Z. 10—16 aber unterliegt nicht nur unseren nunmehr bereits so oft wiederholten Einwendungen, sondern überdies noch einem speziellen, an sich kaum abzuweisenden Einwurf: wie über alle Maßen unwahrscheinlich ist es doch, daß der Historiker den integrierenden Teil eines Gesamtvorganges — und zwar an einem Höhepunkte seiner Geschichtsdarstellung! — erst nachträglich erfahren, oder wenn er ihn schon früher kannte, nicht sofort in die Erzählung verwoben hat! — Doch es ist nicht immer leicht, über diese Willkürannahmen mit ernster Miene zu verhandeln, am allerschwersten vielleicht zu

VII, 238. Xerxes läßt dem toten Leonidas den Kopf abschlagen und der Geschichtschreiber bemerkt dazu, dieser an einem Leichnam verübte Frevel sei wohl der stärkste Beweis dafür, daß der Perserkönig keinen anderen Menschen so sehr gehaßt habe als den heldenhaften  
 87  
 [605] Verteidiger der Thermopylen. Was kann wohl besser zusammenhängen? Weil aber nach *δῆλα* (in *δῆλά μοι πολλοῖσι μὲν κτε.*) die zu erwartende Verbindungsartikel *ὧν, νυν* oder dgl. fehlt (Krüger will *δὲ* einschalten), — so soll — nicht etwa eine solche ausgefallen, sondern „die Bemerkung

wohl später nachgefügt sein“! Wer, der nicht schon von der Wahrheit jener Hypothese überzeugt ist, wird sie auf solche Gründe hin annehmen wollen, und selbst welcher Adept der Lehre wird diese ihre Anwendung billigen können? Setzt sie doch voraus, daß Herodot jenen Satz, der ganz und gar in seiner gewohnten Manier geschrieben ist (*πολλοῖσι μὲν καὶ ἄλλοισι τεκμηρίοις, ἐν δὲ καὶ τῷδε!*) und einer provisorischen Randnotiz so wenig gleicht wie irgend ein Kunstprodukt seinem Rohstoff, zur Aufnahme in sein Werk völlig fertig gestellt und nur eben die Einschaltung jener Partikel — wir müssen wohl sagen, einer zweiten Revision vorbehalten hat! — Zu

VII, 239 verwickelt sich Herr Stein in einen Widerspruch, dessen Auflösung wir ihm selbst überlassen müssen. Er findet „das Geschichtchen von Demaratos' Brief“, welches den Inhalt des Kapitels bildet, „hier um so passender untergebracht, als“ usw. Er erhebt auch gegen „die ganze Übergangsformel“, welche den Abschnitt an das früher Erzählte anknüpft und die er eingehend erläutert, nicht den mindesten Einspruch, ebensowenig gegen darin enthaltene sprachliche oder sachliche Einzelheiten. Dennoch wird derselbe zu IX, 83 unter den „Nachträgen“ angeführt. Warum, wissen wir nicht; uns freilich gilt Krügers Nachweis, daß „dies ganze Kapitel ein ungehöriges Einschießel“ ist, für vollständig gelungen und gesichert.

IX, 73 soll wieder Herodot den Satz: *οὕτω ὥστε — ἀπέχεσθαι* mit so argem Ungeschick interpoliert oder, wie Herr Stein dies ausdrückt „wohl erst nachträglich eingesetzt“ haben, daß wir die Fuge ohne weiteres als solche erkennen. Der Satz gewinnt jedoch alsbald den vermißten „passenden Anschluß an das Vorhergehende“, wenn wir die Einzelvorstellungen der „Proedrie“ und „Atelie“ zum Gesamtbegriff der „ehrenden Auszeichnung“ oder (wie der Zusammenhang es erheischt) der „Betätigung der Dankbarkeit“ erweitern. Doch wozu viele Worte? Wie mag nur Herr Stein selbst die Stelle übersetzen? „Von diesem Dienste her“ (so lautet seine Übertragung) „genießen die Dekeleer in Sparta Freiheit von Steuern und Ehrensitz bei den Spielen noch bis auf diesen Tag, dergestalt, daß selbst noch in dem Kriege . . . die Lakedämonier . . . allein Dekeleas verschonten.“ Eine Freiheit der Anknüpfung also, die der deutsche Übersetzer sich unbedenklich gestattet, sollte dem Autor verwehrt sein, der griechisch schrieb, d. h. in einer Sprache, die von aller pedantischen Wortgerechtigkeit freier ist als vielleicht jede undere!! Herr Stein bemerkt freilich noch: „Wäre, wie vermutet worden, dieser Abschnitt der Erzählung erst zur Zeit des Krieges geschrieben, so wäre die ganze Aufzählung der Ehrenrechte, die doch nur im Frieden galten, recht seltsam.“ Was soll man, da es nicht als höflich gilt, ein gegnerisches Argument zu ignorieren, darauf erwidern? Doch wohl nur, daß der Ausbruch eines Krieges nicht jede Erinnerung an die vorhergegangene Friedenszeit auszulöschen pflegt,

und daß der Kriegszustand stets als eine zeitweilige Unterbrechung der normalen Friedensbeziehungen gegolten hat. Zu

IX, 83 endlich genügt es glücklicherweise, auf Krüger zu verweisen, mit dessen Verwerfungsurteil ich vollständig übereinstimme. Steins Annahme, daß der nichtssagende Notizenkram, der dieses Kapitel ausfüllt, „nicht bei der ersten Verfassung geschrieben“ sei, erscheint diesmal wie immer als ein ebenso beweisloser wie unzulänglicher Notbehelf. Kann jener Kleinkram überhaupt von Herodot selbst herrühren, so mag er ihn ganz ebensowohl sogleich in den Text, als vorerst an den Rand geschrieben haben (wenn letzteres Steins Meinung ist); ja in solchem Falle wäre, wie wir schon einmal bemerken mußten, eine nachträgliche Ausmerzung weit eher zu erwarten als eine nachträgliche Hinzufügung. So darf man denn dieser ganzen, so unbegründeten als unergiebigem, kein Problem lösenden oder auch nur vereinfachenden, Schwierigkeiten nicht hinwegräumenden, sondern häufenden Hypothese gegenüber wohl an den alten Grundsatz der Scholastiker erinnern: *entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*.

---



## 16. Über den Abschluß des herodoteischen Geschichtswerkes.<sup>1</sup>

Ich habe aus dem Studium des herodoteischen Geschichtswerkes vor langen Jahren die Überzeugung geschöpft, daß <sup>3</sup> [507] dasselbe innerlich und äußerlich abgeschlossen vor uns liegt. Dieser Überzeugung habe ich zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben, mehr beiläufig und gelegentlich in einer Besprechung der Rawlinsonschen Übersetzung (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), eingehend und mit ausführlichster Begründung in meinen „Herodoteischen Studien“ (hier 1—12 und 129ff.). Daß diese meine Ausführungen nicht jedermann überzeugen würden, daß gegen das eine oder das andere der von mir, zum Teil im Anschluß an Rawlinson, Grote und Otfried Müller vorgebrachten Argumente<sup>2</sup> ein mehr oder minder begründeter Einspruch laut werden könne — darauf durfte ich gefaßt sein. Worauf ich aber nicht gefaßt war, das ist die Art und Weise, in welcher es Adolph Kirchhoff gefallen hat, die von mir vertretene These zu beurteilen und zu verurteilen („Über ein Selbstzitat Herodots“,

---

<sup>1</sup> Wien 1886, aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

<sup>2</sup> Wenn ich eines anderen Vorgängers, Otto Nitzsch (des Verfassers zweier hierher gehöriger — Bielefelder — Gymnasialprogramme von 1873 und 1882) hier nicht gedacht habe, so mag meine bisherige Unbekanntschaft mit seinen Schriften, von denen ich nur durch Bursians Jahresberichte eine mittelbare und nicht sehr genaue Kunde besaß, dieses Stillschweigen entschuldigen. Doch darf ich mich nachträglich der Übereinstimmung mit jenem hochachtbaren Vorgänger, dessen Argumente meine Beweisführung in erwünschtester Weise ergänzen, aufrichtig freuen.

Sonderdruck aus den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, 1885, S. 301—320). Zunächst mußte mich die Form dieser Polemik überraschen. Denn selbst die großen und wohlverdienten Erfolge, welche dieser hervorragende Gelehrte in seiner langen Forscherlaufbahn errungen hat, berechtigen ihn schwerlich dazu, seine eigene subjektive Ansicht im Tone selbstsicherster Unfehlbarkeit der objektiven Wahrheit gleichzusetzen, einen Mitforscher hingegen, der zu einem anderen Ergebnis als er selbst gelangt ist, schon eben darum — denn nach einem anderen Grunde<sup>4</sup> würde man vergebens suchen — der Unbelehrbarkeit durch [508] Gründe und des rechthaberischen Eigensinns zu zeihen. Oder was sonst sollen jene unaufhörlich wiederkehrenden Wendungen besagen, mittels deren Herr Kirchhoff es sogleich im Eingang der Abhandlung für ein „völlig aussichtsloses und vergebliches Unterfangen“ erklärt, den Schreiber dieser Zeilen und solche, „welche in den gleichen Anschauungen wie er befangen sind“, zur Anerkennung des wahren Sachverhaltes zu vermögen, oder in denen er am Schluß seiner Darlegung auf die Hoffnung verzichtet, durch sie „irgend jemand überzeugt zu haben oder überzeugen zu können, der aus irgend einem Grunde von dem Wunsche beseelet ist, daß die Dinge sich anders verhalten möchten“. Ich war bisher des Glaubens, man müsse bei jedem als rechtschaffen und vorurteilsfrei bekannten Forscher, er mag uns nun beipflichten oder widersprechen, keinen anderen „Wunsch“ voraussetzen als jenen, die Dinge so zu erkennen, wie sie sich in Wirklichkeit verhalten, und meinte, hierin ein Gebot edler Gelehrten-sitte nicht minder als gewöhnlicher Höflichkeit erblicken zu dürfen.

Doch nicht nur die Form, auch der Inhalt von Herrn Kirchhoffs Streitschrift durfte mich befremden. Zunächst durch ihre Beschränkung auf ein kleines Teilgebiet der in Verhandlung stehenden Frage. Denn während seine Behauptungen sich nach wie vor auf den ganzen Umfang derselben erstrecken, umfaßt seine Beweisführung nur einen geringen Bruchteil dieses Feldes. Mit unverminderter Zu-

versicht wird uns sofort in den Eingangsworten die Lehre verkündet, „daß Herodot sein Geschichtswerk nicht vollendet, im besonderen die Darstellung der Ereignisse nicht bis zu dem Punkte herabgeführt hat, wo zu schließen er im Sinne seines ursprünglichen und bis zuletzt festgehaltenen Planes beabsichtigte —“. Fragen wir aber nach den Gründen dieses Glaubens, zumal nach den Merkmalen, aus welchen wir jenen vermeintlichen Plan zu erschließen berechtigt sind, so wird uns keinerlei Antwort zuteil, es wäre denn die Berufung auf Dahlmann als eine solche anzusehen, der „zuerst“ auf diese „Tatsache hingewiesen“ habe. Was finden wir jedoch bei Dahlmann? In betreff jenes Planes ganz und gar nichts, in Ansehung des Punktes, bis zu welchem Herodot seine Erzählung herabzuführen beabsichtigt haben soll, nichts als Mutmaßungen, welche der treffliche Geschichtsforscher selbst nur als solche <sup>5</sup> [509] ausspricht und die gegenwärtig niemand (auch Herr Kirchhoff nicht) in ihrem vollen Umfange aufrecht erhält, — in Rücksicht der angeblichen Unfertigkeit des Werkes endlich die Kundgebung eines subjektiven Eindrucks, welcher sich bloß nebenher und wie nachträglich auch auf ein bestimmtes, der Erörterung zugängliches Anzeichen stützt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die zwei Stellen, in welchen Dahlmann (Herodot, Aus seinem Buche sein Leben, Altona, 1823) unsere Frage berührt, lauten wie folgt: „Wir sehen vielmehr ein augenscheinlich in frischer Arbeit durch äußere Umstände unterbrochenes Werk vor uns; es findet sich, zum bestimmteren Beweise hiervon, sogar eine Stelle (VII, 213 Ende), wo der Geschichtschreiber eine Nachricht verspricht, die aber in der Folge gar nicht vorkommt“ (S. 48). — „Dagegen gibt er durchaus keinen Anlaß zu der insgemein angenommenen Vorstellung, als habe er nicht über die Perserkriege, welche unter Darius und seinem Sohne Xerxes geführt sind, hinausgehen wollen. Er würde, meines Vermutens, auch Kimons Züge, den großen ägyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den Peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte. Die Alexandriner teilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden, seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk“ (S. 137—138). — Die Annahme, Herodot sei inmitten seiner Arbeit vom Tode überrascht worden, lag übrigens für

Der also begründeten „Tatsache“ gegenüber, „von der zu hoffen und zu wünschen steht, daß ihr endlich diejenige allgemeine und ausnahmslose Anerkennung zuteil werde, auf welche sie zweifellos berechtigten Anspruch hat“, soll das ganze Aufgebot von Argumenten, welche ich und andere dagegen ins Feld geführt haben, nichts besagen und einer Bestreitung nicht bedürfen. Auf dieses Urteil war ich allerdings weder durch die Wertschätzung, welche den Ansichten der Männer, die in dieser Frage meine Vorgänger sind, bisher entgegengebracht ward, noch auch durch die Aufnahme genügend vorbereitet, welche meine „Herodoteischen Studien“ anderwärts gefunden haben. Aber nicht für die Frage, ob diese Geringachtung meiner „Ausführungen“, deren Widerlegung „von allen . . ., welche die richtige Ansicht hegen, mit Recht für unnötig und gänzlich überflüssig erachtet werden dürfte“, eine verdiente ist oder nicht, wünsche ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu beanspruchen. Ich wollte nur den gegenwärtigen Stand der Kontroverse mit wenig Worten kennzeichnen. Auf der einen Seite stehen Gründe und Beweise, sie mögen nun anfechtbar sein oder nicht; auf der anderen eine schroffe und kurz angebundene Ablehnung jeder Erörterung, vereinigt mit der Berufung auf einen Eindruck, welcher der argumentativen Begründung nahezu gänzlich entraten zu können vorgibt, mit anderen

Dahlmann, infolge seiner anerkannt falschen chronologischen Voraussetzungen, ungemein nahe. Läßt er ihn doch — durch die Mißdeutung der Stelle I, 130 verführt, die er auf den Mederaufstand des Jahres 408 bezieht — erst in hohem Greisenalter seine Geschichte schreiben. („Als er diese Stelle seines ersten Buches schrieb, zählte also Herodot mindestens 77 Jahre und sogar noch einige mehr; weil wahrscheinlich geraume Zeit hinging, ehe man in Thurium diese Begebenheit erfuhr“ S. 47.) Und nicht nur in den fundamentalen Voraussetzungen, auch in den Schlußfolgerungen stimmt Herr Kirchhoff mit seinem Vorgänger keineswegs überein. Denn der erstere ist „der Überzeugung“, Herodot habe „die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimons herabzuführen und diese Darstellung in einer Verherrlichung Athens und seines großen Staatsmannes auslaufen zu lassen“ beabsichtigt. (Über die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes<sup>2</sup> 28.)



Worten: auf ein intuitives Urteil. In solcher Lage erlischt, wie leicht begreiflich, jede Möglichkeit einer Verständigung.

Allein nicht nur um meine auf die vorliegende Frage bezüglichen Darlegungen in Bausch und Bogen zu verwerfen hat der ausgezeichnete Berliner Gelehrte die Feder ergriffen. Er entschädigt uns vielmehr für seine Wortkargheit in jenem Betracht durch ein reiches, vielleicht ein überreiches Maß von Ausführlichkeit in der Erörterung einer einzelnen Detailfrage. An diesen einen Punkt wird der Faden einer deduktiven Erörterung geknüpft, die das Streben nach strammster Geschlossenheit sicherlich nicht verkennen läßt. Weit eher 6  
[510] wird im Geiste des Nachprüfenden der Zweifel wach, ob hierin nicht des Guten zu viel geschehe, ob die starre Konsequenz in der Verfolgung eines einzigen Gesichtspunktes nicht zur Konsequenzmacherei werde, ob der Faden dieser Deduktion nicht vom Hause aus allzu dünn gesponnen, allzu lang gedehnt und allzu straff gespannt sei, um an sein Ziel zu gelangen ohne zu zerreißen — ja ob schließlich solch ein, man möchte sagen geometrisches Verfahren überhaupt der geeignete Weg sei zur Lösung eines historischen, das will sagen eines zusammengesetzten und vielseitigen Problems.

Herodot erwähnt VII, 213 die Tötung des Verräters Ephialtes, auf dessen Kopf die Amphiktionen einen Preis gesetzt hatten, durch einen Trachinier namens Athenades, und fährt wie folgt fort: *ὁ δὲ Ἀθηναίδης οὗτος ἀπέκτεινε μὲν Ἐπίαλτην δι' ἑλλην αἰτίην, τὴν ἐγὼ ἐν τοῖς ὀπισθε λόγοισι σημανέω, ἐτιμήθη μὲντοι ὑπὸ Λακεδαιμονίων οὐδὲν ἴσσον.* Dieses von Dahlmann in gleichem Sinne verwertete Sätzchen ist der Punkt, von dem aus der Bau meiner Beweisführung aus den Angeln gehoben werden soll. Denn da der Geschichtschreiber in dem Texte seines Werkes, wie dieser uns vorliegt, die hier erteilte Zusage nicht einlöst, so folge hieraus „mit Notwendigkeit, daß Herodot, als er jenes Versprechen niederschrieb, seine Darstellung über denjenigen Zeitpunkt hinauszuführen beabsichtigte, bei dem sie aus

irgendwelchen Gründen tatsächlich zum Abschlusse gelangt ist —“. (S. 302 = S. 2 des Sonderdruckes.) Wer gleich uns in betreff dieser Frage wesentlich anders denkt, wer aus „dem Inhalt der Schlußkapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers“ (hier S. 11f.) den entgegengesetzten Schluß gezogen hat, wer die Überzeugung hegt, daß die Schilderung des Xerxeszuges und seiner Abwehr, daß die Darstellung der Großtaten von Thermopylae und Salamis, von Plataä und Mykale, „die Vollendung“ (um mit Grote<sup>1</sup> zu sprechen) „des historischen Planes“ unseres Autors zu bilden bestimmt war, daß sich zum Abschluß seines Werkes kein Zeitpunkt geeigneter erwies als eben derjenige, wo dasselbe tatsächlich endet, daß auf diesen und keinen anderen Schluß die Anforderungen künstlerischer Ökonomie, die Rücksichten der ethisch-politischen Tendenz und nicht zum mindesten auch die Winke des Prooemiums hinweisen — diesen und allen ähnlich Denkenden wird jenes Sätzchen als versteinernes Schreckbild entgegengehalten. Auch wird uns jeder rettende Ausweg sorgsam verschlossen. So mag jemand etwa meinen, die Nichteinlösung jenes Versprechens bewaise nicht mehr, als daß Herodot in einem an sich geringfügigen Punkte seine Disposition aus uns unbekannten Gründen verändert und infolge eines zwar nicht unauffälligen, aber keineswegs beispiellosen Versehens jene Änderung namhaft zu machen unterlassen habe. Allein ihm wird mit schärfster Betonung erwidert, daß er durch diese Annahme „dem Schriftsteller eine durch nichts entschuldbare Nachlässigkeit zur Last“ lege. Noch schlimmer ergeht es demjenigen, der in einem ganz anderen Zusammenhange, und zwar ins Maßlose angewachsenen Verkehrtheiten gegenüber, die lediglich an dieser einen Stelle mindestens einen Schein von Halt und Stütze gewinnen, auch der „Möglichkeit“ gedenken zu sollen glaubte (hier S. 130), daß eine Texteslücke — wie deren eine zu VIII, 120 urkundlich bezeugt sei — jenen vermißten

<sup>1</sup> Hist. of Greece V<sup>2</sup>, 7.

Bericht verschlungen haben könne.<sup>1</sup> Die bloße Aufforderung, auch dieser „Möglichkeit“ nicht völlig zu vergessen, ehe man sich immer weiter in freilich auch sonst haltlose und abenteuerliche Folgerungen einspinne, wird sofort zu einer „Hypothese“ gesteigert und derselben jeder Anspruch auf Beachtung versagt, ehe nicht „der doppelte Beweis“ erbracht sei: einmal, daß an irgend einer Stelle solch eine Lücke anzunehmen „zur unausweichlichen Notwendigkeit“ werde, dann aber, daß in derselben „die vermißte Erzählung gestanden haben müsse oder zum mindesten gestanden haben könne“ (S. 3—4). Der Sinn dieser letzten Worte, die uns zunächst einigermaßen verblüffen, wird uns erst klar, sobald wir zu dem Haupttrumpf gelangt sind, den unser Gegner (S. 6) gegen uns ausspielt. Allen Zweiflern nämlich, die sich durch die bisher vorgebrachten Argumente noch nicht davon überzeugen ließen, daß die VII, 213 enthaltene Ankündigung<sup>2</sup> über den Rahmen des herodoteischen Werkes,

<sup>1</sup> Vgl. hier S. 130. Herr Kirchhoff hat mich durch seine Erwiderung auf diesen Hinweis nicht wenig überrascht. Er nennt es „reine Willkür oder Unüberlegtheit“, wenn man jene dem Schlußwort des 120. Kapitels des achten Buches beigefügte Notiz des Codex Anglicanus: *λείπονσι στίχοι*  $\times$  ohne weiteres in dem angegebenen Sinne verstanden wissen und nicht auch der Möglichkeit Raum geben wolle, daß der Verfasser derselben gemeint habe: „die hinter“ dem Schlußwort des Kapitels „folgenden zwanzig Zeilen fehlten in einem anderen Exemplar, das ich verglichen habe“ (S. 5). Nun ist zwar Abschreibern und Korrektoren zu allen Zeiten von Philologen, die sich in einer Klemme befanden, gar viel Ungebührliches aufgebürdet worden; aber die Voraussetzung, daß irgend ein solcher jemals sich in so völlig unverständlicher Weise ausgedrückt habe, scheint doch die Schranken des irgend Zulässigen — so weit wir dieselben auch ziehen mögen — um ein Beträchtliches zu übersteigen.

<sup>2</sup> Hier sei in Kürze eines Einwands gedacht, der manchen Leser beirren könnte, obgleich kein Kenner unseres Autors jemals auf denselben verfiel. Weisen nicht die Worte *ἐν τοῖς ὀπισθε λόγοις* — so mag jemand fragen — allein schon auf eine recht weit entfernte Stelle und somit wahrscheinlich über den Rahmen des uns vorliegenden Werkes hinaus? Ganz und gar nicht, so lautet unsere Antwort; denn in dem einzigen genauen Parallelfall bei Herodot folgt dem in fast völlig identische Worte gekleideten Versprechen die Erfüllung in geradezu überraschend

wie uns dieses vorliegt, hinausweist und somit seine Unfertigkeit außer Frage stellt, soll der Mund geschlossen werden „durch den strikten Nachweis, daß . . . ein Bericht des gewünschten Inhalts im Bereich des achten und des neunten Buches einen Platz gar nicht hätte finden können —“. Diesen Nachweis kennen zu lernen dürften unsere Leser einigermaßen begierig sein; und da dieser, falls er gelungen sein sollte, die obschwebende Frage in Wahrheit endgültig entschiede, so erscheint es angemessen, die den Kern des Problems treffende Beweisführung zunächst ins Auge zu fassen.

Wie Herrn Kirchhoffs systematische Denkgewohnheiten im Vereine mit der Bedeutung der Sache es erwarten lassen, ist diese Erörterung in ebenso tief- als weitgreifender Weise geführt worden. Sollte ihr Ergebnis sich demungeachtet nicht als stichhältig erweisen, dann dürfen wir diesen Mißerfolg getrost der Sache selbst und nicht dem Anwalt, der sie vertreten hat, zur Last legen.

Den Anfang macht eine umfassende Umschau über die Gesamtheit der hierher gehörigen Erscheinungen. Es werden alle die Fälle aufgezählt und durchmustert, in denen Herodot „seine Leser auf eine Stelle seiner späteren Darstellung verweist“. Daß in zweien dieser Fälle das erteilte Versprechen vom Geschichtschreiber nicht eingelöst wird (I, 106 und 184), dieser Umstand soll uns später noch beschäftigen. Hier haben wir es vorerst mit jener Anzahl derselben, und es ist dies die große Mehrheit, zu tun, in denen solch eine Einlösung stattgefunden hat. Diese wurden von Herrn Kirchhoff vollständig gesammelt, sorgfältig verglichen und eingehend zergliedert. Und sicherlich ist dies eine Art von Untersuchung, an der die Literaturforschung zwar keinen Mangel leidet, von der sie aber niemals zu viel besitzen

kurzer Frist, man möchte sagen auf dem Fuße nach. Es ist dies I, 75: *τοῦτον δὲ ὧν τὸν Ἀσινάγεα Ἡρόδοτος ἔδωκε ἐνωτιοῦ μητροπάτορα καταστρεψάμενος ἔσχε δι' αἰτίην, τὴν ἐγὼ ἐν τοῖς ὀπίσω λόγοις σημανέω* —. Nur 31 Kapitel trennen die Ankündigung von dem Angekündigten, welches wir I, 107 lesen.



kann. Gleichartige Erscheinungen zusammenstellen, sie unter einen einheitlichen Gesichtspunkt rücken und ihnen gewissermaßen ihr (wenngleich nur empirisches) Gesetz abfragen — das ist der Prozeß, durch dessen unaufhörlich wiederholte und vermannigfaltete Anwendung es allein gelingen kann, dem literar-historischen wie jedem sonstigen geschichtlichen Tatsachenbestande die ganze Summe von Belehrung zu entlocken, die in ihm verborgen ist. Diese stets erneute Durchpflügung des geschichtlichen Ackers mit ihren sich hundertfach kreuzenden Furchenzügen ist es, die seine Ertragsfähigkeit unablässig und oft in ungeahnter Weise steigert. Die Methode ist dieselbe, es mag sich nun um die bedeutungsvollsten Eigentümlichkeiten einer ganzen Sprach-, Kultur- und Literatur-epoche oder um die Einsicht in jene unscheinbaren Züge handeln, aus denen sich die Einzelphysiognomie eines besonderen Schriftstellers zusammensetzt. Reihen verwandter Phänomene vergleichen und immer wieder vergleichen, ihre Übereinstimmungen und ihre Unterschiede ermitteln — dies heißt in Wahrheit zugleich den geschichtlichen Rohstoff für die höchsten Verallgemeinerungen vorbereiten und das Einzelne stets schärfer und bestimmter in seiner Eigenart erkennen. Beides liegt dem geschichtlichen Forscher ob, mag er sich nun Historiker oder Philologe nennen; und darum muß die vergleichende Methode, der nichts Großes zu groß und kaum etwas Kleines allzu klein dünken darf, mit Fug als das Rüstzeug gelten, dessen er sich mit nie ermüdender Hand zu bedienen hat. Allein so wertvoll die Methode, so erwünscht ihre immer weiter ausgedehnte Anwendung ist, von so ungleichem Werte sind, wie leicht begreiflich, die durch sie erzielten Ergebnisse. Und da kann ich denn nicht umhin zu denken, daß das Fazit der vorliegenden Untersuchung eine ganz ausnehmend tiefe Stelle der Wertskala bezeichnet — freilich nicht infolge seiner Unhaltbarkeit, sondern infolge seiner Selbstverständlichkeit. Auch erscheint die zuletzt genannte Eigenschaft nicht allezeit mit Recht im Lichte völliger Harmlosigkeit. Dient doch — wie häufig! — der Überschuß an Evidenz im Beginn eines Beweisverfahrens

dazu, einen im weiteren Verlaufe sich ergebenden Abgang zu decken. Man schenkt der Hand, die eben erst eine sonnenklare Wahrheit festgestellt hatte, nur allzuleicht das Vertrauen, sie werde diese nunmehr auch fehllos anzuwenden wissen. Und wenn jemand sich die Mühe nicht verdrießen ließ, das zu beweisen, was keines Beweises bedurfte, wie sollte man besorgen, er werde im nächsten Augenblicke das als bewiesen annehmen, was nicht nur unbewiesen, was seiner Natur nach ganz und gar unbeweisbar ist? In eben dieser Art verfährt aber unser geehrter Gegner im vorliegenden Falle.

Das Ziel jener induktiven Untersuchung wird nämlich wie folgt bezeichnet. Es gelte „zu konstatieren, daß“ Herodot bei jenen Verweisungen und Aufsparungen „nicht willkürlich, sondern wie ein vernünftiger Mensch nach Grundsätzen verfährt, die in der Natur der Dinge begründet sind“ (S. 7). Mit anderen Worten: der Vater der Geschichte ist kein  
 10  
 [514] törichter Skribler, sondern ein guter Schriftsteller, *qui nil molitur inepte*, der auch in der Disposition seines Stoffes durchweg von verständigen Erwägungen und (so dürfen wir hinzufügen) von künstlerischem Takt geleitet und bestimmt wird. Sicherlich! Und so viel war uns vor jener induktiven Studie genau so zweifellos wie nach derselben. Allein was wird aus dieser Prämisse (deren „Selbstverständlichkeit“ Herr Kirchhoff selbst durch die gebotene Rücksicht auf die „Voreingenommenheit“ entschuldigen zu müssen glaubt, der gegenüber man „nicht vorsichtig genug sein“ könne) nunmehr gefolgert? Die Antwort oder doch den Anfang der Antwort liefert uns der nachstehende Satz, den wir vollinhaltlich mitteilen zu müssen glauben:

„Somit gelangen wir“ (so heißt es S. 13) „zu der letzten dieser Verweisungen, der des siebenten Buches, welche uns zu dieser Durchmusterung der vorangehenden veranlaßt hat, wie ich hoffe, mit der wohlbegründeten Überzeugung, daß auch hier von willkürlichem Belieben nicht die Rede sein kann, sondern, wenn wir dem Schriftsteller gerecht werden wollen, wir verpflichtet sind, bei ihm bewußte Überlegung

und bestimmt erkennbare Gründe des von ihm eingehaltenen Verfahrens vorauszusetzen.“

Hier ist nahezu alles unbestreitbar wahr, ja durch sich selbst einleuchtend. Nur ein Wort, welches wir durch den Druck hervorgehoben haben,<sup>1</sup> erregt unser Bedenken. Unglücklicherweise bildet aber eben dieses eine Wort die Grundlage und die alleinige Grundlage der ganzen nachfolgenden Beweisführung fast bis ans Ende von Herrn Kirchhoffs Streitschrift. Da muß es uns denn wohl freistehen — denn auch die „Voreingenommenheit“ kann diesmal „nicht vorsichtig genug sein“ — jenen Satz und jenes Wort unter die Lupe einer geschärfteren Betrachtung zu legen. Wir sollen — so verlangt man von uns — auch in diesem Falle bei Herodot nicht willkürliches Belieben, sondern „bewußte Überlegung“ voraussetzen? Ohne Zweifel. Aber auch „bestimmt erkennbare Gründe?“ Ja und nein, je nachdem darunter an sich erkennbare oder für uns erkennbare Gründe verstanden werden. Denn nur wenn wir die Worte im ersteren Sinne verstehen, ergibt sich der Satz als ein berechtigter Schluß aus der vorangehenden Erörterung; aber freilich ist er dann unvermögend, irgendwelche von den Folgerungen zu tragen, die demnächst an ihn geknüpft werden. Verstehen wir hingegen die Worte im zweiten Sinne, dann<sup>11</sup> [515] vermag der Satz zwar jene Folgerungen zu tragen, aber er fließt in keiner Weise aus seinen angeblichen Prämissen. Im letzteren Falle ist der Satz nicht bewiesen, im ersteren ist er unfähig, irgend etwas anderes zu beweisen. Nur auf dem Geleise der einen Wortbedeutung gelangen wir zu dem Satze selbst, nur auf dem Geleise der anderen gelangen wir von ihm aus zu irgend etwas weiterem. Solch eine Vertauschung zweier Begriffsgeleise nennt man aber eine Äquivokation und den darauf gebauten Schluß einen Trugschluß. Und zwar stehen wir hier vor einem scharf charakterisierten Falle jenes Fehlschlusses, den die Scholastiker als *fallacia*

<sup>1</sup> Auch sonst sind die aus den Schriften unseres Gegners angeführten Worte, die wir hervorheben zu müssen glaubten, in dieser Weise durch den Druck ausgezeichnet worden.

*accidentis*, einige Neuere (unter Anlehnung an einen altbekannten verwandten Ausdruck) als Übergang *a dicto simpliciter ad dictum secundum quid* bezeichnet haben.

Doch es bedarf nicht des Appells an die Kunstregeln, nicht der Einkleidung in das Wortgewand der formalen Logik, damit die Fehlerhaftigkeit des hier angebahnten und im folgenden weiter ausgeführten Rasonnements jedem Auge sichtbar werde. In so und so vielen Fällen hat unser Geschichtschreiber einen Bericht oder eine Ausführung, die er an einer früheren Stelle geben konnte, für eine spätere aufgespart und auf diese vorgreifend verwiesen. So oft uns der Inhalt jenes Berichtes oder jener Ausführung bekannt ist und desgleichen der Zusammenhang, in dem sie erscheinen, vermögen wir, wie von vornherein zu erwarten war, die Zweckgemäßheit des Verfahrens oder (anders ausgedrückt) die Gründe zu erkennen, die den Autor so und nicht anders vorgehen ließen. Darum — so zu folgern wird uns zugemutet — sollen solche Gründe nicht nur an sich erkennbar, d. h. objektiv vorhanden, sondern auch für uns erkennbar sein in einem Falle, in welchem jene Voraussetzung nicht zutrifft, in dem uns der Inhalt des Berichtes so gut als völlig und der Zusammenhang mit seiner Umgebung ganz und gar unbekannt ist. Und weil wir unter diesen Umständen nicht die Gründe aufzufinden imstande sind, die den Historiker bestimmt haben mögen, einen uns im wesentlichen unbekannten Bericht an dieser oder jener Stelle der letzten zwei Bücher seines Werkes anzubringen oder anbringen zu wollen, darum soll die Möglichkeit als widerlegt  
<sup>12</sup>  
 [516] gelten, daß er irgend etwas Derartiges zu tun beabsichtigt hat! So steht es um die Basis jenes strikten Nachweises, „daß in dem vorliegenden Falle ein Bericht des gewünschten Inhalts im Bereiche des achten und neunten Buches einen Platz gar nicht hätte finden können —“.

In alle Einzelheiten dieser angeblichen Beweisführung einzugehen mag man uns erlassen. Immer und immer wird dabei der Tatsache vergessen, daß wir über den Inhalt jenes Berichtes und daher auch über die Art seiner An-



knüpfung an die Geschichtserzählung ganz und gar im unklaren sind. Wer war der Trachinier Athenades, dessen Name nur hier und nirgendwo sonst erscheint? Was gab es sonst von ihm zu melden? In welche Ereignisse war er verflochten? Welches war das Streitobjekt zwischen ihm und Ephialtes? Mit welchen anderen Vorgängen war diese Fehde verknüpft? Auf alle diese Fragen fehlt uns die Antwort; über den ganzen Gegenstand ist eine Wolke tiefsten Dunkels gebreitet. Wie kann man uns unter diesen Umständen eine Auskunft darüber abverlangen, welche Stelle der letzten Bücher sich wohl zur Einschaltung jenes Berichtes von der Tötung des Ephialtes durch Athenades geeignet haben mag, und aus unserer Unfähigkeit, diesem Verlangen zu entsprechen, den Schluß ziehen, daß jene Einschaltung überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit war? Und von den unerfüllbaren Forderungen abgesehen, die an unser tatsächliches Wissen gestellt werden, wie überspannt sind auch die Ansprüche an den Geschichtschreiber und an die bewußte Planmäßigkeit seines Vorgehens! Da Herodot die näheren Umstände jenes VII, 213 erwähnten Ereignisses weder sofort ebendasselbst, „und alsdann selbstverständlich in aller Kürze, mitteilen“, noch auch „als für die Sache, um die es sich handelte, unwesentlich übergehen wollte“... „so folgt daraus (so heißt es S. 14), daß die Disposition des zu behandelnden Stoffes, nach welcher er arbeitete, ihm ohnehin die Notwendigkeit auferlegte, an einer späteren Stelle der Darstellung auf den Gegenstand in einem anderen Zusammenhange zurückkommen zu müssen, und daß diese später sich bietende Gelegenheit sich nach seinem Urteile besser dazu eignete, ausführlicher auf die Sache einzugehen als die vorliegende, offenbar, weil der Punkt, um den es sich handelt, für den Zusammenhang an der späteren Stelle so wesentlich und darum unumgänglich, wie an der vorliegenden gleichgültig und nebensächlich war?“ Urteilten wir anders, so würden wir dem Geschichtschreiber „unentschuldbares Unrecht“ tun ... „Wir müßten selbst Willkür üben, um ihn der Willkür zeihen zu können.“ — Doch nicht

nur überspannt sind die Forderungen, die an dieser Stelle — die mir als Muster der deduktiven Behandlung eines Gegenstandes gilt, der eine solche nicht gestattet — ausgesprochen werden, sie sind auch in sich widersprechend. Oder genügt nicht die eine dieser Annahmen, daß nämlich jene „später sich bietende Gelegenheit sich nach seinem Urteile“ zur ausführlicheren Behandlung der Sache „besser“ eignete „als die vorliegende“, um Herodots Vorgehen ausreichend zu erklären? Und fällt nicht die vermeintlich erschlossene „Notwendigkeit“, „auf den Gegenstand“ späterhin „zurückkommen zu müssen“, und was sonst noch mit so wenig gerechtfertigter Emphase behauptet und weiterhin daraus abgeleitet wird, daneben zu Boden? Halten wir aber Herrn Kirchhoff an diesem Zugeständnisse fest, das er sich in einem unbewachten Augenblick entschlüpfen ließ, zu wie viel bescheideneren Verhältnissen schrumpft dann nicht das so maßlos aufgebauchte Problem zusammen! Oder was ließe sich wohl ernstlich dagegen erinnern, wenn jemand etwa die nachfolgende Lösung des Rätsels in Vorschlag brächte? Herodot wollte auf einem Höhepunkte seiner Geschichtserzählung — und eine solche bildet doch wahrlich die Schilderung der Thermopylenkämpfe — nicht länger, als es sein unmittelbarer Zweck, den durch Ephialtes geübten Verrat als tatsächlich stattgehabt zu erweisen, unbedingt erforderte, bei diesem Nebenpunkte der Darstellung verweilen. Dazu genügte der knappe Hinweis auf die späterhin erfolgte Tötung des Verräters und die von dem Totschläger dafür eingeheimsten Ehren. Der Anlaß (die *αίτιν*) jener Gewalttat aber mochte sich nicht mit so wenigen Worten oder Sätzen mitteilen lassen, als der Historiker an dieser Stelle darauf zu wenden als angemessen erachtete. So wäre es denn eine Rücksicht der künstlerischen Ökonomie gewesen, die ihn dazu bewog, die Haupterzählung von diesem Beiwerk zu entlasten und dieses einer späteren Stelle vorzubehalten. Dort mußte allerdings die Möglichkeit einer Anknüpfung gegeben sein; allein worin diese bestand, dies wissen wir

<sup>14</sup>  
[518] weder, noch können wir in Anbetracht unserer Unkenntnis

der einschlägigen Personen und Vorgänge es zu wissen irgendwie beanspruchen. Auch sage niemand, wir müßten den Ausfall jener Meldung (falls ein solcher Ausfall stattgefunden hat) an einer Störung oder Lockerung des Zusammenhangs zu erkennen vermögen. Wer würde denn etwas vermissen, wenn einer oder der andere jener kleinen Abschnitte wegfielen, die bei unserem Historiker mit Wendungen eingeführt werden, wie „Dieses Mannes Vorfahr war es, welcher“ usw., oder „In dieser Schlacht tat sich N. N. hervor, welcher“ usw.? Der Zusammenhang des einzuschaltenden Berichtes mit irgendwelchen im achten oder neunten Buche erzählten Begebenheiten mochte ein sehr enger, er mochte aber auch von recht loser Art sein. Denn in lässiger Bequemlichkeit seines Weges zu ziehen und lockende Seitenpfade nicht zu meiden, sondern aufzusuchen, dies ist die Weise des Halikarnassiers, welche dieser nicht nur übt, zu der er sich vielmehr ausdrücklich bekennt (*προσθήκας γὰρ δὴ μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο* IV, 30). Und wer möchte wohl, nebenbei bemerkt, des anmutigen Joniers behaglich nachlässigen Gang, der die Jahrhunderte entzückt hat, gegen einen ängstlich abgezirkelten, steifen Paradeschritt vertauscht sehen? Wer beides stetig im Auge behält: unsere totale Unkenntnis des Inhalts jenes in Aussicht genommenen Berichtes und unseres Autors ausgesprochene Vorliebe für Abschweifungen und Einschaltungen aller Art, wobei er sich, wie wir hinzufügen dürfen, um die Zwanglosigkeit der Übergänge keineswegs ängstlich bekümmert zeigt — der wird wohl von der Zuversicht einigermaßen betroffen sein, mit der Herr Kirchhoff uns immer von neuem versichert, es sei unmöglich und undenkbar, daß Herodot jene Meldung an irgend einem Punkte der letzten zwei Bücher einzufügen jemals beabsichtigt haben konnte (S. 15—18).<sup>1</sup>

<sup>1</sup> „Ebenso unbestreitbar ist dagegen, daß nicht ein einziger Abschnitt der Erzählung des achten und neunten Buches sich nachweisen läßt, welchem eine Episode dieses Inhalts“ (d. h. eines uns im wesentlichen völlig unbekannten Inhalts!) „denkbarerweise je hätte eingefügt werden können —“ (S. 27). — „Ist dem aber so, so folgt, daß die ver-

Gern scheide ich von diesen Kraftsprüchen und Machtgeboten, um mich der Schlußpartie der Abhandlung zuzuwenden (S. 19—20), in der uns eine sehr erfreuliche Veränderung des Tones und der Methode entgegentritt. Aus den Höhen jenes anspruchsvollen, angeblich apodeiktischen Verfahrens steigt der Verfasser herab in die Niederungen maßvoller und nüchterner Wahrscheinlichkeitserwägungen. Freilich, die Art,  
<sup>15</sup>  
 [519] in der sich dieser Wechsel des Kampfterrains vollzieht, ist dazu angetan, unser lebhaftes Erstaunen zu erregen. Meine Leser haben sicherlich gleich mir den Eindruck empfangen, jener von Herrn Kirchhoff aufgerichtete argumentative Bau solle seine schließliche Krönung empfangen durch den Nachweis einer für den Geschichtschreiber bestehenden Nötigung, an einem jenseits des jetzigen Schlusses seines Werkes liegenden Punkte auf den Anlaß zur Tat des Athenades oder auf diese selbst zurückzukommen.<sup>1</sup> Allein

---

mißte Erzählung im Bereiche des achten und neunten Buches nicht nur nie wirklich gestanden hat, sondern auch von Herodot nicht bestimmt gewesen sein kann, innerhalb derselben untergebracht zu werden —“ (S. 18).

<sup>1</sup> Dieser Eindruck beruht nicht auf einer einzelnen Stelle, sondern auf der ganzen Anlage des Beweisganges. Aber leugnen will ich nicht, daß meine oben ausgedrückte Erwartung insbesondere durch einen Satz erregt worden ist, welchen mißverstanden zu haben ich nunmehr bekennen muß. Ich meine den bereits S. 152f. angeführten Satz aus S. 14: „Wenn er nun weder das eine noch das andere getan, sondern auf eine später zu gebende Darstellung verwiesen hat, so folgt daraus, daß die Disposition des zu behandelnden Stoffes, nach welcher er arbeitete, ihm ohnehin die Notwendigkeit auferlegte, an einer späteren Stelle der Darstellung auf den Gegenstand in einem anderen Zusammenhang zurückkommen zu müssen —.“ Ich verstand diese Äußerung dahin, daß hier von einer äußeren, im geschichtlichen Stoffe liegenden Nötigung die Rede sei, und diese Auffassung war wohl durch die Worte „des zu behandelnden Stoffes“ nahe genug gelegt; auch glaubte ich in jenen volltönenden Worten einen einigermaßen entsprechenden und nicht den allerkärglichsten Inhalt suchen zu müssen. Allein der grelle Widerspruch, der sich alsdann mit dem oben (aus S. 19) angeführten Satze ergibt, wo nicht von irgendwelcher Notwendigkeit, sondern von einer bloßen Möglichkeit gesprochen wird, läßt mich meinen Irrtum erkennen. Mit der „Disposition des zu behandelnden Stoffes“ ist offenbar nichts anderes gemeint als die von dem willkürlichen Belieben des



unsere Erwartung wird vollständig getäuscht. Nichts Derartiges wird auch nur versucht. Mit löblichster Offenheit, aber in schneidendem Gegensatz zu der deduktiven Strenge der polemischen Erörterungen wird uns nunmehr, da der Verfasser selbst zu positiven Aufstellungen übergeht, erklärt: „Was er freilich beabsichtigt hat und was nicht, können wir nicht wissen; zu konstatieren aber ist, daß, wenn er es wollte und für angemessen erachtete, er in einem noch heute erkennbaren Zusammenhange vom Tode des Ephialtes sehr wohl handeln konnte“ (S. 19).

Wäre nun der Nachweis dieses „erkennbaren“ Zusammenhanges, in welchem von dem Tode des Ephialtes gehandelt werden „konnte“, aufs vollständigste geglückt, so würde damit für die These unseres Gegners immer nur blutwenig

---

Autors abhängige Stoffauswahl und Anordnung. Und besagen sollen die Worte einfach dies: „Als Herodot auf die Ursache der Tat des Athenades zurückzukommen versprach, mußte er die Absicht hegen, an jener späteren Stelle irgend einen Vorgang zu erzählen, der damit im engsten Zusammenhange stand“, wobei Herr Kirchhoff an keinen anderen Vorgang denkt als — an die Tat des Athenades selbst. Diese ist ja übrigens bereits einmal in Kürze erzählt, und ihre nochmalige ausführlichere Wiedererzählung wäre zwar nicht etwas Unerhörtes, aber doch auch wieder nicht etwas so Gewöhnliches, daß wir solch eine Wiederholung von vornherein vorauszusetzen uns befugt erachten könnten. „Allerdings würde so“, bemerkt Herr Kirchhoff selbst (S. 20), ... „das vollendete Geschichtswerk zwei Darstellungen derselben Ereignisse gebracht haben, eine vorläufige und bloß andeutende im jetzigen siebenten Buche und eine ausführliche und eingehende in einem späteren Zusammenhange, zu welchem sie zeitlich in unmittelbarer Beziehung standen. Allein dergleichen begegnet bei Herodot auch sonst“, worauf in der Tat ein Beispiel solchen Verfahrens beigebracht wird. Dieselbe Annahme wird ebendaselbst auch in betreff des VI, 72 vorgreifend erzählten Zuges des Leotyichides nach Thessalien gemacht, mit welchem „Ephialtes' letzte Lebensschicksale“ angeblich „in ersichtlichem Zusammenhange standen“. Sollte es nicht richtiger sein, da wir bei unserem Historiker doch nicht wohl eine besondere Vorliebe für Wiederholungen voraussetzen dürfen, in dieser gleichwie in anderen vorgreifenden Mitteilungen ein Anzeichen mehr dafür zu erblicken, daß er nicht die Absicht hatte, die zusammenhängende Geschichtserzählung über die Grenzen des Werkes, wie es uns vorliegt, hinauszuführen?

gewonnen sein. Denn dieser einen mit unseren Mitteln erkennbaren Möglichkeit stehen, wie selbstverständlich, alle jene Möglichkeiten gegenüber, die für uns notwendig unerkennbar bleiben müssen, weil sie mit uns unbekannten Tatsachen, nämlich mit den Lebensschicksalen des Athenades und mit jenem Vorfall oder jenen „Ereignissen“ verknüpft sind, welche die Grundlage des Zerwürfnisses zwischen den beiden gebildet haben und die — wie Herr Kirchhoff selbst zugeben kein Bedenken trägt — „sich an sich sehr wohl in dem oben bezeichneten Zeitraume von 480—478 zugetragen haben“ können (S. 16). So ist es uns denn im besten Falle nicht vergönnt, diese verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander abwägen und eine auf Wahrscheinlichkeitsgründen ruhende Auswahl zwischen ihnen treffen zu können. Unter diesen Umständen ist es für mich ein Gegenstand wahrhaften Bedauerns, diese ermüdende Erörterung nicht hier beschließen zu dürfen, sondern der Vollständigkeit halber noch die Blößen aufdecken zu müssen, welche auch dieser so bescheiden beginnende und so zuversichtlich abschließende<sup>1</sup> Teil der gegnerischen Abhandlung dem nachprüfenden Leser darbietet. Wohl aber darf ich mich bei dieser für unseren Hauptzweck

16  
[520]

---

<sup>1</sup> „Ich glaube durch die vorstehende Auseinandersetzung klargestellt zu haben, in welcher Weise die Tatsachen, um die es sich handelt, meiner Ansicht nach aufzufassen und zu erklären sind. Obwohl ich die Auffassung, welche ich vertrete, für die allein richtige und einzig mögliche immer gehalten habe und noch halte, so bilde ich mir doch nicht ein, durch meine Darlegung irgend jemand überzeugt zu haben oder überzeugen zu können, der aus irgend einem Grunde von dem Wunsche beseelt ist, daß die Dinge sich anders verhalten möchten; aber ich beanspruche das Zugeständnis, daß, wenn er sich und anderen die Dinge in einer Weise zurechtlegen will, bei welcher seinen Wünschen Befriedigung wird, er verpflichtet ist, entweder seine Ansicht solider zu begründen, als bisher geschehen, oder auf eine Beachtung derselben durch andere ein- für allemal zu verzichten.“ Ich will auf diese herausfordernde Sprache nicht im gleichen Tone erwidern und stelle es getrost dem Urteil aller billig Denkenden anheim, zu entscheiden, wen und wen nicht in diesem Falle der Vorwurf mit Recht trifft, sich „die Dinge in einer“ vorgefaßten Meinungen entsprechenden „Weise zurechtlegen“ zu wollen.

minder belangreichen Diskussion so großer Kürze befehlen, als die Sache nur irgend zuläßt. Nach Herrn Kirchhoffs Darlegung ward Ephialtes durch die Amphiktionen „frühestens in der Frühlingspylaea 478“ geächtet und „das klägliche Scheitern der Expedition des“ spartanischen Königs „Leoty- chides gegen Thessalien“, welche fast sicherlich „im Jahre 476—475 stattgefunden“ und „Spartas Einfluß in Mittel- griechenland“ gebrochen hat, soll auch dem Verräter den erforderlichen Mut eingeflößt haben, um in seine Heimat zurückzukehren. Dies sei der historische Zusammenhang, für welchen „Herodot sehr wohl den Bericht von“ Ephialtes' Ende aufsparen und auf den er „bei Gelegenheit einer bei- läufigen und vorgreifenden Erwähnung im siebenten Buche in Ansehung der näheren Details verweisen konnte“. Diese Möglichkeit auch nur für eine irgendwie in Rechnung zu ziehende Wahrscheinlichkeit zu halten, daran hindern mich zwei nicht allzu fern liegende Erwägungen. Erstens und vornehmlich: allerdings ist der Verderber des Leonidas und seiner Schar „aus Besorgnis vor der Rache der Lakedämonier“ (δεῖσαι τοὺς Λακεδαιμονίους) nach Thessalien entwichen; allein, sobald er von dem Amphiktionenrat für vogelfrei erklärt war, hatte er ja keineswegs nur mehr diese seine erbittertsten Feinde zu fürchten, sondern die Bürger jeder griechischen Bundesstadt, ja selbst außerhalb dieses Kreises jeden einzelnen, sei es vaterländisch gesinnten, sei es gewinnsüchtigen Griechen, welcher Willens und vermögend war, das Gebot des Bundes- rates zu vollstrecken und den von diesem ausgesetzten Preis zu erringen. Ferner aber: die eigenen Worte Herodots, χρόνῳ ὕστερον, weisen auf eine längere Zwischenzeit hin, die zwischen der Missetat und der durch die Pylagoren ver- hängten Ächtung des Missetäters einerseits und seiner Rück- kehr nach Antikyra andererseits verflossen war. [Vgl. VI, 72—73 und IX, 64.] Und noch weit entscheidender weist darauf die Natur der Sache selbst hin. Die Zeit breitet ja über alles Geschehene ihre dämpfenden und verhüllenden Schleier; das Feuer des bestbegründeten nationalen und patriotischen Zornes mag erlöschen; selbst ein so feierlicher

17  
[521] Akt wie jene Achtserklärung kann in halbe Vergessenheit geraten. Aber auch schon nach so kurzer Frist? Vier Jahre nach einer Tat, welche die Gemüter der Zeit- und Volksgenossen im tiefsten Innern erregen mußte — zwei Jahre nachdem die höchste Autorität der hellenischen Nation die gebührende Strafe über den Verräter verhängt hatte? Nimmermehr! Derlei auch nur im eingeschränktesten Maße annehmen, es für irgend wahrscheinlich halten zu sollen, daß der „klägliche“ Mißerfolg des spartanischen Kriegszuges gegen Thessalien — wenn anders von solch einem kläglichen Mißerfolg die Rede sein kann<sup>1</sup> — allein ausreichte, um dem

<sup>1</sup> Über diese Expedition sind wir äußerst unzulänglich unterrichtet. Als mehr oder minder erfolgreich erscheint sie in der Schrift *De malign. Herodoti c. 21, 2: τὴν δ' ἐν Θειταλοῖς δυναστείαν ἐπαιψαν* (die Lakedämonier), *Ἀριστομήδῃ καὶ Ἀγγέλῳ καταλύσαντες διὰ Λεωτυχίδου τοῦ βασιλέως* —, wobei man freilich zunächst nicht weiß, ob das Vertrauen, das die Bestimmtheit dieser Angaben an sich erwecken kann, das Mißtrauen überwiegen soll, das uns die tendenziöse Natur der ganzen Schrift einflößt. Nach Herodot und Pausanias, unseren alleinigen sonstigen Gewährsmännern — deren letzterer vom ersteren teilweise, aber nicht vollständig abhängt (s. Wernicke, *De Pausan. studiis Herodot.*, p. 64) — war Leotychides im Felde siegreich, hat aber seine Erfolge nicht ausreichend ausgenützt. Das Gold der Aleuaden verdarb, was das spartanische Eisen gewonnen hatte, — ein Beleg mehr für die Wahrheit des alten Spruches: *ἂ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο γὰρ οὐδέν*. Trugen sich die Dinge genau so zu, wie Herodot und Pausanias (VI, 72) sie darstellen, so ist jedenfalls an einen schmachvollen, fluchtartigen Rückzug der Spartaner nicht zu denken. Denn wenn der verräterische König mitten im Feindesland, im Heerlager selbst (*αὐτοῦ ἐν τῷ στρατοπέδῳ*) der Bestechung überführt ward, so muß das durch Kommissarien geschehen sein, welche den Willen und nach den vorangegangenen Siegen (*ὅτε — 1. αἶτε — αἰεὶ νικῶντι ἐν ταῖς μάχαις* Pausan. III, 7, 9) auch die Macht besaßen, solch einen „kläglichen Mißerfolg“ hintanzuhalten. Allerdings mag Leotychides Vorteile aufgegeben haben, die nicht mehr in vollem Maße zurückzuerringen waren. So vereinigt sich alles, uns an einen halben oder teilweisen Erfolg des Kriegszuges glauben zu lassen, der freilich hinter den hochfliegenden Erwartungen, welche sein Beginn erregen konnte (*παρεὼν δὲ οἱ ὑποχείρια πάντα ποιήσασθαι* Herod. I. I., *καὶ οἱ καταστρέφασθαι Θεσσαλίαν πᾶσαν ἐξόν* Pausan. I. I.), weit genug zurückgeblieben sein mag. Und diese Auffassung wird nicht dadurch widerlegt, daß das Geschlecht der Aleuaden in Pharsalos die



Landflüchtigen die Heimkehr bereits nach so knapper Frist als rätlich oder gefahrlos erscheinen zu lassen — das sind

Herrschaft beibehielt und das Land überhaupt im Laufe der nächsten Jahrzehnte mehr und mehr dem athenischen Machtkreis anheimfiel (vgl. Duncker, Gesch. d. Altert. VIII, 64 Anm.).

Anders scheint Herr Kirchhoff diese Dinge anzusehen. Seine auf jenes Spartanerkönigs Ende zu Tegea bezüglichen Worte: „wohin er sich zurückgezogen hatte, um sich der Verantwortung für den Mißerfolg der thessalischen Expedition, welche man ihm in Sparta zur Last legte, zu entziehen“ (S. 19), machen im Vereine mit dem, was er über „das klägliche Scheitern“ des Feldzuges und von „dem weichenden Heere der Peloponnesier“ (ebend.) zu erzählen weiß, den Eindruck, als weigerte er unseren Zeugen den Glauben, die einerseits den Leotychides der Bestechung überführt sein lassen, andererseits keinen derartigen totalen Mißerfolg melden. Er scheint in jenen Berichten die von nationalem Dünkel und dem Glauben an die eigene Unbesiegbarkeit eingegebene spartanische Version dieser Vorgänge zu erblicken, — einen jener Versuche, eine erlittene Niederlage dadurch zu beschönigen, daß man sie auf einen Sündenbock abwälzt, deren die Geschichte alter und neuer Zeit so viele kennt. Allein etwas Derartiges auch im vorliegenden Falle nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich oder gar für gewiß zu halten, davon scheint doch gar manches abzumahnen. Einmal war unser Hauptzeuge keineswegs — um das Geringste zu sagen — so voreingenommen oder so parteiisch für Sparta, um an solch einem Vertuschungswerk als Täuschender oder auch als Getäuschter teilzunehmen; ferner aber und vornehmlich: erhebliche Niederlagen lakonischer Streitkräfte waren in jener Zeit — ein Jahrhundert vor Leuktra — keineswegs ein so häufiges Vorkommnis, daß man derlei ohne dringende Not im Widerspruch mit allen Quellen anzunehmen berechtigt wäre. Wie unwahrscheinlich auch, selbst bei aller Kärghlichkeit der Nachrichten über jene Epoche, daß uns von solch einem Ereignis keinerlei Kunde sollte zugekommen sein, — von einem Begebnis, welches ebensosehr durch seine Seltenheit die Einbildungskraft zu beschäftigen als durch seine Beschaffenheit die späterhin so schreiblustigen Gegner und Rivalen Spartas mit Genugtuung zu erfüllen geeignet war. Ich hoffe daher, nicht der Unkritik geziehen zu werden, wenn ich heute noch die Worte unterschreibe, in welche der doch auch nicht eben von blindem Vertrauen in die Wahrhaftigkeit unserer Quellen erfüllte Grote vor mehr als einem Menschenalter sein Wissen von diesen Begebenheiten zusammenfaßte: „*Successful in this expedition, he (Leotychides) suffered himself to be bribed and was even detected with a large sum of money on his person*“ (Hist. of Greece V<sup>2</sup>, 352).

Zumutungen an unsere Glaubenskraft, welchen diese sich nicht gewachsen zeigt.

Herrn Kirchhoffs Streitschrift beläßt, wie man sieht, die Kontroverse, welche sie zu schlichten vorgibt, genau dort, wo sie diese gefunden hat. Der Versuch, die Entscheidung lediglich aus der einen vielerörterten Stelle zu schöpfen, darf als gescheitert gelten. Die Frage ist nach wie vor aus allgemeinen Gesichtspunkten zu beurteilen. Wer von solchen ausgehend zu der Ansicht gelangt ist, daß uns in Herodots Werk ein „Torso“ vor Augen liegt, der darf in jenem uneingelösten Versprechen mit Fug ein dieses Ergebnis verstärkendes Moment erblicken. Anders derjenige, der auf Grund der Beschaffenheit des tatsächlich vorhandenen Schlusses gleichwie sonstiger mannigfacher und schwerwiegender Indizien die entgegengesetzte Überzeugung gewonnen hat. Dieser wird die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß uns die Erfüllung jener Verheißung durch eine geringfügige Dispositionsveränderung und eine hinzutretende Achtlosigkeit des Autors<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ich meine natürlich die unterlassene Tilgung des Versprechens, auf dessen Erfüllung der Geschichtschreiber verzichtet hatte (falls diese Auffassung der Sache die richtige und nicht vielmehr eine Lücke anzunehmen ist). Diese Versäumnis ist gewiß auffällig, aber sie wäre es in noch weit höherem Maße, wenn das Vorkommnis einem frühen und nicht vielmehr einem der letzten Bücher angehörte. Tatsächlich findet es sich an der Schwelle des letzten Sechstels des Werkes (S. 494 der Bekkerschen, im ganzen 604 Seiten zählenden Textausgabe). Und daß der Autor diese seinem Lebensende näher, möglicherweise sehr nahe liegende Schlußpartie minder häufig wiedergelesen und daher minder eindringlich revidiert hat als die älteren Teile, die kein derartiges Versehen aufzuweisen haben, ist dies eine jeder Wahrscheinlichkeit entbehrende Annahme? — Wie harmlos erscheint doch auch diese unsere Voraussetzung im Vergleich mit den Hypothesen, zu welchen Herr Kirchhoff zu greifen sich genötigt sieht, um die I, 106 und I, 184 vorkommenden, im Laufe des Werkes nicht eingelösten Zusagen unter gleichzeitiger Leugnung der einstigen selbständigen Existenz der „assyrischen Geschichten“ erklären zu können. Dort sind es zwei Fälle, in betreff deren dem Historiker eine Vergeßlichkeit schuld gegeben wird, hier nur einer; dort bezieht sich das uneingelöste wiederholte Versprechen auf eine ganze gewichtige Partie des Geschichtswerkes, hier auf einen

oder auch nur durch einen Zufall der Überlieferung vor-  
 enthalten sei, für weit geringer halten dürfen als die zahl-

vereinzelten, vergleichsweise belanglosen Vorfälle; dort mußte der Autor (wie auch Herr Kirchhoff bereitwillig einräumt) schon vor Abschluß des dritten Buches erkennen, daß sich zur Einschaltung der in Aussicht gestellten Mitteilungen keine geeignete Stelle mehr finden werde, hier mochte seine Sinnesänderung erst bei der Abfassung eines (möglicherweise sehr späten) Abschnittes der letzten zwei Bücher Platz greifen; dort begegnen jene zwei Fälle innerhalb des ersten Siebentels (vor S. 80 der Bekkerschen Ausgabe), hier der eine Fall (wie bereits bemerkt) innerhalb des letzten Sechstels des Gesamtwerkes. Allerdings versucht es Herr Kirchhoff, jene Hypothese mittels einer Hilfhypothese zu stützen und abzurunden, — mittels der Voraussetzung nämlich, „daß durch eine längere Unterbrechung der Arbeit Herodot in etwas aus dem Zusammenhange gekommen war“ (Über die Entstehungszeit usw.<sup>2</sup> 6). Allein daß diese Annahme — welche, nebenbei bemerkt, aus zwei Unwahrscheinlichkeiten eine Wahrscheinlichkeit zu erzeugen bemüht ist, etwa gleichwie zwei Verneinungen eine Bejahung ergeben — ganz und gar nichts besagt und das Unerklärliche nicht um ein Haar breit erklärlicher macht, dies habe ich bereits einmal (hier S. 130 f.) ausreichend hervorgehoben. Oder vielmehr nicht ausreichend. Denn ob, wie oft oder wie lange die Lebensarbeit des Halikarnassiers unterbrochen ward, das werden wir niemals auch nur mit annähernder Sicherheit zu sagen wissen; so viel aber ist völlig gewiß, daß er trotz aller Störungen und Unterbrechungen, welche die Ausarbeitung des Musenwerkes erleiden mochte, die vielfach durcheinandergeschlagenen Fäden stets in fester und sicherer Hand hielt, mag nun seine Gedächtniskraft sich dazu genügend erwiesen oder er (was ungleich glaublicher scheint) zum mindesten bei jeder Wiederaufnahme der Arbeit das bis dahin Geschriebene mit aufmerksamster Sorgfalt wieder und wieder gelesen haben. Denn daß jener Kirchhoffsche Erklärungsversuch nicht nur anfechtbar, daß er vielmehr unbedingt unzulässig ist, dies erhellt (von der so kunstvoll verflochtenen, vom Hauptthema, insbesondere in den ersten Büchern, fortwährend abschweifenden und oft auf verschlungenen Wegen wieder zu ihm zurückkehrenden Komposition abgesehen) sofort, sobald man sich der vielen Vor- und auch Rückverweisungen erinnert, von welchen letzteren meines Wissens in diesem Zusammenhange befremdlicher Weise noch nicht die Rede gewesen ist.\* Ich will aus der Zahl dieser Fälle

\* Hierin irrte ich. Ernst Bachof hat in seinem vortrefflichen Aufsätze „Die *Ἀσσύριοι λόγοι* des Herodotos“ (Jahrbücher für klass. Philol. 1877) bereits von diesem entscheidenden Beweigrunde Gebrauch gemacht.

(Korrekturnote.)

reichen Unwahrscheinlichkeiten der nur auf dieser einen Stütze ruhenden gegnerischen These. Den Umstand endlich,

(man vergleiche VI, 19 mit I, 92 und V, 36; V, 36 mit I, 92; V, 4 mit IV, 94) nur einen speziell namhaft machen, der von geradezu ausschlaggebender Bedeutung ist. Ich meine VII, 94, wo es von den Karern heißt: οὗτοι δὲ οὔτινες πρότερον ἐκαλέοντο, ἐν τοῖς πρώτοισι τῶν λόγων εἴρηται, womit auf I, 171 zurückgewiesen wird: τὸ γὰρ παλαιὸν ἐόντες Μῖνω τε κατήκοοι καὶ καλεόμενοι Δέλεγες εἶχον τὰς νήσους —. Derselbe Schriftsteller also, der sich des Vorkommens einer so geringfügigen Angabe in einem der frühesten Abschnitte seines Werkes — einer Angabe überdies, auf welche zurückzugreifen keinerlei Notwendigkeit vorlag — an so später Stelle mit Sicherheit erinnert, soll zugleich vergessen haben, eine in eben jenen Abschnitten (ist doch das Kap. 171 zwischen 106 und 184 gelegen!) enthaltene belangreiche und, so lange sie ungetilgt blieb, im höchsten Maße irreleitende Doppelzusage zu tilgen? So launenhaft wirkende Faktoren, wie es unter solchen Voraussetzungen das Erinnerungsvermögen oder die Arbeitsweise Herodots wären, kann, so meine ich, die historische Kritik so wenig in Betracht ziehen, als etwa die Physik das Dasein intermittierender Naturkräfte anerkennt. Die etwaige Erwidmung aber, nicht ein Vergessen oder Übersehen, sondern der Mangel eines redaktionellen Abschlusses habe jene Anomalien verschuldet, ist mit genau demselben Grundgebrechen behaftet, — so lange wenigstens, als es nicht gelingt, andere Wirkungen der vorausgesetzten Ursache, d. h. andere derartige Verstöße in größerer Zahl und von einigermaßen annäherndem Gewichte nachzuweisen. Ein dahin zielender Versuch ist von Herrn Stein unternommen und von uns mit Gründen zurückgewiesen worden, die (so viel ich weiß) ziemlich allgemein als entscheidende gelten. Jedenfalls hat sich Herr Kirchhoff, mit welchem wir es hier allein zu tun haben, jenen Beweisversuch niemals angeeignet, und es ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß er dies in Zukunft noch tun werde.

Nicht nur unternimmt es somit unser Gegner nicht, das Dasein jener Ursache durch die Stetigkeit der ihr zugeschriebenen Wirkungen zu erhärten: er macht von ihr vielmehr geradezu als von einer unstedt wirkenden Ursache Gebrauch. Oder wäre dies ein zu starker Ausdruck für ein Verfahren, wie es das folgende ist? Die unterlassene Tilgung jener auf die *Ἀσσύριοι λόγοι* bezüglichen Zusagen wird durch den vermeintlichen Mangel eines redaktionellen Abschlusses gerechtfertigt, und zwar in Worten, die von völlig allgemeiner Anwendbarkeit sind und nicht etwa von dieser oder jener Partie des Werkes allein gelten. Sie bedeuten entweder überhaupt nichts oder sie bedeuten eine Eigenschaft des Ganzen: „Da er nun nicht einmal dazu gelangt ist, die Arbeit nach dem ursprünglichen Plane zu Ende zu führen, so ist es natürlich, voraus-



daß die Rückkehr und Tötung des Ephialtes fast sicherlich jenseits der Zeitgrenzen der zusammenhängenden Geschichtserzählung unseres Schriftstellers gelegen, d. h. nach 478 erfolgt ist, würde man mit Unrecht zugunsten jener Ansicht verwerten wollen. Denn einmal konnte (wie wir bereits <sup>18</sup> bemerken mußten) das Zerwürfnis zwischen Athenades und Ephialtes, jener den Todschlag begründende Vorfall (die *αἰτίη*, welche Herodot eigentlich allein mitzuteilen verspricht) sehr wohl vor jene Zeitgrenzen — ja auch vor 480 — fallen. Dann aber hat es ja von vornherein nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß jener Privathandel in den Zusammenhang der großen geschichtlichen Begebenheiten als ein integrierender Bestandteil derselben verwoben werden sollte, während andererseits die Einschaltung chronologisch weit vor- und auch über jene Zeitgrenzen hinausgreifender episodischer Mitteilungen bei unserem Historiker nichts weniger als selten ist.

---

zusetzen, daß er auch die ausgearbeiteten Teile keiner abschließenden und ausgleichenden Revision unterworfen hat, und so erklärt es sich zur Genüge, warum Unfertigkeiten so auffälliger Art, wie die bemerkten, nicht von dem Verfasser selbst bemerkt und ausgeglichen worden sind.“ (Über die Entstehungszeit usw.<sup>2</sup> 6.)

Nun denke man, es gebe jemand, der zwar weder die voranstehende Behauptung noch ihre Begründung für richtig hält, der sich jedoch der Wahrnehmung nicht verschließen zu können glaubte, daß auch dem Vater der Geschichte gleich so vielen großen Schriftstellern ein einzelntes redaktionelles Versehen begegnet sei, von genau derselben Art wie jene Verstöße, welche Herr Kirchhoff ihm beimißt, aber von unvergleichlich geringerer Bedeutung und überdies durch mildernde Umstände mehrfacher Art entschuldigt und erklärlich gemacht. Er mochte hierin irren, er mochte auch, falls er nicht irrte, auf manche Einwendung gefaßt sein, nur nicht auf einen Widerspruch von eben jener Seite, von welcher der obige Satz ausgegangen ist, dessen umfassende Weite zwar weit mehr, als hier erfordert wird, aber darum doch auch dieses Wenige in sich schließt. Allein weit gefehlt! Er ist mit seinem Schluß vom Größeren auf das Kleinere übel angekommen; er hat sich nur den rauen Bescheid geholt, daß seine vergleichsweise (wie ihm deuchte) so glimpfliche Voraussetzung dem Geschichtschreiber eine „durch nichts entschuldbare Nachlässigkeit“ aufbürde. Wer gedächte hier nicht des Bibelwortes vom Splitter und vom Balken?

Noch ein Wort, ehe ich schließe und den Gegenstand dieser Betrachtungen, voraussichtlich für immer, verlasse. Die Scheu vor Wiederholungen hat der Wirksamkeit dieser Darlegungen ohne Zweifel erheblichen Eintrag getan. Denn während mein Gegner alles, was zugunsten seiner Ansicht sprechen konnte, in breitester Deutlichkeit entwickelt und seine früheren Andeutungen diesmal vollständig ausgeführt hat, glaubte ich mich eben in Ansehung der belangreichsten Beweisgründe mit bloßen Hindeutungen auf vordem gegebene Ausführungen begnügen zu sollen. Doch darf diese Enthaltensamkeit nicht so weit gehen, daß der Streitpunkt dadurch verschoben und in eine falsche Beleuchtung gerückt wird. Darum mag hier noch in kurzen Worten die Zurückweisung eines naheliegenden Irrtums erfolgen, auf dessen Abwehr ich bisher nicht ausreichend bedacht war. Die in Verhandlung stehende Streitfrage ist keineswegs als eine von vornherein offene zu betrachten. Wir sind nicht etwa darauf angewiesen, Herodots auf die Ausdehnung seines Werkes bezügliche Absichten nur aus inneren Gründen zu erschließen, bloß aus Merkmalen abzunehmen, über deren Tragweite und Bedeutung Verschiedene verschieden urteilen können. So stünde es in der Tat, wenn der Griffel der Hand des Historikers entsunken wäre, wenn die Erzählung inmitten eines Satzes abbräche, oder inmitten eines Abschnittes oder auch nur in der Mitte einer Geschichtspartie. Allein nichts von alledem findet in Wahrheit statt. Europas Befreiung von der drohenden Fremdherrschaft ist endgültig vollendet; der Kampf gegen Persien wird nur mehr von einzelnen Gliedern des Griechenvolkes fortgeführt, er hat  
<sup>19</sup>  
 [523] aufgehört ein panhellenisches Unternehmen zu sein;<sup>1</sup> die Geschichtserzählung schließt mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sich in jenem Jahre — dem Jahre der entscheidenden, wunderbaren Siege — nichts Weiteres begeben habe. An diesen Erzählungsabschluß wird mittels eines ganz

<sup>1</sup> Auf diesen Gesichtspunkt hat O. Nitzsch in jenen zwei Abhandlungen (s. hier 141 Anm.) hingewiesen, die nicht früher gekannt zu haben ich lebhaft bedauern muß.

und gar nicht naheliegenden und darum unverkennbar plan- und absichtsvollen Überganges nur mehr jener bedeutsame Ausspruch gereiht, der keinem Geringeren als dem Gründer des Perserreiches selbst als eine vielsagende Mahnung in den Mund gelegt wird und in welchem ein Grundthema der ganzen herzergreifenden Epopöe, der Gegensatz bedürfnisloser Freiheit und üppiger Knechtschaft, wie in einem mächtigen Akkorde ausklingt. Man mag immerhin darüber streiten (wenn ich gleich zu solchem Streit und Zweifel keinen Grund sehe), ob dies das von allem Anfang an ins Auge gefaßte Endziel ist oder ob der Werkmeister seinen Bau unter einem Notdach geborgen hat, als er sich durch irgendwelche Umstände verhindert sah, ihn dem ursprünglichen Grundriß gemäß zu vollenden.<sup>1</sup> Auch darüber mag eine Meinungsverschiedenheit möglich sein, ob das Werk seinen vollen redaktionellen Abschluß gefunden, d. h. ob sein Verfasser es selbst herausgegeben oder doch gleichsam druckfertig gemacht hat. Allein daß ein Abschluß — es sei nun ein endgültiger oder ein nur vorläufiger — vorhanden ist, dies kann kein Sehender leugnen. Daraus aber darf selbst, wer sich der äußersten Behutsamkeit im Folgern zu befleißigen gelernt hat, sicherlich den Schluß ziehen, daß für die von uns vertretene These zum mindesten eine starke Präsumtion spricht, daß demjenigen, welcher den Historiker in einem bestimmten Zeitpunkte die „Feder fortwerfen“ läßt,<sup>2</sup> der das „ganze großartig angelegte Werk“ für einen „Torso“ erklärt, die Last des Beweises in vollem Maße zufällt, daß es ihm

<sup>1</sup> Das war augenscheinlich die Meinung Otfried Müllers (Gr. Lit.-Gesch. I<sup>2</sup>, 490), über welche ich vormals (hier S. 8f.) nicht ganz billig geurteilt habe. Ich halte sie auch jetzt für nichts weniger als richtig; aber sie enthält nicht notwendig den inneren Widerspruch, den ich in ihr zu finden glaubte.

<sup>2</sup> „Wer der Überzeugung ist, welche auch ich teile, daß es die Absicht Herodots war, . . . . ., begreift leicht, daß es andere Dinge als der Tod sein konnten, welche ihn, wenn nicht nötigten, doch veranlaßten mit dem Ende des Jahres 428 die Feder fortzuwerfen“ (Über die Entstehungszeit usw. S. 28). — „Der Rest desselben wurde wohl noch vor Ende des Jahres 428 fertig, dann aber die Arbeit für immer abgebrochen;

nicht freisteht, die zur weiteren Verstärkung jener Vorvermutung beigebrachten Beweisgründe zu ignorieren, er vielmehr gehalten ist, ihnen andere und schwerer wiegende Argumente entgegenzustellen. Ob und inwieweit unser Gegner diesen aus der Natur der Sache fließenden Forderungen gerecht geworden ist, darüber mag nunmehr der unbefangene und einsichtige Leser entscheiden.

---

die ursprüngliche Disposition kam nicht zur Ausführung und das ganze großartig angelegte Werk blieb ein Torso“ (ebend. S. 27).

[Von Gelehrten, die neuerlich die hier erörterte Frage behandelt haben, kommt der hier vertretenen Ansicht am nächsten Ed. Meyer in dem kleinen Aufsatz: „Ist Herodots Geschichte vollendet?“ (Rhein. Mus. XLII, 146f.) und Evelyn Abbot im *Journal of Philology* vol. XV, Nr. 29, p. 86 ff. U. v. Wilamowitz (Aristoteles und Athen I, 26 f.) entfernt sich von der Kirchhoffschen Ansicht, ohne der unserigen sehr nahe zu kommen.]

---



## 17. Hérodote et Sophocle.<sup>1</sup>

Nous sommes assez mal informés sur la vie d'Hérodote. 141  
La chronologie nous fait presque entièrement défaut. On est parvenu, il est vrai, à en fixer quelques points d'une importance mineure. Ainsi nous savons que l'historien voyageur a visité l'Égypte certainement après 460 (date de la bataille de Paprémis) et probablement après 455 ou même après 449, puisqu'il a vu le pays entier, y compris le Delta, jouissant d'une paix profonde. Nous savons, de plus, qu'il a commencé son grand travail à Athènes ou au moins après un séjour assez prolongé dans cette ville, qu'il l'a continué à Thurioi après 443, et que, pendant les trois ou quatre premières années de la guerre du Péloponèse, il a encore été occupé de l'œuvre qui l'a rendu immortel. Mais nous ignorons complètement l'époque de sa mort, et nous ne possédons sur celle de sa naissance aucune donnée à la fois précise et bien autorisée.

Je crois devoir appeler l'attention des érudits sur un petit document littéraire que l'on a indûment négligé jusqu'ici. Sophocle a adressé à Hérodote un poème dont Plutarque nous a préservé un vers et demi (*An seni respublica sit gerenda*, chap. III):

Ἦτιδ' ἦν Ἡεροδότῳ τεύξεν Σοφοκλῆς ἐτέων ὄν  
πέντ' ἐπὶ πεντήκοντα.

Tout mince qu'il est, ce fragment me semble suffisant à décider la question chronologique la plus importante, celle qui concerne la date de la naissance de l'historien d'Halicarnasse. Le raisonnement sur lequel je m'appuie forme une petite chaîne qui se compose de deux anneaux. Quiconque 142  
voudra bien y réfléchir un instant m'accordera volontiers

---

<sup>1</sup> Mélanges Henri Weil, . . . Paris 1898.

que l'auteur du poème n'a pu, sans un manque absolu de tact et de goût, le commencer par les mots: „Moi, Sophocle, j'adresse ces vers à Hérodote à l'âge de cinquante-cinq ans“; sans mentionner en même temps l'âge de l'ami qu'il veut réjouir et honorer par cette épître poétique. Renfermer ces deux chiffres dans le cadre serré d'un seul vers élégiaque, lutter avec les difficultés inhérentes à cette tâche, en triompher avec aisance, c'était un jeu spirituel et gracieux; procéder autrement, c'eût été faire preuve d'une fatuité, sinon d'une arrogance tout à fait étrangère à celui qui, avant tout, a été „aimable ici et aimable là-bas“. Mais, si ce raisonnement est juste, si la fin mutilée du second vers a en effet contenu ce que nous y cherchons, il en résulte une conséquence assez grave. L'antiquité possédait des données précises sur la vie de Sophocle. Supposez que l'on était moins heureux à l'égard d'Hérodote; alors le distique du grand poète tragique était tout à fait propre à combler cette lacune, et les chronologistes éminents, l'opiniâtre Apollodore à leur tête, n'étaient pas gens à faire fi d'un témoignage aussi précieux. L'on disposait donc de moyens parfaitement suffisants pour déterminer l'époque de la naissance d'Hérodote, et une notice relative à ce sujet, que nous rencontrons dans les écrits d'un auteur quelconque, qui a pu être dû utiliser les travaux des chronologistes, a toutes les chances d'être vraie.

Or une pareille notice nous est en effet parvenue. Je parle du passage des *Hypomnemata* de Pamphilé, cité et traduit par Aulu-Gelle (XV, 23, 2), qui traite du synchronisme des trois historiens célèbres du V<sup>e</sup> siècle. Selon Pamphilé, Hellanicus comptait, au moment où la guerre du Péloponèse éclata, soixante-cinq ans; Hérodote en comptait cinquante-trois; Thucydide quarante. Ce passage fameux a été le sujet de bien des commentaires. Quant à nous, nous nous rangeons sans hésiter à l'avis de M. Diels (*Rheinisches Museum* XXXI, 49), que, ici comme ailleurs, la chronique d'Apollodore est la source où le bas-bleu du temps de Néron a puisé son érudition chronologique. Nous n'insistons pas sur le caractère authentique de la notice en tant qu'elle concerne Thucydide. Nous

admettons même volontiers qu'elle ne reproduit probablement qu'un calcul basé sur ce que les anciens ont appelé *l'acmé*. Le grand historien déclare, au début de son œuvre, qu'il a <sup>143</sup> suivi attentivement dès l'origine les événements de la guerre; on pouvait donc supposer qu'il avait atteint à cette époque l'âge de pleine maturité, fréquemment identifié avec l'âge de quarante ans. Cette argumentation de M. Diels est plus que spécieuse, parce qu'on a de bonnes raisons pour supposer que l'antiquité manquait de données précises sur l'année de naissance de Thucydide. Nous nous refusons, à vrai dire, absolument à croire qu'Apollodore, qui a donné tant de preuves d'une méthode sûre et consciencieuse, ait osé présenter une pareille conjecture comme un fait avéré. Ici encore, nous nous trouvons en plein accord avec M. Diels, sinon avec ses successeurs plus hardis que lui.

Quant à Hellanicus, personne n'a jusqu'ici tenté de rattacher la notice de Pamphilé à une conjecture quelconque, à une combinaison plus ou moins arbitraire. Mais on a émis des doutes, peu fondés selon nous, sur la vérité objective de cette notice. L'argument principal de ceux qui prétendent qu'Hellanicus était plus jeune qu'Hérodote dérive de ce qu'il semble avoir une ou deux fois mis à profit l'histoire d'Hérodote. Cette manière de conclure nous paraît en général assez hasardée. De deux auteurs contemporains, l'un achève son œuvre principale à l'âge de trente-cinq ans, l'autre n'a fait que l'ébaucher à l'âge de soixante-cinq ans. Le cas qui nous occupe présente des circonstances particulières. Le livre d'Hérodote n'a certainement pas été publié après 425. Non seulement aucun indice ne nous mène au-delà des premières années de la guerre, mais puisqu'Hérodote recherche plutôt qu'il n'évite des allusions aux événements contemporains, l'argument *ex silentio* acquiert cette fois-ci, — on l'a dit il y a longtemps, — une force exceptionnelle. Or Hellanicus a été remarquable par sa longévité, et rien ne s'oppose à la supposition qu'il ait utilisé dans un de ses écrits nombreux un ou deux passages de l'œuvre de celui qui a été son cadet de douze ou treize ans.

Mais c'est de celui-ci que nous avons à nous occuper. L'âge que Pamphilé lui assigne pourrait très bien être le résultat d'une combinaison de même genre que celle à laquelle on a ramené la notice qui a trait à Thucydide. La colonie de Thurioi a été fondée en 444—443. Hérodote a pris part à la fondation de la colonie, ou au moins il est devenu peu  
 144 après citoyen de cette ville; l'époque de Thurioi a joué un certain rôle dans la chronologie d'Apollodore. Étant dépourvu de données précises sur la naissance d'Hérodote, celui-ci pouvait très bien profiter de cette date pour y rattacher l'âge de l'historien:  $444 + 40 = 484$ . Tel est le raisonnement de M. Diels, excellent en soi, et auquel nous nous rendrions volontiers, n'était le distique de Sophocle. Certes, on a pu fixer la naissance d'Hérodote par une conjecture relative à l'âge auquel il a pu émigrer à Thurioi, et Apollodore a pu émettre une pareille conjecture. Mais il n'y a pas de bonne raison pour contester l'authenticité de la notice de Pamphilé ou plutôt d'Apollodore, — inattaquable du reste en elle-même et en parfaite harmonie avec les renseignements de deux bons auteurs,<sup>1</sup> — dès qu'il est démontré que l'antiquité a disposé de moyens sûrs pour fixer la date en question, non pas par une combinaison plus ou moins conjecturale, mais par un simple calcul.

Platon naquit en 427; il a fondé son école en 387; il a donc accompli l'acte principal de sa vie à l'âge de quarante ans. Mais personne ne songe plus à révoquer en doute ces données par la raison qu'elles pourraient être le fruit d'un calcul basé sur l'*acmé*, bien que jadis de pareils scrupules aient été exprimés par un critique par trop adonné au scepticisme littéraire et historique.

<sup>1</sup> Diodore (II, 32) dit qu'Hérodote est né *κατὰ Ξεφῆν*, c'est-à-dire pas avant 485. Denys d'Halicarnasse (*Du Caractère de Thucydide*, ch. V) dit qu'il naquit *ὀλίγον πρότερον τῶν Περσικῶν*, c'est-à-dire, selon l'usage constant des écrivains grecs, peu avant la grande campagne des guerres médiques, ou avant 480. On a prétendu que ces deux renseignements sont également dérivés de la chronique d'Apollodore et ne possèdent, par conséquent, aucune valeur indépendante. C'est possible, mais ce n'est ni démontré, ni démontrable.



Reste à savoir comment il faut compléter le distique de Sophocle. Celui-ci naquit dans la première partie de l'année 497—496 (avant janvier 496, cf. Ritschl, *Acta societatis philologae Lipsiensis* II, 194, et Haigh, *The tragic drama of the Greeks*, p. 126). Si Hérodote a réellement atteint l'âge de cinquante-trois ans au printemps de 431, il était né entre le printemps de 485 et celui de 484. Si nous ne tenons compte que des années en question du calendrier grec, les éléments de notre comput sont formés par les années 497—496 et 432—431; la naissance d'Hérodote est fixée à 485—484 et la différence des deux âges devrait s'évaluer à douze ans. Dans ce cas une restitution du vers élégiaque à la fois élégante et s'accordant exactement avec la notice 145 de Pamphilé, serait à peine possible. Mais non seulement l'inadvertance qui confond les années accomplies et les années qui ne sont qu'entamées est fréquente chez les anciens; c'est même la règle pour Apollodore d'entendre par les années dont il parle des années en train de s'écouler (cf. Diels, *l. c.* p. 17, n. 2). Il est donc parfaitement licite de traduire, comme on le fait généralement, les mots d'Aulu-Gelle: (*annos tres et quinquaginta natus*, par *dans sa cinquante-troisième année* alors la différence des deux âges monte de douze à treize ans. Même resultat si nous supposons qu'Apollodore a voulu parler cette fois-ci d'un nombre d'années accomplies, mais que la naissance d'Hérodote appartient à la seconde moitié de l'année grecque (entre janvier et juillet), que Sophocle tint compte de cette circonstance et qu'il composa son poème entre son jour de naissance à lui et celui de son ami. En tout cas nous nous croyons autorisé à restituer le distique transmis par Plutarque de la manière suivante:

Ῥιδήν Ἡροδότῳ τεῦξεν Σοφοκλῆς ἐτέων ὦν  
πέντ' ἐπὶ πεντήκονθ' ἐξάκισι ἐπταέτεσι.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Il convient de dire que Théodore Bergk avait d'abord voulu compléter le vers mutilé par les mots ἄρθμιος ἡδὲ φίλος, et qu'étant revenu de cette conjecture peu probable, il a fini par s'exprimer ainsi (*Poetae lyriici* II<sup>4</sup>, 245): „Poeta cum ipse, quot annos tunc fuerit natus, testificetur, fortasse etiam Herodoti amici aetatem indicaverat, ac possis

versum in hunc modum redintegrare πέντ' ἐπὶ πεντήκοντ' ὄντι δις εἴκοσ' εἰῶν.“

Il convient également de dire que le passage de Plutarque renferme une difficulté à laquelle la discussion qui précède n'a pas touché. Le moraliste de Chéronée parle ici d'ouvrages que les poètes les plus célèbres ont composés dans leur grand âge. Or la mention de l'âge de cinquante-cinq ans est faite pour nous surprendre. Faut-il donc supposer que le texte est altéré, que l'on doit substituer à πέντ' ἐπὶ πεντήκοντ' ou πέντε καὶ ἐξήκοντ' ou ἐξ τε καὶ ἐξήκοντ', ou quelque chose semblable? Ce serait tomber dans l'arbitraire pur et simple. Ou faut-il chercher l'augmentation du chiffre dans ce qui suivait? Des difficultés sérieuses s'opposent à cette hypothèse. Plutarque a très bien pu retrancher du second vers tout ce qui ne se rapportait pas à l'âge de Sophocle lui-même; il n'a pas pu omettre des mots qui formaient le complément du chiffre qu'il désirait présenter à ses lecteurs. L'on aurait donc besoin d'une hypothèse auxiliaire. Il faudrait soupçonner un copiste d'avoir volontairement ou involontairement mutilé le vers de manière à en dénaturer complètement le sens. Cette hypothèse est peu probable en elle-même. Elle devient moins probable encore quand on cherche à se rendre compte du complément omis par la prétendue inadvertance d'un copiste. L'on pourrait penser à πέντ' ἐπὶ πεντήκοντα καὶ εἴκοσι. Mais alors le second vers de ce que Plutarque appelle un ἐπιγραμματίον aurait été un hexamètre au lieu de ce que l'on est en droit d'attendre, un vers élégiaque. Imaginer, d'autre part, un pareil vers propre à satisfaire à l'hypothèse en question, nous semble chose bien difficile, sinon impossible. Tout considéré, je préfère donc écarter ces hypothèses plus ou moins aventureuses et supposer plutôt que Plutarque n'a pas su résister à la tentation de citer „l'epigrammation“ de Sophocle, encore que cette citation ne rentrât pas tout à fait dans le cadre qu'il s'était tracé.

## 18. Zu Herodot II, 16.<sup>1</sup>

Textesfehler besitzen mitunter ein erstaunlich zähes Leben. Es sind 25 Jahre vergangen, seitdem ich einen solchen an der oben genannten Stelle befindlichen berichtigt habe, und der erste Blick in die soeben erschienene verdienstvolle Herodot-Ausgabe Karl Hudes (Oxford 1908) zeigt mir, daß die alte Irrung noch immer das Feld behauptet. Ich spreche so zuversichtlich, weil jene kleine Emendation zu denjenigen gehört, über deren Richtigkeit nicht der so fehlbare subjektive Geschmack entscheidet, sondern einzig und allein das logische Denken, dessen Regeln für alle, allerwärts und zu allen Zeiten, dieselben sind.

Der naive Vater der Geschichte liebt es bisweilen, eine Spitzfindigkeit an den Tag zu legen, die der großen Sophisten, seiner Zeitgenossen, nicht unwürdig wäre. Solch ein subtiles Raisonement stellt er gern in den Dienst jener Polemik, die er gegen seine Vorgänger, vor allem gegen Hekataös, zu richten liebt. So will er denn diesmal den Griechen und selbst den scharfsinnigen Joniern beweisen, daß sie nicht zu rechnen verstehen. Ihre Doppelbehauptung nämlich, es gebe drei Erdteile: Europa, Asien und Libyen, und es sei der Nil, der die Grenze zwischen Asien und Libyen bildet, leide an einem inneren Widerspruch. Sie müßten vielmehr einen vierten Erdteil hinzufügen, und zwar das ägyptische Delta, da der Nil es mit seinen beiden Hauptarmen, dem pelusischen und dem kanobischen, umspanne. Dieser übermütige dialektische Scherz hat nur dann Sinn und Verstand, wenn wir die vorwitzige Besserung eines Lesers beseitigen, der die

---

<sup>1</sup> Rhein. Mus. LXIII, 624f. (1908).

Konklusion: der Nil scheidet nicht die beiden Weltteile, in den Obersatz des Schlusses hineinlesen wollte, indem er die Negation dort einführte, wo sie ganz und gar nicht an ihrem Platze ist. Die Stelle hat unweigerlich also zu lauten: *τέταρτον γὰρ δὴ σφεας προσλογίζεσθαι <χοῆν> Αἰγύπτου τὸ Δέλτα, εἰ μήτε γέ ἐστι τῆς Ἀσίας μήτε τῆς Λιβύης· ἢ (statt οὐ) γὰρ δὴ ὁ Νεῖλος γέ ἐστι κατὰ τοῦτον τὸν λόγον ὁ τὴν Ἀσίην οὐρίζων τῆς Λιβύης. τοῦ Δέλτα δὲ τούτου κατὰ τὸ ὅξυ περιρρήγνυται ὁ Νεῖλος, ὥστε ἐν τῷ μεταξὺ Ἀσίας τε καὶ Λιβύης γίνοιτ' ἄν.* Ich füge eine Übersetzung bei: „Denn sie hätten noch einen vierten Erdteil hinzurechnen müssen, nämlich das ägyptische Delta, wenn es doch weder zu Asien noch zu Libyen gehört. Denn es ist ja der Nil, der nach dieser Ansicht Asien von Libyen scheidet; nun spaltet sich aber der Strom an der Spitze des Delta, so daß dieses zwischen Asien und Libyen mitteninne zu liegen käme.“

Noch sei bemerkt, daß ich <χοῆν> einzusetzen vorschlug, da in der besseren Handschriftenklasse *δεῖ*, das Krüger in *ἔδει* ändern wollte, fehlt. Demselben Gelehrten wird in Steins Ausgabe (1884) die Änderung von *οὐ* in *ἢ* zugeschrieben, meines Wissens mit Unrecht. Ich habe sie in Vorschlag gebracht (vgl. oben S. 51f.). Die Hauptsache aber ist, daß alle neueren Herausgeber, so Holder, Herwerden und jetzt Hude, den Vorschlag völlig unberücksichtigt lassen; auch Stein hat ihn nur erwähnt, nicht verwertet. So schien es denn angemessen, von neuem an ihn zu erinnern und ihn eingehender zu begründen.



V.

Zu griechischen Inschriften,  
insbesondere poetischen Inhalts.



## 19. Epigrammata graeca ex lapidibus conlecta

429

edidit Georgius Kaibel.

Berlin. G. Reimer 1878, XXIV, 703 S.<sup>1</sup>

„Das ist Freude, das ist Leben,  
Wenn's von allen Zweigen schallt.“

Das Uhlandsche Wort sollte diesem Buche voranstehen, welches alle nicht auf dem Wege literarischer Überlieferung erhaltenen griechischen Verse umfassen soll und von kaum nennenswerten Ausnahmen abgesehen wohl auch wirklich umfaßt, — Stimmen von gottbegnadeten Dichtern gleichwie von Gelegenheitspoeten und Dilettanten, wie sie in gleicher Menge und Mannigfaltigkeit kaum jemals von dem Rahmen eines Bandes umschlossen wurden. Denn nicht nur das alte Hellas, auch der durch Alexander gräzisierte Orient und das von griechischer Bildung durchtränkte römische Weltreich, ein jedes hat sein Teil beigesteuert; mehr als ein Jahrtausend — von rund 600 vor bis 600 nach Chr. Geb. — um- 430 spannen die zeitlichen, vom Rheinland bis Nubien und von Spanien bis Arabien dehnen sich die räumlichen Grenzen, innerhalb deren das Material unserer Sammlung erwachsen ist. Und wie vielgestaltig ist der Inhalt, wie ungleich der Kunstwert dieser Stücke, wie überreich die Einblicke, die sie uns in das Leben, Denken, Fühlen erloschener Geschlechter eröffnen. Vor allem die Grabinschriften! Das ergreifendste Pathos neben dem kältesten Wortpomp, echt attische Formvollendung neben barbarischer Verwilderung, die frömmste Andacht neben unverhohlenem Unglauben! Und welche bunte Fülle von Gestalten tummelt sich vor unseren Blicken:

---

<sup>1</sup> Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien 1878, S. 429 ff.

Hundertjährige und Neugeborene, Königssöhne und Sklaven, abenteuernde Schauspieler und gelehrte Ärzte, Weltweise und Wagenlenker, Christen und Baalsdiener, Prokonsuln und Kunstreiter, Bauern und Redekünstler, Hierophanten und Ballettmeister, Soldaten und Priesterinnen, Blaustrümpfe und Buhlerinnen, Gladiatoren und Matronen, sogar Mißgeburten, Nachtigallen, Rennpferde und Lieblingshunde, — all das wirbelt hier durcheinander, gleichwie in den Kreisen eines Holbeinschen Totentanzes oder in den farbenprächtigen Dichtungen, die Orcagnas Pinsel auf die Kirchhofwände von Pisa gezaubert hat. Doch der bestrickende Reiz dieses Themas, das einer besonderen Erörterung ebenso würdig als bedürftig ist, darf uns an dieser Stelle nicht gefangen nehmen.

Durch sieben Jahre (seit dem Erscheinen seiner vielversprechenden Doktorschrift — „*De monumentorum aliquot graecorum carminibus*“, Bonn 1871 —) ist Herr Kaibel seiner selbst- und wohlgewählten Aufgabe obgelegen, zu der ihn Naturanlage und Vorstudien, darunter auch zwei Wanderjahre in Griechenland und Italien, in hervorragender Weise befähigt haben. Seinem Sammeleifer war von Vorgängern und Mitforschern nicht allzuviel übrig gelassen; der Schwerpunkt seiner Leistung liegt in der Kritik und Erklärung; und wie groß hier sein Verdienst ist, das lehrt am besten ein Vergleich, nicht mit Welckers „*Sylloge*“ oder mit den älteren Bänden des „*Corpus Inscriptionum*“, sondern mit jener Sammlung attischer Grabinschriften, die der treffliche Kumanudes vor kaum sieben Jahren veröffentlicht hat. Wie gewaltig ist die Zahl der wahrscheinlichen, wie ansehnlich jene der sicheren Vermutungen, durch welche der dort aufgespeicherte Rohstoff seine Verarbeitung gefunden hat. Der Segen der Arbeitsteilung hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Ergebnisse, die eine desultorische Forschung niemals erzielen konnte, haben sich der stetigen Vertiefung in ein zwar weit ausgedehntes, aber doch fest umschriebenes Literaturgebiet wie von selbst erschlossen. Die Vereinigung des zerstreuten Stoffes allein mußte Wunder wirken; springt doch — wie oft! — der erleuchtende Funke von einem



Denkmal auf das andere über, sobald es diesem nur nahe gebracht wird. Und wer vollends den Staub der Monumente an den Fingern, die Anthologie im Kopfe und freilich auch ein wenig Poesie im Herzen an das Geschäft der Ergänzung und Berichtigung herantrat, dem mußte ein verschlungener 431 Knoten nach dem anderen sich lösen. Auch an vortrefflichen Helfern hat es unserem Herausgeber nicht gefehlt. Adolf Kirchhoff und vor allem Theodor Mommsen haben manche Hilfe gewährt, die nur diese Meister zu bieten vermochten; Usener und in noch höherem Maße Bücheler (denen das Buch gewidmet ist) spendeten allezeit kundigen Rat; an v. Wilamowitz-Moellendorff endlich hat Herr Kaibel einen nie ermüdenden Arbeitsgenossen gefunden, von anderen jüngeren Freunden, wie Belger, Diels, Leo, Lüders, Robert nicht zu sprechen, denen mancher wertvolle Beitrag verdankt wird, Herstellungsversuche sowohl als neue Kopien und Abklatsche auch altbekannter Inschriften.

Mehr als die Hälfte des Bandes gehört der Friedhofspoesie, deren Überfülle eine mehrfache Teilung notwendig gemacht hat, zunächst nach geographischen Gesichtspunkten und, diesen untergeordnet, nach chronologischen, religiösen, ästhetischen Kriterien, wobei auch innerhalb jeder Sektion das Gleichartige nach Möglichkeit zu kleineren Gruppen vereinigt ward. Den zweiten Hauptabschnitt nehmen die nach sachlichen und zum Teil nach zeitlichen Unterschieden vielfach gegliederten „Epigrammata dedicatoria“, den dritten die in ähnlicher Weise geordneten „Epigrammata varia“ ein. Nachträgliche Verbesserungen und Zusätze bieten die Vorrede und die „Addenda“, denen sich ungemein reichhaltige, auch sachliche und sprachliche „Indices“ anschließen. Die Ausstattung des Buches ist eine würdige; über die mangelhafte Korrektheit des Druckes äußert der Her. selbst (Praef. VII) sein lebhaftes Bedauern. Uns soll auch die Herbigkeit des Tones, mit der bisweilen über wirkliche oder vermeintliche Mißgriffe anderer Forscher geurteilt wird, keine allzu ernste Klage entlocken. Entspringt diese doch augenscheinlich ungezügelterm Jugendmüte weit mehr als

eigentlichèr Tadel- oder gar Parteisucht. Immerhin wäre es nicht vom Übel, wenn die jüngere Philologengeneration die Wahrheit des alten „*emollit mores nec sinit esse feros*“ ein wenig deutlicher durch die Tat bekunden wollte.

Ich gehe nunmehr zur kurzgefaßten Besprechung einzelner Stellen über; was ich biete ist nicht viel, nicht mehr als mir die rasche Durchsicht des Buches zu gewähren vermocht hat.

*Χαῖρε, τάφος Μελίτης· χορηστὴ γυνὴ ἐνθάδε κῆται·*

*φιλοῦντ' ἀντιφιλοῦσα τὸν ἄνδρα Ὀνήσιμον ἴσθα κρατίστη.*

Diese Verse (Nr. 79, 1—2) führen uns in eine anziehende, vom Her. vielleicht nicht erschöpfend behandelte Frage ein, die Abhängigkeit der Gelegenheitsdichter von älteren und besseren Vorbildern. An der Tatsache selbst ist, wie von vornherein zu erwarten — man denke an die gleiche Erscheinung auf dem Gebiet der Kunst und des Kunsthandwerks —, nicht im mindesten zu zweifeln. Einen schlagenden Beleg bietet Nr. 679, 3—4:

*αὐτὴ ἡ γεννήσασα καὶ κηδεύσασα ἐπέγραψα*

*ἄχθος ἔχουσα κραδίης πένθους οὐκ ὀλίγου —*

482 zwei Verse, deren zahlreiche metrische Fehler sofort beseitigt sind, sobald die Mutter durch den Vater (*αὐτὸς ὁ γεννήσας κτέ.*) ersetzt wird. Darauf wie auf die Varianten und Verschlechterungen von 198 (vgl. 300, 373), auf zahlreiche Entlehnungen aus der Anthologie und umgekehrt u. dgl. m. hat der Her. aufmerksam gemacht. Doch gestattet derselbe kritische Grundsatz noch manche Anwendung. Wer kann daran zweifeln, daß in 368, 1—2:

*Ἐνθάδε γῇ κατέχει Θεοδώραν τὴν περὶ[βωτον*

*καὶ κάλλι καὶ μεγέθει καὶ [σω]φροσύνῃ δὲ μάλιστα*

der spottschlechte zweite Vers die elende Kopie eines guten Originals ist, das etwa diese Gestalt besaß:

*κάλλει καὶ μεγέθει τε σοφροσύνῃ δὲ μάλιστα?*

Der Skeptiker würde jedenfalls durch den zweitnächsten Vers sofort zum Schweigen gebracht:

*ἄνθεα πάντα φύουσιν, κάλλος δὲ τὸ σὸν μεμάρανται,*

wo mit dem metrischen Anstoß zugleich ein sprachlicher verschwindet, sobald wir das *φύσει* der Vorlage erkannt haben. ... Oft haben Eigennamen, bisweilen Zahlenbestimmungen das Versmaß des Archetypon verdorben (vgl. zu 586, 3 und Praef. zu 625, 3), manchmal hat das Streben nach Deutlichkeit oder nach Steigerung des Lobes handgreifliche Interpolationen veranlaßt (vgl. zu 60; 646, 4, wozu sicherlich auch 621, 5 — *τούτω* — gehört); daneben finden sich, genau wie bei der handschriftlichen Fortpflanzung eines Textes, tiefer greifende Korruptelen, die man nur durch kühnere Mutmaßungen zu heilen hoffen kann. So vermag ich mich nicht des Gedankens zu erwehren, daß an der Stelle, von der wir ausgingen, das Ursprüngliche nicht, wie der Her. annimmt, eine Verkürzung, sondern eine völlige Umschmelzung erfahren und ungefähr also gelautes hat:

*ἀντιφιλοῦσα φιλοῦνθ' ὃν πόσιν ἐνδυνέως* (oder *Ἀντίοχον*, *Ἀμφίλοχον* oder dgl.).

101, 3 wird der Rhapsode Nikomedes *Μουσάων θεράπων* genannt nach Hesiods Theogonie V. 100 (danach und nach V. 94 ist Margites frg. I, 2 Kinkel gebildet). Demgemäß wird auch der *Φοῖβου καὶ Μουσῶν ὁ θέραψ* (415, 3) mit dem Zusatz *παντῶνυμος ἤμην* als schauspielernder Rhapsode anzusehen sein.

205 kann Trennung der Ehe oder irgend ein Vergehen des Gatten der Grund sein, weshalb sein Name verschwiegen wird. Das „*caelebs partum edidisse videtur*“ des Her. scheint <sup>433</sup> nicht genügend begründet; desgleichen möchte ich glauben, daß 225 mit den *ἄξυνέτων βουλαὶ ἀνθρώπων* ganz einfach törichte Ratschläge gemeint sind, die den Unglücklichen ins Verderben gestürzt und dadurch zum Selbstmorde getrieben haben.

Zu 226 hat der Her. sehr wohl daran getan, sich eines Urteils über die „*indoles epigrammatis*“ zu enthalten, eine Reserve, die er der Nr. 149 gegenüber nicht geübt zu haben wohl bedauert (vgl. Praef.). Gewiß ist die Erwähnung der Eltern nahe am Schluß der Grabschrift „*omnino mira etsi certa*“. Noch verwunderlicher aber ist es ohne Zweifel, daß sich

noch niemand die Frage vorgelegt hat, wie denn der Dichter die Leser auffordern kann den Namen des Verstorbenen zu suchen (*τοῦνομα διζόμενος*) ohne ihnen bei dieser Suche irgendwie behilflich zu sein. Es liegt uns ein Akrostichon vor Augen! Da einige Versanfänge beschädigt sind, so eröffnen sich zunächst verschiedene Möglichkeiten. Ich habe an Alexamenos gedacht, einen am Fundorte (zu Teos) heimischen Namen . . . . Doch bin ich schließlich bei Alexandros stehen geblieben (an der Vertretung des ξ durch σκ wird man keinen Anstoß nehmen [vgl. Kühner, Griech. Gramm. I, 1<sup>2</sup>, § 32, S. 129]) und möchte die Verse mit Benützung der Vorschläge von Kaibel und v. Wilamowitz, vornehmlich aber von Boeckh also ordnen:

- Ἀλκείδου με τραφέντα φίλοις [ἐν] γυ]μνασίοισιν  
 λυπηρὸς δαίμων ἤρπασεν αἰφ[νίδι]ος·  
 εἰκοσι γὰρ καὶ πέντε μόνου[ς] λυκάβαντας ὁδεύσας  
 σκῆνος νῦν κῆμαι Πλουτέος ἐμ μελ[ά]θροισι.  
 5 ἀ]φθάρτοις Μούσαισ[ιν] ἐπίσ[τι]ον αὐτὸς ἐμ' [ἀστῶν  
 νεῖμ'] ὁ λεῶς· [ἐ]ν[θ]εν νυμφίος οὐ [γ]ε[ν]ό[μ]ην·  
 δε[ι]νῶν γὰρ κληδοῦχ[ον] Ἔρως φύγεν οὐκ] ἐθέ[λ]οντα,  
 Πῆμιος (?) μητρὸς καὶ πατρὸς ἐκ [Θαλάμου(?),  
 οἷ νῦν οὐκέτ' ἔχουσ[ιν] ἐμὸν [θάλ]ος· ἀλλὰ πα[ρ]έ[ρ]χο[ν]  
 10 σῶς παρ]οδ[ο]ιπόρε παῖς, τοῦνομα διζόμενος.<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> [In V. 2 rät Wilhelm αἰφνιδίως zu schreiben; die zu O ergänzte Rundung könne ebensowohl zu einem Ω gehören. — Große Schwierigkeiten bereiten die Verse 7—8. Ich hatte mit Boeckh, wenn auch nicht ohne jedes Bedenken, Θαλάμου geschrieben und den auch sonst nachgewiesenen Personennamen mit πατρὸς verbunden. Wilhelm wendet ein, daß die Abschrift OMMAQN zeigt und darum die Herstellung θαλάμων kaum zu umgehen sei. Danach scheint die Verbindung μητρὸς καὶ πατρὸς ἐκ θαλάμων so gut als gesichert. Kaibels Ergänzung des Verses 7 wird hinfällig. Nicht daß Eros den Unvermählten geflohen, sondern daß ihn der Tod aus dem Elternhaus gerissen hat, das muß der Sinn des Verses sein, dessen sichere Ergänzung schwerlich erreichbar ist. Nur um zu zeigen, daß der erforderte Gedanke in der Lücke Raum gefunden haben kann, verschweige ich den nachstehenden Versuch nicht: δε[ι]νῶν γὰρ κληδοῦχ[ον] ἄγες, Χάρον, οὐκ] ἐθέλοντα —. Solch eine Anrufung Charons und zugleich diese Vokativform begegnet Anthol. Pal. VII, 365.

Der unerhörte und unerklärbare Frauennamen Πῆμις ist vielleicht



Mit Unrecht, wie ich denke, will der Her. unter den ἄφθαρτοι Μοῦσαι nicht „the immortal Nine“, sondern „carmina“ verstehen, „e quibus ille saeculorum laudem sibi fore sperat“. . . . Es ist sicherlich mit Boeckh an ein Amt im Heiligtum der zu Teos verehrten Musen zu denken, das vom Volke verliehen ward (vgl. z. B. 870, 6—7) und wohl Ehelosigkeit erheischte. Zu ἄστῶν ὁ λεώς (5—6) vgl. Pindar, Olymp. V, 14: τόνδε δᾶμον ἄστῶν. Meine Ergänzung von V. 10 halte ich auch ganz unabhängig vom Akrostichon für unerläßlich. Denn der Wanderer erhält immer einen Wunsch mit auf den Weg, wenn er nicht aufgefordert wird, dem Toten eine Ehre zu erweisen. Niemals heißt es so kahl, wie man hier ergänzen wollte: „lieber Wanderer, gehe vorüber“.

233, 5 hat Herr Kaibel Boeckhs Änderung πυνκινῶ, ich 434 denke mit Unrecht, verschmäht. Denn πυνντόν ist nicht nur an sich ein gar befremdliches Prädikat des ἄλγος, in der Verbindung πυνντῶ δεδμημένος ἄλγει wird es zum Widersinn, da der „prudens dolor“ doch ein gebändigter Schmerz sein müßte und nicht ein solcher, von dem man gebändigt wird. Und zwei Verse später heißt es zum Überfluß αἰάξας δ' ἄπληστα! — Kaum glaublich scheint es mir ferner, daß der am Grabe seiner Lieben trauernde Protarchos zwar den Sohn (Protarchos) und die Tochter (Isias), nicht aber die zuletzt verstorbene Gattin namentlich bezeichnet hat. Ist nicht V. 8 statt γαμετὶν γὰρ στενάχῃσε λήην (woran schon Reiske Anstoß nahm) vielmehr zu lesen: στενάχῃσ' Ἐλί<κ>ην? [Gelinder ist, was Wilhelm vorschlägt: στενάχῃσε Δίην.] Der Stein ist gleich dem zuletzt besprochenen nur durch ältere Kopien bekannt.

Sollte 241, 2 in der Klage über die zwei früh verstorbenen Brüder nicht ein Versehen, wenn nicht der Kopisten, so doch

aus Ῥῆνις verlesen, eine freilich gleichfalls nicht nachweisbare, aber durch Ῥήνη, Ῥήνεια, Πολυρρηνία gestützte Namensform. (Papes Verweisung auf ein Appellativ ῥήνις in antiken Wörterbüchern kann ich nicht bewahrheiten; ich finde nur ῥήνικες = ἄρσενιδες bei Hesychius.) Daß die Mutter, nicht aber der Vater genannt wird, diese Seltsamkeit mag dem akrostichischen Zwang zur Last fallen.]

des Steinmetzen vorliegen und ἄψανστοι λέκτρον (oder λεχέων) κείμεθα κουριδίων zu schreiben sein? Zu dem überlieferten τέκνων will weder ἄψανστοι stimmen noch κουριδίων, noch endlich der Fortgang der Grabschrift. Vgl. ἄψανστος und ἄθικτος im Thesaurus, desgleichen Eurip. Hippol. 14: ἀναίνεται δὲ λέκτρα καὶ ψαύει γάμων. An κουριδίων λέχος, κουριδιοὶ θάλαμοι bei Homer und anderen Dichtern brauchen wir kaum zu erinnern.

Das „non expedit“ zu 243, 32 soll wohl nur besagen, daß der Her. keine vollkommen sichere Ergänzung des Verschlusses gefunden hat. Mir scheint kaum etwas anderes möglich als μελάθρου [oder etwa δόμοιο?]:

αἶ κ[ε] θα[νών, ὥς ζῶν] σοι ἐκοινώνησ[α μελάθρου,  
ὥδε δὲ κα[ὶ] ξ[υ]νὴν γαῖαν ἐφεισάμενος.<sup>1</sup>

Vgl. 386 und insbesondere 590, 9—10:

ὥς πρὶν δ' ἐν [ξ]ωοῖσιν ὁμῶ[ς] δόμος ἄμμι τέτυκτο,  
ὥς καὶ τεθνεώτας ὁμῇ σορὸς ἀμφικ[αλύψει.

261, 18 schlage ich vor:

τῇ ψυχῇ με[τ]α[δὸ]ς καλ[ῶ]ν τέ[ως] εἶς,<sup>2</sup>  
καὶ τὸν βίον τραφῇ παρηγόρησον,  
εἰδὼς ἢν καταβῇς ἐς πῶμα λίθης κτέ.

Ein Attiker hätte ξως εἶ oder ξως ζῆς geschrieben: die Korruptel ΤΕΧΘΕΙC aus ΤΕΩCΕΙC ist nicht schlimmer als einige andere Lese- oder Schreibfehler dieses Epigrammes. Man vgl. übrigens zum Ausdruck wie zum Gedanken 646a (Praef.). [Ich halte meine Vermutung aufrecht und ziehe sie Dittenbergers, von Wilamowitz halb gebilligter Schreibung (Mélanges H. Weil p. 456) τί ἔχθεις vor. Das sinnlose ΤΕΧΘΕΙC hat auch Wilhelm auf dem Stein gesehen.]

310, ein „Epigramma satis elegans I vel II saeculi“ aus Smyrna, dessen Herstellung von Waddington schön be-

<sup>1</sup> [Anders behandelt die Inschrift Fränkel, Inschriften von Pergamon 576 B, und Wilhelm, Bulletin de Correspondance Hellénique XXV, 416.]

<sup>2</sup> [Gebilligt von Röhl in Bursians Jahresberichten 1882, S. 134.]

gonnen, vom Her. erheblich gefördert worden ist, möchte ich — in einigen Punkten von beiden abweichend — also schreiben:

Πολλὰ πονησάμενος βιότου [καὶ πόλλ' ἀπολαύσας  
 σὺν γαμετῇ ἀλόχῳ Λαοδ[ίκη] ἔθανον·  
 κεῖμαι δ' εἰν Αἴδη ζοφερόν ἐπει[μένος ἀχλύν,  
 μητρὶ λιπὼν πένθος λυγρὸν [όδυρομένη.  
 5 ἀλλὰ γ' ἐμαὶ ψυχὰ δὴ ἀδελφ[ι]δ[ι]οι συνέριθοι<sup>1</sup>  
 χαίρουτ' εὖσε[β]ίης εἵνεκεν εἰς φθίμενον,  
 στήλῃ τειμήσαντες ἐμὸν τάφρον ἀθανάτοις τε  
 Πιερίσιν· πάπποι δ' ἔλθετ' ἐπ' [ἄκρα βίου.

435

V. 1 schrieb Waddington *τάδε τέρματ' ἀφῆγμαι*, Kaibel *πρὸς τέρμαθ' ὁδεύσας*. Ersteres scheint mir leer, letzteres nicht eben viel gehaltreicher ... Schlecht stimmt auch zu dem keineswegs düsteren Ton der Grabschrift die ausschließliche Betonung der Lebensmühen. Jetzt erst tritt, wenn ich nicht irre, zu dem von ernster Arbeit, aber auch von frohem Genuß erfüllten Erdendasein die Unterwelt und ihr schauriges Dunkel in wirksamen Gegensatz; Licht und Schatten sind nunmehr richtig verteilt. Für die bei Dichtern keineswegs seltene Nachstellung von *καί* (über die unsere Grammatiken erstaunlich schweigsam sind) vgl. hier Nr. 618 epigr. 7 und was im Thesaurus IV, 807 c–d zusammengestellt ist.<sup>2</sup> V. 5 wollte Waddington die Lücke durch *συνόμαιμοι*, v. Wilamowitz durch *δύο κοῦροι* ausfüllen; beides mißfällt mir nicht minder als dem Her., der auf die Herstellung verzichtet hat. V. 8 hat letzterer den Gedanken

<sup>1</sup> [Bemerkenswerter Anklang an Theokrit 24, 8: *εὐδεν' ἐμὰ ψυχά, δὴ ἀδελφεῶ, εὔσοα τέκνα*.]

<sup>2</sup> Von Prosaikern liebt der jüngere Philostratus diese Nachstellung der Verbindungspartikel: *ἐν συναγάνοις ὧν καὶ ταῦτα* („und zwar in den Windeln“), *ἐπισπερχόντων αὐτοὺς καὶ ταῦτα τῶν νομέων* (Imag. c. 5 init. und c. 10 [II, 410, 2 Kayser, ed. min.]. So sind auch bei dem älteren Philostratus de gymnast. § 45 die Worte — *Ἰσθμοῖ καὶ ταῦτα κατ' ὀφθαλμοὺς τῆς Ἑλλάδος* zu verstehen: „und zwar auf dem Isthmus, vor den Augen von ganz Griechenland“, nicht etwa (wie Volckmar übersetzt): „*jurabat autem in Isthmo idque in conspectu Graeciae!*“

nach Anthol. Pal. VII, 164: *ἔλθοι ἐς ὀλβίστην πολλὴν τρίχα* ohne Zweifel richtig erkannt, aber durch das viel zu allgemeine *ἐπ'* [*εὐτυχίην*] nicht zutreffend wiedergegeben. Zu meinem Supplement vergleiche man etwa Eurip. frg. 169: *ἐπ' ἄκραν ἤκομεν γράμμην κακῶν*.

335, 15—16 scheinen mir nicht glücklich behandelt. Vor allem konnte der „Großvater“ (*πάπποι* V. 9) in den Zeichen *ΥΞΩΝΟΥ* den „Enkel“ (*υἰώνου*) erkennen lassen; andererseits war die Änderung von *ΕΙΚΩΙ* in *εἶχον* nicht eben rätlich. Ich gedachte, hoffentlich nicht zur Unzeit, des Verses (311, 5): *τοῦτό ποτ' ὦν γέγονα στήλλῃ, τύμβος, λίθος, εἰκῶν* und vermute:

*ἀνθ' υἱοῦ γὰρ νῦν ὁσ[τα], τύμβος], σ[φ]έ[λ]ας, εἰκῶ[ν].*  
*ἀν[τ]ι [δ' αὖ] υἱ[ω]νοῦ οὐ τέκνον, ἀλλ[ὰ λί]θο[ς].*

Freilich würde diese Mutmaßung hinfällig, falls eine erneute Prüfung des Steines ergeben sollte, daß *CEBAC* in Wahrheit unzweideutig darauf geschrieben steht.

436 . . . . . 473, 7—8 wirkt die Klage des spartanischen Arztes um vieles ergreifender, wenn wir statt Kirchhoffs *ὅς* den Schmerzensausruf *οἷ* einsetzen und somit, dem Gewicht des Gedankens entsprechend, einen selbständigen Satz statt eines Relativsatzes gewinnen:

*Πᾶσιν ιητορίας ἀπ' ἐμῆς Ἑλλήσιν ἀμύνων,*  
*ὅῃ ἐπαρξέ(σ)σαι οἱ<sup>1</sup> μό[νον] οἱ δυνάμην.*

480, 3 scheint in *ΑΓΕΙΕΝ* nichts anderes zu suchen als *ἄγιον* und demnach zu schreiben:

*α[ι]εῖ γὰρ τὰ δοκοῦντα θεοῖς ἄγι[ο]ν κατὰ μάντιν.*

533, eine Grabschrift aus Perinthos, hat der Her. nach Alb. Dumont (*Inscriptions de la Thrace*, Nr. 71 [jetzt

<sup>1</sup> [Vgl. das ebenso dazwischen gestellte *αἰαῖ* Nr. 697 oder *φεῦ* Nr. 706. *οἷ* begegnet auch Nr. 565, 5.]



Dumont-Homolle, Mélanges d'Archéologie p. 380, Nr. 71])  
also geordnet:

....ὦ φίλε μ[ῆ...τ]αχύ, μή με [πα]ρ[έ]λθης  
γνώθι] βίου τὸ τέλος, χαῖρε [λ]έγων.  
Ῥαγέδ[α]φνος Μάρωνι ἐκ τῶν Μάρωνος  
μνείας χάριν.

Sämtliche Ergänzungen und Berichtigungen scheinen mir, so weit sie reichen, vollkommen sicher. Allein warum sollte dem Pentameter sein Ende, dem Gedanken sein Abschluß fehlen? Es muß nach χαῖρε λέγων ein πάριθι oder πάραγε (vgl. 217, 1; 536 fin.; 627, 1) ausgefallen sein. Doch nein! das Vermißte ist vorhanden, sobald wir uns entschließen den wahrlich keines besseren Loses würdigen, barbarischen Eigennamen um einen Kopf kürzer zu machen. Ich schreibe:

Χαίροις] ὦ φίλε, μ[ῆ] οὐτῶ τ]αχύ, μή με [πα]ρ[έ]λθης·  
γνώθι] βίου τὸ τέλος, χαῖρε [λ]έγων πά]ραγε.  
Ῥαγέδ[α]φνος Μάρωνι κτέ.

Der einschmeichelnde Ton der Aufforderung mahnt mich an ein paar Verse, die ich einst auf der Höhe eines Gebirgsjoches unter einem Madonnenbilde gelesen habe:

Herzliebstes Kind, wo eilst du hin?  
Gedenk', daß ich dein' Mutter bin.  
Weil ich dich lieb' herzinniglich,  
Drum bleibe stehn und grüße mich.

Beiläufig, bei Dumont a. a. O. Nr. 28 findet sich ein, von diesem selbst (wie es scheint) nicht als solcher erkannter, bis auf einen Fuß ganz wohl gebauter, Vers, der in unserer Sammlung fehlt. Es ist der katalektische anapästische Trimeter:

Ἀντιοχέος τῆς πρὸς Δάφνην τόδε δῶρον.

Auch will ich das Buch nicht aus der Hand legen ohne zu bemerken, daß Nr. 61a wahrscheinlich zu lesen ist: ἀνγάζων (statt Ἀνγα? ζῶν) ὑπὲρ αὐτοῦ καὶ τῶν ἰδίων εὐχήν. Es ist

ein poetischer Ausdruck statt des gewöhnlichen ζῶν oder ζῶν καὶ φρονῶν.<sup>1</sup>

537 habe ich im Rhein. Mus. XXXII, 475 behandelt,<sup>2</sup> in einem Aufsatz, der Herrn Kaibel zur Zeit, da dieser Teil seines Buches gedruckt ward, noch nicht vorlag. Meine Herstellung des zweiten Verses halte ich entschieden aufrecht; daß er es in 437 den „Addenda“ unterlassen hat, mir die Priorität der Ergänzung von V. 3 zuzuerkennen, erwähne ich nur darum, weil ich Grund zu der Annahme habe, daß Herr Kaibel geradezu die Geltung des Grundsatzes bestreitet, vermöge dessen eine Entdeckung — sie sei nun groß oder klein — ausschließlich demjenigen zuzuschreiben ist, der sie zuerst veröffentlicht hat. Ein anderes Mal hat der Her. mir gegenüber einen auffallenden Mangel an Billigkeit bekundet. Oder wer könnte aus seiner abfälligen Nachtragsbemerkung zu Nr. 40 (S. 518) die Tatsache entnehmen, daß ich das für die Restitution von V. 6 entscheidende ἐσθλός nicht nur vor dem Her., sondern im Widerspruch mit dem gefunden habe, was er auf dem Stein zu sehen vermeint hatte?

572, 3—4 [jetzt I. G. XIV, 1935] lautet:

καὶ μοι ἀδελφεῖν κῆται νέη ἐγγυς Ὑγείη  
ἐπαίτης· τῆς δ' ἦν οὔτι γλυκειότερον.

Der Her. bemerkt mit Recht zu 4 „pulcerrime hoc dictum“. Ich denke, die zwanglose Lässigkeit und damit die Schönheit des Ausdrucks gewinnt noch durch das Asyndeton: τῆς δ' ἦν κτέ.

Zwei erstaunliche Mißverständnisse begegnen uns in der Erklärung von 615. Die Worte κύτος κόσμοιο πέδησα können weder an sich bedeuten „vitae monstrum superavi“ noch paßt dieser Gedanke im mindesten zu dem Zusammenhang, in dem er auftritt, oder zu dem heiter sorglosen Tone, in welchem die Grabchrift des leichtblütigen Schulmeisters abgefaßt ist. Die Phrase κύτος κόσμου wird (s. v. κύτος) in

<sup>1</sup> [Ich ziehe es jetzt vor, in Ἀνγάζων den Eigennamen zu erkennen, der in einer Grabinschrift — Bulletin de Corr. Hell. III, 260 — begegnet. So auch Dumont-Homolle a. a. O. p. 346, Nr. 61a.]

<sup>2</sup> [Seither auf Grund einer neuen und genaueren Kopie in Archäolog.-epigraph. Mitteil. VI, 38f.]

mannigfachen Variationen im Thesaurus nachgewiesen und besagt nichts anderes als den „Umfang der Welt“. Hier ist sicherlich von geometrischer oder geographischer Forschung und Lehre die Rede. Zu εἴτ' ἤμην πρότερον εἶτε χρόνους ἔσομαι ist notwendig ein „gleichviel“, „non curo“, οὐ μοι φροντίς zu denken. Gleichwie Platon aus der vermeintlichen Präexistenz der Seele auf ihre Postexistenz schloß, zogen die Bestreiter des Unsterblichkeitsglaubens aus unserem Nichtwissen von einem früheren Dasein den entgegengesetzten Schluß. „Non fueras: nunc es iterum: nunc (tunc?) desines esse“ (Renier, Inscr. de l'Algérie 717, nebst vielem ähnlichen angeführt von Friedländer, Sittengesch. III<sup>1</sup>, 617 = IV<sup>8</sup>, 363). Vgl. außerdem — worauf mich Otto Hirschfeld aufmerksam macht und was sich durch die Abkürzungen als formelhaft erweist — Henzen 7387: n(on) f(ui), f(ui), n(on) s(um), n(on) c(uro) und C. I. L. V, 1813: n(on) f(ui), n(on) s(um), n(on) c(uro). An einen Anhänger „disciplinae . . . Pythagoricae“ zu denken, ist mithin nicht der leiseste Grund vorhanden.<sup>1</sup>

633 [jetzt I. G. XIV, 1505] hatte der Her. unzweifelhaft Recht aus den überlieferten Zeichen ΔΥCΘΟΡΟC oder ΔΥCΩΡΟC nicht mit Franz δύσμορος sondern ΔΥCΦΟΡΟC zu gewinnen. Allein warum soll dies ein Eigenname und nicht vielmehr ein Appellativ sein? Die lakonische Grabschrift lautet:

ΒάσσοC ἐγὼν ὃδ' ἐκείνοC δν ἔκτανε δύCφοροC ἀνὴρ.

Das Prädikat scheint mir ausnehmend wohl gewählt um einen gewalttätigen, vielleicht mächtigen, jedenfalls gefürchteten 438 Mann zu bezeichnen, den man durch den Ausdruck schwererer Verdammnis zu reizen nicht wagte. Auch mag es sich hier um einen Totschlag, nicht um einen — grausamen — Mord handeln wie 685:

Τύμβον ὁρᾷC, παροδεῖτα, περικλειτῆC ῬοδογούνηC,  
ἦν πτάνεν οὐχ ὁσίωC λάεCι δεινὸC ἀνὴρ· κτέ.

<sup>1</sup> [Vgl. auch 1117 Kaibel und Anthol. Pal. VII, 339: Οὐδὲν ἐὼν γεγόμεν· πάλιν ἔσομαι, ὡC πάροC, οὐδέν. — Später von Kaibel unter Rücksichtnahme auf die obige Darlegung doch etwas verschieden erklärt I. G. XIV, Nr. 2068: „veni abii sine labe nec quod quaerere nefas erat quaerebam num antea fuissem vel postea futurus essem“.]

689, die Grabschrift eines hoffnungsvollen syrischen Knaben, hat der Her. aus zwei getrennten Stücken (C. I. 6316 und 6318) kunstvoll zusammengesetzt. Von V. 2 abgesehen, wo der syrische Eigenname jedes Herstellungsversuches zu spotten scheint (auch  $[\mu\eta]\tau[\rho]\acute{o}\varsigma$  halte ich für verfehlt, da man den Namen des Verstorbenen selbst erwartet), läßt sich das Stück vollständig ergänzen. V. 3—5 möchte ich nämlich, den Spuren des Her. folgend, also ordnen:

ἐνδεχ' ἔτη  $[\pi\lambda\acute{\iota}]σας$ ,<sup>1</sup> δωδ $[\epsilon\kappa]$ άτου δ' ἐπιβάς.  
 μηδὲν ἐν ἀνθρώποισι  $[\kappa]ακὸν$  γνούς, μηδὲ βί $[\alpha]$ ί $[\tau]$ ου  
 μικροτάτου  $[\mu]ύστης$ , ἄ $[\nu\theta\iota\nu\omicron\nu]$  ἔρνος ἔτι —

$\muύστης$  ist eigentlich so gut als überliefert, da das  $M$  auf diesem Steine eine Gestalt hat, die von  $\epsilon\iota$  nicht ganz leicht zu unterscheiden ist (vgl. C. I. G.). Das  $AN$  von  $\acute{\alpha}\nu\theta\iota\nu\omicron\nu$  glaubten die früheren Herausgeber wenigstens zu erkennen, und ich wüßte nicht, welches andere Wort den Bedingungen der Aufgabe so vollständig genügte. „Nicht in das kleinste Unrecht eingeweiht“ und ein „Blütenreis“ (nicht ein Zweig, der schon Früchte getragen hat) so heißt der früh verstorbene, unschuldvolle Knabe ebenso angemessen als poetisch.<sup>2</sup>

Der Rätsel von 724 wird kaum irgend jemand völlig Herr werden. Nur daß der Her. V. 1 mißverstanden hat („*qui omnibus amicus*“), möchte ich mit Zuversicht behaupten. Die ersten drei Verse lauteten etwa (zum Anfang vgl. 287. 1 —  $\tau\omicron\iota\varsigma$   $\Pi\rho\alpha\sigma\acute{\iota}\nu\omicron\iota\varsigma$  rührt von Franz her):

κεῖμαι παῖσι φί $[\lambda\omicron\iota\varsigma]$  ἐχθρὰς ὀδύνας κατα $[\lambdaείψας]$ ,  
 ἐν κλειτῇ  $[\rho\acute{\omega}\mu\eta$   $\tau\omicron\iota\varsigma$   $\Pi\rho]$ ασίνοις ἀρέσας,  
 . . . . .  $\lambda\alpha\beta\acute{\omega}\nu]$  θαλερὸν στέφος Ἡρακλῆ $[\sigma]$  —

<sup>1</sup> Vgl. z. B. 236, 2—3; 480a, 3; 694, 3. Minder gewählt ist der Ausdruck in 680, 1 und 702, 3. [Vgl. auch das auf dem Buchumschlag von Cesnolas Salaminia mitgeteilte Epigramm.]

<sup>2</sup> [In der Neubehandlung des Epigramms (I. G. XIV, Nr. 1728) hat Kaibel mein  $(\pi\lambda\acute{\iota})σας$  durch  $(τελέ)σας$  zu ersetzen vorgeschlagen,  $\muύστης$  fand er zweifellos auf dem Stein geschrieben, desgleichen aber  $\acute{\alpha}\lambda\lambda'$ , dann  $(\acute{\alpha})κέραιος$  ἔτι.]



[Der Anfang des 3. Verses enthielt wohl eine Zahlenbestimmung, beispielsweise *ἐννεάκις* oder *εἰκοσάκις* δέ.<sup>1</sup>]

Die in 727 und 729 so stark betonte treuliche Befolgung und Kenntniss heiliger Gesetze (*νομίμοις δὲ θεοῦ παρεγγένατο πᾶσιν — οὐδὲν ὅλως παρέβαινε — ἁγίων τε νόμων σοφίης τε συνίστωρ*) scheint weit eher auf jüdischen als auf christlichen Ursprung hinzuweisen. (Vgl. *φιλέντολος* C. I. G. 9904 und *μαθητῆς σοφῶν* 9908.) Auch nur an Judenchristen zu denken ist, meine ich, kein Anlaß vorhanden. [Zugestimmt hat mir Kaibel a. a. O. Nr. 1839.]

835, 3 möchte ich auf Grund der *praescripta* die [bis auf *φέρων* neue] Ergänzung wagen:

*εὐχὴν σοι τελέσας, Ὑψιστε, φέρων ἀνέθηκα  
τῷηλόθεν ἐκ νήσοιο Πόδου τέχνασμα ποθινόν κτέ.*

Mögen die ersten Verse von 847 immerhin (was mir <sup>489</sup> keineswegs ausgemacht scheint) eine Anspielung auf den angeblichen Selbstmord des Aristoteles enthalten, wie Boeckh und Welcker meinten, — nimmermehr darf man (so denke ich) die Lücke des V. 3 in der Weise ergänzen, wie der Her. vorschlägt: „*tale quid supplendum χερσὶν ἰδίαιν*“. Oder sollte der Stagirit nur darum göttlicher Ehren theilhaft werden, weil er Alexanders Lehrer war und weil er einen — nicht weiter motivierten — Selbstmord begangen hat? Als ob der Selbstmord an sich jemals für ruhmwürdig gegolten hätte und als ob an Aristoteles sonst nichts zu rühmen gewesen wäre! Da das Wort *σοφία* wenigstens V. 5 erscheint, so dürfte V. 3 eine Erwähnung der *ἀρετῇ*

<sup>1</sup> [Meine Auffassung des ersten Verses und die Ergänzung *Πώμῃ* hat Kaibel angenommen I. G. XIV, Nr. 1604. Hingegen hat er an den Anfang des 1. Verses ein [*Ενθάδε*] gestellt und mein *ἐχθρὰς ὀδύνας* durch *στοναχὰς* ersetzt. Für jenen Zusatz ist allerdings, da der Stein am linken Rand beschädigt ist, Raum vorhanden. Doch möchte ich den Rhythmus des Verses nicht ohne Not verschlechtern. Mein *ἐχθρὰς ὀδύνας* war natürlich nur beispielsweise eingesetzt; es kann ebensowohl *πικρὰς ὀδύνας*, *πικρὰς στοναχὰς* oder etwas Gleichbedeutendes dagestanden haben.]

am Platze sein, und ich möchte die Lücke beispielsweise also ausfüllen:

ἥ σε τέλος θανάτοιο [γέμουντ' ἀρετῆς ἐ]κίχανεν  
ὡς παύρους προτέρων ἀνέρας ἀγχιθέων.  
5 τῷ ῥα καὶ ἀζόμενος σοφίης ἐὼν ἡγητῆρα  
σ]τήσεν Ἀλέξανδρος[ς] κλεινὸν ἔπασσι θεόν.

Natürlich wäre dann ὡς παύρους an γέμουντ' ἀρετῆς aufs engste anzuschließen, wodurch sich auch der Anstoß erledigte, den Boeckh empfand ohne ihn in plausibler Weise beseitigen zu können: „sed offendit tamen in hac sententia illud τῷ vs. 5, nisi scripseris τόν.“ (C. I. G. I, 911).<sup>1</sup>

Die Lücke in 874, 7 läßt sich, denk ich, mit Sicherheit ergänzen und der Schluß der Weihinschrift demnach wie folgt schreiben:

5 ταύτῃ καὶ γένος ἔσχες ἐτήτυμον, Ἡράκλεια,  
Ἡρακλέους, Φοίβου πρὸς δ' ἔτ' [ἐπ' Ἰα]μ[ι]δῶν.  
οἱ σ' Ἐκάτ[ης κρυε]ραῖσιν ἀνηρείψα[ντο θυέλλαι]ς,  
αὐτοκασίγ[νήτην], θᾶκον ἐς [ἀ]θ[ᾶ]ν[ατον].

[Ähnlich hat Arthur Ludwig, Rhein. Mus. XLI, 617 (1886) den Vers ergänzt: οἱ σε κατε[ρχομέν]αισιν ἀνηρείψα[ντο θυέλλαι]ς.] Vgl. Od. δ, 726: ἀνηρείψαντο — θύελλαι; α, 241: νῦν δέ μιν ἀκλειῶς Ἀρπυιαὶ ἀνηρείψαντο. Den Harpyien ähnliche Sturmgeister, welche in der Windsbraut dahinrasen und sich ihr Opfer holen, fürchten noch die heutigen Griechen (Bernhard Schmidt, Volksleben der Neugriechen, I, 124); über die wilde Jagd der Artemis-Hekate handelt K. Dilthey im Rhein. Mus. XXV, 232—234. Auch in unserer Sammlung 376d erscheinen

<sup>1</sup> [Ganz anders v. Wilamowitz, Antigonos von Karystos 183, 5. Danach soll Alexander „der militärische Führer“ eines Theon gewesen sein, dessen Name in ΘCON gefunden wird. Eine Anspielung auf den angeblichen Selbstmord des Aristoteles wollte auch ich in den Anfangsversen nicht finden. Allein der Überschwang des Lobes erklärt sich doch weit besser, wenn man mit den Herausgebern an den Welteroberer und seinen weltberühmten Lehrer denkt. Die Eingangsworte beziehe ich auf des Aristoteles Flucht aus Athen. Daß es sich um eine „ficta dedicatio“ handelt, hat schon Welcker erkannt, dem Kaibel zustimmt. Übrigens schreibt Dittenberger V. 3 πολυκλαύτοιο.]

Dämonen der Hekate, und die Harpyien als Würgerinnen kennt die Grabschrift der Regilla (1046, 14—15: οὐνεκά οἱ παῖδας μὲν — Ἀρπυιαὶ κλωθῶες ἀνηρείψαντο μέλαιναι).

Zu dem vielbehandelten 1042 habe ich mich der Schluß- 440 worte von 108 erinnert, wonach auch hier zu schreiben sein könnte:

Ἐν μ]έσ(σ)[ωι K]ε[φαιλ]ῆς τε καὶ ἄστειος [λάϊνος]  
[ ]Ερμῆς.

[Vgl. Wilhelm in Österr. Jahreshften II, 229.]

— — — — —  
877 a (p. 534) möchte ich anders als der Her. (bei dessen Deutung *πρωτον* V. 1 und *πρωτω* δὲ V. 3 in völlig verschiedenem Sinne gebraucht wären) also verstehen. „Ich“ — so spricht Soterios — „bin der erste Sophist, den die Ephesier zweimal (und zwar von Athen) berufen haben, desgleichen der erste, dem sie usw.“ Dann wäre die Ehreninschrift ein Beitrag zur Geschichte antiker „Berufungen“.

Und damit scheiden wir von einem Buche, dem wir ebensoviel Genuß als Belehrung verdanken.

[Beim Wiederabdruck des vor einem Menschenalter veröffentlichten Aufsatzes habe ich einiges getilgt, vornehmlich dort, wo seither angefertigte Abklatsche oder Kopien der Inschriften die vorher versuchten Ergänzungen als unhaltbar erwiesen haben.]

## 20. Ein Weihgedicht aus Dodona.<sup>1</sup>

Der Ährenlese sollte der Erntekranz nicht fehlen. Seine Stelle mag ein kleines Weihgedicht einnehmen, das einzige, welches dem Boden des alten Dodona bisher entstiegen ist. Die wenigen Verse haben mich lange und viel beschäftigt; wenn sie nunmehr dem Leser in teilweise gesicherter Gestalt geboten werden, so verdankt er dies der überaus großen Freundlichkeit des Herrn Karapanos und der unerschöpflichen Güte des Herrn Alfred Schöne zu Paris. Ersterer hat die wiederholte Prüfung des durch Rost arg beschädigten Originals bereitwilligst gestattet und bei derselben mitgewirkt, letzterer keine Mühe gescheut, um der Wissenschaft diesen Dienst zu leisten.

Auf dem Griff der XXVI, 8 bei Karapanos (Dodone et ses ruines) abgebildeten eisernen Badestriegel sind vier Verse eingegraben. Der erste und dritte lassen sich mit annähernder Sicherheit, der zweite (dessen unrhythmischer Bau befremdlich, aber vielleicht doch nicht ganz unmöglich ist) mit weit geringerer Wahrscheinlichkeit herstellen, der vierte gibt sich als eine an den Beschauer gerichtete Ansprache zu erkennen, im übrigen entzieht er sich annoch jeder irgend

---

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen aus Österr.-Ung. V, 137 ff. (1881). — [Es ist der Schluß des Aufsatzes „Dodonäische Ährenlese II“, den ich ebenso wie seinen Vorgänger „Dodonäische Ährenlese I“ (Archäolog.-epigraph. Mitteilungen IV, 59 ff.) und ein demselben Bereich angehöriges Stück: „Eine Orakelantwort aus Dodona“ (Berliner philol. Wochenschrift 2./2. 1884) darum nicht wieder veröffentliche, weil all das seither bei Collitz, „Sammlung der griechischen Dialektinschriften“ Bd. II, also an einem allgemein zugänglichen Orte, reproduziert worden ist.]



sicheren Deutung. Ich schreibe, die von Karapanos (Texte p. 107) vorgeschlagene Lesung ergänzend und berichtigend:

*Ζηνικέτη<ι> βασιλεῖ χ[ρ]ησμ[ω]δία [ἦλθε Διῶ]νας·  
 „χοῖμα καὶ ἐργασία σᾶ πασ[α]ν [ἀν] Ἑλλάδα λάμψει“.  
 αὐτὸς ἐπισταμένα<ι> τελέσας χ[ερὶ θεοῖς μ' ἀνέθηκεν  
 . . . . . ὧ ξένε . . . . .*

Z. 1 las Karapanos zuerst X·HΞA!M-ΔΔ!ΟΞN, was weder einen passenden Sinn ergab (er schrieb: *Χοῖσαι μ·α Διὸς Ν[άου καὶ Διῶ]νας*), noch zu seiner richtigen Wahrnehmung, daß uns hier Verse vorliegen, irgend stimmen wollte. Herr Alfred Schöne fand bei seiner ersten Untersuchung des schwer zu entziffernden Originals, daß „sicher ΣΜ“ zu lesen ist, „welcher Lesung Karapanos jetzt auch beipflichtet“. Bei erneuter Prüfung des Objekts las Herr Schöne ΣΜ·Χ!Α und bemerkte ferner: „Die Stelle ist sehr verrostet, aber die Schriftreste sind der Art, daß sie ein Omega (natürlich ohne Jota adscr.) gestatten. Einmal habe ich es sogar zu erkennen geglaubt.“ (Ich hatte nämlich angefragt, ob nicht *χοησμῶι* zu lesen sei, was ich mit *Διὸς ἡδὲ Διώνας* verbinden wollte.)

Z. 2 gibt die Zeichnung bei Karapanos:

*ΧΡΗΜΑΚΑΙΕΡΓΑΣΙΑΣΑΓΓΑΣ·N*, was im Text als *χοῖμα καὶ ἐργασίας ἔπασ[ιν]* . . . . . erscheint. Hier belehrte mich Herr Schöne darüber, daß das Γ, an dessen Richtigkeit ich gezweifelt hatte, „unverkennbar ist, und Karapanos bestätigt diesen meinen Eindruck“.

Z. 3 hatte Karapanos auf eine Herstellung verzichtet und sich damit begnügt, *αὐτὸς ἐπιστάμενα τελέσας χ* . . . . in in den Text zu setzen.

Z. 4 gibt Karapanos: *·ΕΧΩΞ·Δ . . . ΕΥΝ . . . ΣΩΞΕΝΕΣΙ*, Schöne (der fast in jeder Zeile einige Buchstaben weniger wahrnahm als Karapanos, aber freilich überzeugt war, daß sich bei oft erneuter Besichtigung, mit wechselndem Licht usw., noch manches würde erkennen lassen) las: „*·Χ! . . . . . √Ε . . Σ·N . . ΣΩΞΛNE . ∟ . ☒* (kann M oder Σ gewesen sein).“

Die Buchstabenformen erscheinen bei Schöne etwas weniger altertümlich als bei Karapanos, indem die Sigma nicht weit geöffnet, sondern fast ausnahmslos mit horizontalen Ober- und Unterstrichen gebildet sind. („Die Sigma sind so wie ich sie gemacht habe.“) Statt ΝΙ im Eigennamen V. 1 gibt Schöne ΑΧ und will diesen Querbalken nicht mit Karapanos als zufällige Beschädigung gelten lassen.

Eines scheint mir unwidersprechlich: das Weihgeschenk rührt von der Hand des Weihenden selbst her. Nur so erklärt sich V. 3; denn welchem Künstler oder Kunsthandwerker (auch wenn man den Namen eines solchen in V. 2 unterbringen könnte) hätte man es wohl nachgerühmt, daß „er selbst mit kunstverständiger Hand“ — eine einfache, jedes Schmuckes entbehrende, eiserne Badestriegel angefertigt habe?! Und nur so löst sich auch der sonst unbegreifliche Widerspruch zwischen der Geringfügigkeit der Gabe und dem fürstlichen Range des Gebers. Nicht der — wertlose — Stoff, nicht die — alltägliche — Arbeit verlieh diesem Weihgeschenk seine Bedeutung, sondern einzig und allein die vornehme Werkstatt, aus der es hervorgegangen. (Über den dilettantischen Kunstbetrieb griechischer Fürsten vgl. Plutarch, Demetrius c. 20.) Wer aber war dieser „König“ und was bot ihm den Anlaß zu solch befremdlicher Widmung?

Die Antwort auf die zweite Frage enthält, wenn wir nicht irren, das Wort *χρησμοδία* des ersten Verses und unsere — dadurch gebotene, im wesentlichen doch wohl nicht unrichtige — Herstellung von V. 2, der natürlich als Glied einer längeren Reihe zu betrachten ist. Das Orakel selbst hatte eine Arbeit des fürstlichen Metallarbeiters verlangt und zugleich seine Kunstfertigkeit mit jener Überschwänglichkeit gepriesen, die dilettierenden Potentaten und Potentätchen gegenüber allezeit im Schwange war. Auf die Wahl des absonderlichen Vorwurfs konnte die im Wort *ἐργασία* liegende Zweideutigkeit Einfluß üben; vielleicht war dieser „Herrscher“ gleich einem Hermias von Atarneus aus dem Sklavenstande emporgestiegen und glaubte er dem Geheiß der Gottheit nur dann vollständig zu genügen, wenn nicht nur ein „Werk

seiner Hand“ sondern auch ein Denkmal seiner einstigen „Hantierung“ die Orakelstätte zierte.

Unsere gesamte Überlieferung kennt bisher nur einen Zeniketes (die Namensbildung gleicht jener von *Ἀπολλωνικέτης* und *Ἰσμενικέτας*) und dies war in der Tat ein Fürst, wenngleich nur ein kleinasiatischer Raubfürst, der einen Teil Lykiens und Pamphyliens beherrschte und, von Servilius Isauricus nach tapferer Gegenwehr besiegt (78 v. Chr.), den Flammentod der Gefangenschaft vorzog (Strabo 14, 671). Ist dies der Unsrige? Ich möchte die Frage nicht mit Sicherheit bejahen, noch weniger mit Entschiedenheit verneinen. Das dodonäische Heiligtum war in jener Zeit verarmt und tief gesunken (s. Karapanos, Texte p. 170 ff.); allein es konnte vielleicht eben darum in der Wahl seiner Gönner wenig wählerisch sein und mochte sich auch zweifelhaften fürstlichen Existenzen gegenüber nichts weniger als spröde erweisen.<sup>1</sup> Die ausnahmslose Auslassung des stummen Jota spricht für die vorausgesetzte Epoche (vgl. Franz, Elem. epigr. gr. p. 233 und Köhler, C. I. A. II, 1 p. 420), während die Buchstabenformen nur in zwei Punkten — Γ statt Π and κ statt K — altertümlicher sind als z. B. jene der in die Jahre 39—32 v. Chr. gehörigen Urkunde bei Köhler a. a. O. Nr. 482. [Wilhelm erinnert, daß die Urkunde nach Kirchner wahrscheinlich in das Jahr 35/4 gehört.]

Die endgültige Lösung des Rätsels schlummert wohl in den verrosteten Schriftzügen von V. 4, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine geographische Angabe oder sonstige nähere Bestimmung enthalten.

---

<sup>1</sup> [An unsere Weihinschrift anknüpfend handelt über diesen lykischen Raubfürsten Benndorf in der Festschrift für O. Hirschfeld S. 81 ff.]

## 21. Eine archaische Inschrift.<sup>1</sup>

Der Güte des Herrn Comparetti verdanke ich die Kenntnis seines im jüngsten Hefte der Rivista di filologia (XI in.) veröffentlichten Aufsatzes „Due epigrafi greche arcaiche“. Die höchst originelle Behandlung, welche der hochverehrte Kollege dem zweiten dieser Stücke angedeihen läßt — es ist dies das alte Sphinxrätsel C. I. G. I, Nr. 5 = Inscript. antiquiss. 550 — hat auch mich zu einigen kritischen Bemerkungen angeregt. Derselbe liest jene Gefäßumschrift wie folgt:

Δις πέπ<ν>υτ' ιδώς (= εἰδώς), τῶι ὄννυε π[α]τ' ὀχί<σ>ειν.

Die Erklärung und Rechtfertigung dieser Lesung will ich so weit als möglich mit den Worten ihres Urhebers anführen. Δις gilt ihm auf Grund bekannter Grammatikerzeugnisse als eine Nebenform von Ζεύς. Der Ausdruck πέπνυτ(αι) εἰδώς sei eine „espressione opportuna à significare l'onnisciente sapienza di Zeus“. Über ὄννυε heißt es, niemand werde von der „volgare assimilazione ὄννυε per ὄμνυε“ überrascht sein. Wie ὀχίσειν zu verstehen ist, erhellt aus der Paraphrase des ganzen Verses, welche — mit Rücksicht auf die bildliche Darstellung des Gefäßes — also lautet: „Duo nomini in luogo deserto assaltano un viandante e minacciando colla spada sguainata gl'ingiungono di giurare per Zeus che è profondo conoscitore di ogni cosa, di portar loco degli averi. Forse si tratta di una rivendicazione violenta, poichè parebbe strano, che predoni invocassero Dio come testimone e conscio di ogni cosa.“

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen VI, 91 (1882).

Dagegen habe ich — um von jenen Einwänden, die sich nicht wenigen Lesern wohl von selbst aufdrängen, und auch von der Häufung so vieler Singularitäten abzusehen — folgendes zu erinnern:

1. Die zur Restitution aufgewendeten kritischen Hilfsmittel sind keineswegs gelinder Art. Zwei Buchstaben werden eingeschoben und ein dritter ( $M = \mu$  in  $\pi\acute{\alpha}\mu\alpha\tau'$ , wofür  $M = \sigma$  überliefert ist) wird verändert, obgleich er nicht nur in Tischbeins Faksimile (unserer einzigen Quelle, da das Original verschollen ist) klar und deutlich erscheint — genau so gebildet wie noch zweimal in dieser kurzen Inschrift —, sondern sich auch mit seiner Umgebung zu einem sprachlich und metrisch tadellosen Worte zusammenschließt.

2. Es scheint gewagt, die bildliche Darstellung auch nur als „Gegenprobe“ herbeizuziehen, da ihre Deutung keineswegs feststeht. Otto Jahn und Birch, auf welche Herr Comparetti selbst verweist, haben in der Mittelfigur nicht einen Angegriffenen und Bedrohten, sondern <sup>92</sup> einen Vermittler erblickt, der zwei Streitende zu trennen bemüht ist. Ich darf hinzufügen, daß ein genauer Kenner dieser Dinge, dem ich Tischbeins Abbildung vorwies (Collect. of engravings of anc. vases I, Taf. 23), sofort dieselbe Auffassung und zugleich die Überzeugung kundgab, jeder Spezialgelehrte werde in dieser Darstellung denselben, vielfach nachweisbaren Typus erkennen, der jetzt (nach W. Kleins und Brunns einschlägigen Erörterungen, Verhandlungen der 29. Philologen-Versammlung zu Innsbruck — 1874 — S. 152ff.) einstimmig auf den Waffenstreit des Aias und Odysseus bezogen wird.

Angesichts dieser Sachlage empfiehlt es sich, von jedem Zusammenhang zwischen Bild und Schrift vorläufig (und wegen der graffito-artigen, auf nachträgliche Einritzung hindeutenden Beschaffenheit der letzteren auch wohl endgültig) abzusehen und die überlieferten Züge noch einmal völlig unbefangen zu betrachten. Vielleicht verraten sie uns also befragt ihr bisher sorglich gehütetes Geheimnis.



Die Inschrift lautet, ihres archaischen Charakters entkleidet, wie folgt:

ΔΙΣΠΕΠΥΤΙ.ΟΣΤΟΙΟΝΝΥΕΠΑΣΑΤΟΧΕΕΝ

Zweierlei ist hier zu bemerken: das achte Zeichen ist nicht ein vollständiges Τ (Τ), sondern ein bloßer Vertikalstrich, der — wenn er nicht als γ gedeutet werden soll, was nicht zum Ziel zu führen scheint — Änderung oder Ergänzung heischt. Im letzteren, hier von vornherein wahrscheinlicheren Falle bietet sich zunächst die auch von Herrn Comparetti beliebte Vervollständigung zu Τ dar. Das zehnte Zeichen hingegen ist das einzige, welches von Verschiedenen verschieden, von den einen als ρ, von den anderen als δ gelesen worden ist; es scheint daher methodisch geboten, dieses zweifelhafte Element vorerst von der Untersuchung auszuschließen. Und mehr als dies: es ist a priori nicht wahrscheinlich, daß in diesem einen Falle eine unrichtige Wiedergabe stattgefunden hat; denn das Zeichen ist dem Anfangs-Δ zu ähnlich, um füglich einen anderen Laut vertreten, nicht ähnlich genug, um mit ihm identisch sein zu können. Dies die einfachen Voraussetzungen, auf Grund deren eine Lesung zu suchen ist, vorbehaltlich der Umkehr von diesem Wege, falls er sich als ein Irrweg erweisen sollte. Dessen bedarf es aber nicht, wenn wir anders lesen dürfen:

*Δίψη Πύτινος τοῖόν νυ ἐπάσατο χήεν.*

„Flaschner litt Durst; da hat er sich denn solch ein (handliches) Ding zum Eingießen angeschafft.“

93 Davon ist weitaus das meiste, nämlich die letzten vier Worte, schon von Boeckh (τοῖόν νυ<sup>1</sup> ἐπάσατο) und von

<sup>1</sup> Der Hiatus samt der τομή κατὰ τέταρτον τροχάων soll uns so wenig kümmern, wie er Boeckh gekümmert hat (C. I. G. I, p. 869). Mag dieser Anstoß schwerer oder leichter wiegen (vgl. Christ, Metrik<sup>2</sup> § 54 und Hermanns Orphica p. 693, [F. D. Allen, Papers of the American School ... at Athens IV, 54]) als jener, welchen der illegitime Hiatus nach ιῆ in Herrn Comparettis Herstellung bietet (Christ § 232): kein Einsichtiger wird von dem „Gelegenheitsvers eines Unbekannten“ (um mit Boeckh zu sprechen) technische Vervollendung heischen.

Röhl ( $\chi\acute{\eta}\epsilon\iota\nu = \chi\epsilon\acute{\iota}\epsilon\iota\nu$ , vgl. Curtius, Verbum I<sup>2</sup>, 305)<sup>1</sup> gefunden worden. Nur die beiden ersten Worte schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Ich versuche sie durch zwei Annahmen zu lösen, die man schwerlich gewaltsame schelten wird. *Πύτινος* ist als Appellativ (Flaschenfisch) neben *πυτίνη* (Flasche) nachgewiesen; ich setze voraus, daß das Wort auch als Eigennamen entweder wirklich galt oder doch in scherzhafter Absicht (zur Bezeichnung eines Zechers) verwendet werden konnte. Desgleichen gestatte ich mir die Voraussetzung, daß der Doppellaut  $\psi$  hier durch  $\sigma\pi$  statt durch  $\pi\sigma$  oder  $\varphi\sigma$  ausgedrückt ward, gleichwie der Vasenmaler Epiktet regelmäßig *ἔγρασφεν* schrieb (C. I. G. IV, 8161 ff.) oder in einer akrostichischen Grabschrift (226 Kaib. vgl. österr. Gymn.-Zeitschr. 1878, 433 [hier S. 183 ff.])  $\xi$  durch  $\sigma\kappa$  vertreten wird, um von den dorischen und äolischen Formen *σπαλῖς*, *σπέλιον*, *σκίφος* samt Derivaten (Ahrens I, 48—49) nicht zu sprechen oder auch von der Schreibung *εὐσχάμενος* auf einer attischen Inschrift (C. I. A. I Add. zu Nr. 353 [= I. G. II p. 222]); man darf übrigens in solchen Fällen wohl auch an individuelle Verschiedenheiten der Aussprache denken, etwa wie bei dem analogen *Καλιτράστη* statt *Καλλιστράτη* auf einer Vase bei Brunn, Gr. Künstl. II, 699, oder bei *Θρεσπωτῶν* statt *Θεσπρωτῶν* in einer dodonäischen Inschrift, Taf. 27, 2 Karap., um wieder von den dialektischen Anomalien dieser Art wie *δρίφος*, *ὄλχος* usw. abzusehen (Kühner I<sup>2</sup>, 224, 3). [Vgl. auch Kretschmer, Hermes XXVI, 119f. A. W.] Dem konsekutiven Infinitiv in *ἐπάσατο χεῖν* entspricht am genauesten wohl das homerische (θ 44): *τῷ γάρ . . . θεὸς δῶκεν ἀοιδήν | τέρπειν* „um damit zu erfreuen“. Durch das dorische Imperfekt *δίψη* endlich (vgl. z. B. *νίκη* C. I. G. I, 17 [I. G. IV, 561 A. W.]) erhält die Inschrift festes dialektisches Gepräge und reiht sich nunmehr wie im Alphabet so auch in der Sprache der kleinen Zahl von Denkmälern an, welche die dorische Mundart der achäischen Kolonien in Unteritalien vertreten (G. Meyer, Gr. Gramm.<sup>2</sup> XXIV f.).

<sup>1</sup> Die Vokalisation ist natürlich unsicher, da auch andere Möglichkeiten vorhanden sind (Ahrens II, 303).

- 94      Schließlich sei noch bemerkt, daß die Form des Vasenbildes (eine Nachbildung der Vase als solcher gibt es leider nicht) allerdings auf ein Trinkgefäß hinweist und daß die einzige von mir supponierte falsche Lesung, jene des zehnten Zeichens, am leichtesten erklärbar wird, wenn N, das auf unserer Inschrift in zwei verschiedenen Formen erscheint, hier jene dritte Gestalt besaß, die *Inscript. antiquiss.* 123 ... begegnet; dann brauchte der Buchstabe nur gleich jenem T verstümmelt gewesen, nicht eigentlich verlesen zu sein. [Wilhelm verweist auf die von der meinigen abweichende Ergänzung der Inschrift, die O. Hoffmann in *Griechischen Dialektinschriften* Nr. 1657 in Vorschlag gebracht hat. Danach hätten die ersten 4 Worte zu lauten: *Δίς πη, Πύρρι, δός,* was mir als wenig wahrscheinlich gilt.]
-

## 22. Zu griechischen Inschriften.<sup>1</sup>

148

1. Eines Wortes der Erklärung scheint das viel behandelte älteste Votivepigramm aus Delos noch zu bedürfen (Inscript. antiquiss. 407):

*Νικάνδρη μ' ἀνέθηκεν ἐκηβόλῳ ἰοχαιρῶν,  
Κούρῃ Δεινοδίκῳ τοῦ Ναξίου, ἔξοχος ἀλ[λ]έων,  
Δεινομένεος δὲ κασιγνήτη, Φράξου δ' ἄλοχος μ[ε].*

Die Wiederkehr des Personalpronomen am Schluß des Gedichtchens soll dieses (freilich nicht ohne altertümliche Unbeholfenheit) abrunden helfen, vornehmlich aber der Nennung <sup>149</sup> des Gatten, der sonst hinter dem Vater und Bruder allzu sehr zurückstünde, den erforderlichen Nachdruck verleihen: „Nikandre hat mich geweiht — mich die Gemahlin des Phraxos.“ Man darf daher sicherlich das Schlußwort weder (wie Homolle und Jebb wollten) mit einem etwa folgenden *ὁ δεῖνα ἐποίησεν* verbinden, noch es (wie Fränkel und Röhl vorschlugen) durch den Lückenbüßer *μήν* ersetzen, oder gar dieses Füllsel (mit dem Letztgenannten) weiblichem Ungeschick beimessen, da doch der Spender eines Weihgeschenks nicht in der Regel auch Verfasser des Weihgedichtes ist.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen VII, 148f. (1883).

<sup>2</sup> Die Figur der *ἀναδιπλωσις* ist gewiß oft verkannt worden, schwerlich jemals seltsamer als in den Worten einer vor kaum zwei Jahrzehnten zum ersten Male veröffentlichten Rede (deren Gegenstand an die Arginusenschlacht erinnert): *ἦν τις ἄρα, ἦν ἐν αὐτοῖς καὶ τετραμένος μόνον καὶ ἡμιθνής· μηδεμίαν αὐτῶν φροντίδα ἐποίησατο ὁ στρατηγός* — wo der Herausgeber das erste HN für *ἦν* = *ἔάν* hielt und den demungeachtet nachfolgenden Indikativ (*ἦν*) unter jene „*graves incorrections*“ rechnete, „*qui sont évidemment de véritables lapsus calami*“!

2. Eine neue Variation eines in griechischen und lateinischen Grabschriften mehrfach wiederkehrenden, durch die unverhohlene Leugnung des Unsterblichkeitsglaubens bemerkenswerten Ausspruchs hat Herr Ramsay kürzlich in Phrygien entdeckt und im Bull. de corresp. hellén. VI, 516 bekannt gemacht. Der Vers — denn ein solcher ist augenscheinlich beabsichtigt — lautet also:

Ὀὐκ ἦμην (ἐ)γενόμην· οὐκ ἔσομ'(αι), οὐ μέλι (sic) μοι

woran sich der prosaische Stoßseufzer reiht: ὁ βίος ταῦτα. Der Verseschmied hatte wahrscheinlich ein besseres Original vor Augen, das mit den Worten οὐκ ἔσομ', οὐκ ἀλέγω oder mit οὐκ ἔσομαι· τί πλέον; abgeschlossen haben wird. (Vgl. die lateinische Formulierung desselben Satzes: *non fui, fui; non sum, non curo* und worauf sonst Zeitschr. f. österr. Gymn. 1878, 437 [hier S. 191] und in diesen Blättern VI, 31 verwiesen worden ist.) [Hierzu bemerkt Ad. Wilhelm: 1. Statt *με:νῦν* Blaß, Jahrbücher f. klass. Philol. 1891, 135; *με* behalten von Solmsen, Inscr. gr. sel.<sup>3</sup> 53. — 2. οὐκ ἦμην — Indices zu IG. XIV p. 763. ὁ βίος ταῦτα, vgl. Beiträge z. griech. Inschriftenkunde S. 201, J. Keil und v. Premmerstein, Reiseberichte in Wiener Denkschriften 1911, Nr. 84, S. 45.]



## 23. Zu attischen Grabepigrammen.<sup>1</sup>

41

Ulrich Köhler hat kürzlich (Ath. Mitteil. X, 405) ein neu aufgefundenes attisches Grabepigramm („nicht viel jünger als die Mitte des vierten Jahrhunderts“), an welches er lehrreiche Betrachtungen knüpft, bekannt gemacht:

*Γηραιὴν ἄνοσον παῖδας παίδων ἐπιδοῦσαν  
 Ἀνσίλλαν κατέχει κοινοταφῆς θάλαμος.*

Es ist vielleicht nicht unnütz, dem für griechische Lebensanschauung so charakteristischen Hauptvers zwei gleichfalls attische und demselben Zeitalter (viertes . . . Jahrhundert) angehörige Grabverse gegenüberzustellen, zunächst nämlich seinen Doppelgänger 44, 4 Kaibel:

*φῶς δ' ἔλιπ' εὐδαίμων παῖδας παίδων ἐπιδοῦσα,*

eine in ihrer runden Gedrungenheit geradezu unvergleichliche Schilderung eines schlichten Frauenglücks. (Vgl. auch Kaibel 67; 81; 279 und 43 mit den Zusätzen bei Löwy, Inschr. griech. Bildhauer Nr. 64.)

Allein auch die ersten zwei Worte jenes Hexameters erinnern an eine vielleicht noch bezeichnendere und mit der herodoteischen Glücks- und Güterschätzung, an welche auch Köhler durch den obigen Doppelvers gemahnt ward, sich noch genauer berührende Darstellung. Das ungemein merkwürdige Epigramm, auf dessen weitergehende Restitution Kaibel verzichtet hat (Nr. 68), mag etwa wie folgt gelautet haben:

*Ὀλβιον, εὐγηρων ἄνο[σον καλὸν εὐτεκνον ἐσθλόν,  
 τύμβος ὃδ' εὐθάν[ατον κρύπτει Ἀριστόβιον.*

42

Dieser Herstellung liegt die Erwägung zugrunde, daß das nachdrücklich vorangestellte ὀλβιος (das höchste Glücks-

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen X, 41f. (1886). [Die Inschrift jetzt I. G. II, 4301 A. W.]

prädikat, über welches die griechische Sprache verfügt) eine Gesamtbezeichnung ist, deren Inhalt sich aus mehreren Elementen zusammensetzt; die wie mit häufender Hast angereihten Adjektive aber (hierin anders als in Nr. 67) eine vollständige Aufzählung der Glückseligkeitselemente erwarten lassen. Es empfahl sich daher der Versuch, in dem Rest des Verses die übrigen Glückserfordernisse aus griechischer Lebensauffassung und Güterschätzung heraus zu suchen und zu finden. Nun vergleiche man hiermit Solons Darlegung bei Herodot (I, 32), wie ich diese [hier S. 28 ff.] zu berichtigen und zu erläutern versucht habe: *ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχία οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός ἐστιν ἄνουςος ἀπαθὴς κακῶν, εὐπαις εὐειδής· εἰ δὲ πρὸς τοῦτοισιν ἔτι τελευτήσει τὸν βίον εὖ, οὗτος κεῖνος τὸν σὺ ζητεῖς, ὄλβιος κεκλησθαι ἄξιός ἐστιν.* Man beachte wohl, daß das glückliche Lebensende beide Male nicht nur wie natürlich den Schluß der Reihe bildet, sondern auch von den übrigen Elementen der Glückseligkeit scharf gesondert, gleichsam als ihr krönender Gipfel mit Nachdruck hervorgehoben wird; desgleichen daß auch der Beginn der Aufzählung hier und dort, wenn nicht den Worten, so doch der Sache nach der gleiche ist. Denn der *εὐγηρως*, zumal wenn er vom *ἄνουςος* unterschieden wird, ist ja eben derjenige, der bis ins Greisenalter von Gebrechen jeder Art verschont bleibt, der sich „im Vollbesitz seiner Gliedmaßen und im Vollgenuß seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten“ befindet, d. h. der *ἄπηρος* (= *ὀλόκληρος*) ist bis ans Ende. So darf denn, gleichwie meiner Auslegung der herodoteischen Stelle (soweit diese einer Auslegung bedarf) aus dem Epigramm eine erwünschte Bekräftigung erwächst, so auch die Ergänzung des letzteren als durch die erstere im wesentlichen gesichert gelten — bis auf den Eigennamen, der selbstverständlich nur eine unter mehreren Möglichkeiten darstellt, aber freilich eine solche, die, wenn sie zufällig Wirklichkeit war, zur Abfassung des Gedichtchens den entscheidenden Anstoß zu geben geeignet war, auf Grund der Erwägung: der Verstorbene trug seinen Namen mit Recht.

## 24. Zu den neu entdeckten Grabinschriften der jüdischen Katakomben nächst der Via Appia.<sup>1</sup> 231

(Mitteilungen des Kais. deutschen archäolog. Instituts, röm. Abt. I, 1 S. 56.)

„Wie verstehen Sie *κιοῦντε*? Wie läßt sich die mittlere Inschrift ergänzen?“ Auf diese jüngst an mich gelangte Anfrage eines Orientalisten darf ich vielleicht öffentlich wie folgt antworten.

Die Worte *ὧδε κιοῦντε* mit nachfolgendem Plural können am Eingang einer Grabschrift der Natur der Sache nach und angesichts der in den gleichartigen Inschriften unablässig wiederkehrenden Wendungen *ὧδε κεῖτε*, *ἐνθάδε κῖτε* und dergleichen mehr unmöglich etwas anderes bedeuten als „hier ruhen“. Der verwahrloste Vokalismus dieser Grabschriften aber, in denen nicht nur der Itazismus fast unbedingt herrscht, sondern auch kurze und lange Vokale und nicht minder der O- und U-Laut einer festen Abgrenzung entbehren (vgl. z. B. C. I. G. 9918: *ἐνθάδε κῖτεν Ἰουδαῖς νίπιους· ἐν εἴρῃ κύμυσεσ ἀποτοῦ*), gestattet und gebietet zugleich in *κιοῦντε* nichts anderes zu erblicken als *κοιτῶνται*. Es ist das ein Verbum, das bisher freilich nur aus Glossen und aus byzantinischer Zeit nachzuweisen war, von dessen Seitensprossen aber mindestens einer bereits in der Septuaginta erscheint (Levit. 20, 15: *καὶ ὅς ἂν δῶ κοιτασίαν αὐτοῦ κτέ*).

Jene „mittlere“, von Herrn N. Müller a. a. O. mitgeteilte, aber nur in ihrer letzten Hälfte ergänzte Grabschrift eines Oberhauptes der jüdischen Gemeinde der Subura läßt sich in plausibler Weise also lesen und vervollständigen: *Ἐνθάδε κῖτε Μαρωῆς ὁ καὶ [Φίλ]ητος, ἐγγων(ος) (sic) Ἀλεξάνδρου[υ το]ῦ*

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen X, 231 f. (1886).

καὶ Μα[θ]ίου, ἀρχων Σ[ιβου]ρησίων, ἐτῶ[ν] ᾗδ καὶ μηνῶν ᾗ.  
ἐν [εἰρήν]ῃ ἢ κ[οί]μη[σις αὐτοῦ].

Zu bemerken ist hierüber folgendes. *Μαρώνης* ist augenscheinlich die verkürzte Vulgärform des C. I. G. 8829 (auf einer dem Libanon angehörigen christlichen Grabschrift) vorkommenden männlichen Personennamens *Μαρόνιος*. Man vergleiche, um in diesem Kreise zu bleiben, *Σαββάτις* = *Σαββάτιος*, oder *Ἀλῦπις* = *Ἀλύπιος* (C. I. G. 9910 und 9922). Für den Doppelnamen aber und seine Einführung durch *ὁ καὶ* sei allenfalls auf Dittenbergers Index zu C. I. A. III, 2, 388 oder auf Reinachs *Traité d'Épigraphie* p. 507 verwiesen. [Vgl. M. Lambertz, *Zur Doppelnamigkeit in Ägypten*, Wiener Gymnasialprogramm 1911. A. W.] Die Namensform *Μαθίος*:  
 232 — in unserer Inschrift liest man ein Ε, welches ich zu Θ ergänzte — begegnet in einer palästinensischen Inschrift, C. I. G. 4593. Das einigermaßen anspruchsvolle *ἐγγονος* (= *ἐκγονος*) statt *νίος* erscheint mehrfach in jüdischen Grabschriften, nämlich C. I. G. 9912, 9919 und 9900 = C. I. A. III, 3547, während die Ersetzung von ο durch ω nicht selten begegnet; so *ἡρηνοποιῶς* und *νίως* C. I. G. 9897, *τάφως* und *νίως* auch bei Ascoli, *Iscrizioni di sepolcri giudaici* p. 52 und 57. Nicht unmöglich, aber minder wahrscheinlich wäre die Deutung *ΕΓ ΓΩΝ* = *ἐκ τῶν*, etwa wie *Μάρωνι ἐκ τῶν Μάρωνος* bei Dumont, *Inscript. de la Thrace* p. 36 (= Kaibel Nr. 533). Das jugendliche Alter des Synagogenvorstandes ist auffallend und läßt wohl auf relativ vornehme Abkunft oder auf einen regelmäßigen Turnus unter den Gemeindegliedern schließen; auf letzteres könnte C. I. G. 9910 zu weisen scheinen, wo ein im Alter von 35 Jahren Verstorbener *δὲς ἀρχων* genannt wird.

## 25. Zu griechischen Inschriften.<sup>1</sup>

91

Im Aprilhefte des Bull. de corr. hell. (XI, 252ff.) hat Herr G. Fougères eine von ihm auf Delos gefundene Weihinschrift veröffentlicht, welche auf der Basis einer nicht mehr vorhandenen Statue des Simalos von Salamis eingegraben ist. Das prosaische Präskript gleichwie ein Teil der hierauf 92 folgenden Distichen ist vom Herausgeber aufs beste hergestellt und eingehend erklärt worden. Da jedoch ein Teil der Verse eine weitergehende, und zumal V. 6 und 11 eine sichere Herstellung gestatten, so will ich den poetischen Teil der Inschrift hier wiederholen und mit den erforderlichen Erläuterungen versehen, wobei ich Herrn Fougères' Ergänzungen in eckige, die von mir herrührenden in runde Klammern einschließe:

- Ἀλκινόου μελάθροισι προ[σεῖκ]ελα δώματα ναίων,  
 Σίμαλε, τὰς ἀφειλοῦς δ[εῖγμα] φιλοξενίας,  
 Ἀπλός καὶ ἐμ μύθοισι καὶ (ἐμ βιότῳ) περικαλλεῖ,  
 Προσφιλὲς Αἰγύπτου κ[οιραν]ίας ἔρουμα,  
 5 Καὶ Ρώμας ὑπάτοισι καὶ ἀ[γνῇ Κέ]κροπος αἴῃ  
 Καὶ Δάλου ναέτα<ι>ς πλε[ῖστα] (χαρ)ιζόμενε·  
  
 Εἴθε χρόνοις κείνοις (ὅτε θεσ)πεσίῃσ(ιν ἀοιδαῖς?)  
 Τρώων καὶ Δαναῶν ἀ(θανάτι)ζε) [μ]άχαας,  
 Μαioniδας τὰν σὰν ἱνι[ν] (θεοιδέ' ἐκ)λεισ(εν,  
 10 Χρύσειον ἐμ βύβλοις (μνᾶμ' ἀνεγειράμ)ενος.  
 Οὐκ ἂν ὁ Φαιάκων γὰρ ἀγὼς τόσον ἤρατο κῦ)δος  
 Ὡς σύ, δόμον ξέν[ιον] (πᾶσι παρασχόμενος).*

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen XI, 91 ff. (1887).



V. 3 schrieb Herr Fougères: καὶ [ἐν κόσμῳ] περικαλλεῖ und paraphrasiert den ganzen Vers wie folgt: „*sans prétention dans tes récits comme dans l'éclat de ta haute situation*“. Er nimmt hierbei an, daß Simalos „*des récits versifiés*“ verfaßt habe. Ich ward vielmehr an das homerische *μῦθων τε ῥητῆρ' ἔμμεναι προηκτῆρα τε ἔργων* gemahnt und glaube an nichts anderes denken zu müssen, als an den so gewöhnlichen Gegensatz von Wort und Tat, *λόγῳ καὶ ἔργῳ*. Ist *βίότῳ* richtig, so gestattet die zwischen Lebensführung und Lebensumständen schillernde Bedeutung die Gegenüberstellung zu *μῦθοισι* sowohl als die Hinzufügung des Beiwortes *περικαλλές*.

V. 7 sind die von Herrn Fougères mitgeteilten Zeichen am Schluß: ΓΕΣΙΗΞ.ΑΝΝΑ, mit den Erfordernissen des Versmaßes nicht zu vereinbaren. Einer endgültigen Herstellung müßte eine Nachprüfung des Originals oder eines Abklatsches vorhergehen. Ich setzte zunächst ein, was dem Sinn und Zusammenhang gemäß schien.

V. 9 hat der Her. τὰν σὰν ἰνι[ν] zweifellos richtig geschrieben, aber diesen samt dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Vers, auf deren weitergehende Restitution er durchweg verzichtete, in freier Übertragung also wieder-  
 93 gegeben: „*plût au ciel que, dans ces temps où il raconte les combats des Troyens et des Grecs, Homère eût à célébrer ta magnificence, déroulant dans ses vers le flot d'or de sa poésie*“. Meine Auffassung ist eine andere. Wenn der Gefeierte mit Alkinoos, so wird seine Tochter mit Nausikaa verglichen: daher der Wunsch des Dichters: hätte doch Homer deine Tochter statt jener des Phäakenkönigs verherrlicht. ἐκλεισεν schrieb ich, obgleich ΑΕΙΣΟΙ als überliefert erscheint. Das Supplement *θεοειδέα* soll natürlich nur eine unter mehreren Möglichkeiten darstellen. Vielleicht weilte des Simalos Tochter nicht mehr unter den Lebenden; dann war *πολύκλαντον* das angemessenste Beiwort. In

V. 10 meinte ich weniger einen Hinweis auf den Goldstrom homerischer Dichtung als eine Ausführung des Inhalts von V. 9 suchen zu sollen. Zu

V. 11 bedarf es kaum der Erinnerung an homerische Phrasen wie *κῦδος ἀρέσθαι, ἡράμεθα μέγα κῦδος, ἄσπετον ἤρατο κῦδος*. [Die Weihinschrift, nicht die Distichen, jetzt bei Dittenberger, *Orientalis Graecae Inscriptiones* 173. Des Simalos Vater ist durch den athenischen Beschluß O. G. I. 118 (aus der Zeit um 170 v. Chr.) bekannt. (Dittenberger, zu den beiden Inschriften.) Noch nicht bemerkt ist, daß der Ephebe *Τίμαρχος Σιμάλου Φλυεύς* I. G. II, 470 unter Archon Agathokles (106—105 v. Chr. nach W. Kolbe) der Sohn dieses Simalos ist, der, wie das Gedicht lehrt, ja auch in Athen eine große Rolle gespielt haben muß (Z. 5) und Bürger war, sein Vater auch *πρόξενος* und *εὐεργέτης*. A. W.]

26. Ein Grabepigramm aus Lydien<sup>1</sup>

von sehr eigenartiger, frisch-heiterer Färbung, auf dessen Restitution der Herausgeber (G. Radet im Bull. de corr. hell. XI, 477) verzichtet hat, läßt sich zum Teil wie folgt herstellen:

ἰ(κ)οστὸν πρῶτον πληρ(ῶν) ἔτος ἡμασιν ἐπτά  
 τὰς (ἀφ)ανεῖς ἀτράπους εἰς Αἶδ(ην κα)τέ(β)ην.  
 εἰμὶ δέ τις Μακ(εδ)ῶν πάντων φίλος, οὐδεν(ὸς ἐχθ)ρός,  
 πρῶτα παλαιστρε(ίτη)ς, εἶτα καὶ εὐτ(ο)ράπελο(ς).

5 σο)ι(?) πάσαις Μούσαις πεφ(ιλη)μέν(ω)ι οὐ(δενὸς) εὐχὴν

.....

τῆς(?) ἀγαθῆς ψυχῆ(ς) με(μ)ν(ημ)ένοι ὥς ἐν ὀνειρόι(ς).

10 κ)οινὸ(ς γ)ἀ(ρ) θ)νη(τ)ῶν ἐστι (θε)ὸς Θάνατος.

Zu V. 4 sei bemerkt, daß dieselbe Verbindung bei Plutarch, Quaest. rom. 40 [= Mor. 338, 37 Düb.n.] vorkommt: ὅφ' ὧν ἔλαθον ἐκρύνετες τῶν ὀπλων καὶ ἀγαπήσαντες ... εὐτράπελοι  
 189 καὶ παλαιστρεῖται καὶ καλοὶ λέγεσθαι. — V. 5 schimmert der Gedanke durch, daß der Verstorbene durch seinen Tod niemandes Wunsch erfüllt hat. Ob σοὶ — πεφιλημέν(ω)ι, oder οἱ — πεφιλημένοι (= πεφιλημένοι) oder endlich mit unstatthaftem Hiatus καὶ — πεφιλημέν(ε) zu schreiben ist, wird sich schwerlich entscheiden lassen. In der lückenhaften Partie sind einzelne Worte wie μέντοι, μηδὲ, (ἐ)στήσαντ(ο) erkennbar, das letztere zweifellos auf die Errichtung des Grabdenkmals bezüglich.

V. 9 drückt im Zusammenhang mit dem nicht mehr zu enträtselnden V. 8 offenbar den Wunsch aus, die zurück-

<sup>1</sup> Archäolog.-epigraph. Mitteilungen XI, 188f. (1887).

bleibenden Kameraden mögen der ehrlichen Haut, des frohen Turn- und Zechgenossen treu, aber ohne heftige Trauer gedenken, sich von seinem Bild heiter umschweben lassen, wie man von Traumbildern umgaukelt wird. Steckt in KAΙΣ V. 8 etwa *κἀσ(πασίως)*? V. 10 ist vom Her. also wieder gegeben worden:

OINO. ΤΑΦΟΝΗΩΝΕΣΤΙΟ  
ΟΣΘΑΝΑΤΟΣ

Zu dem Vers vgl. Kaibel Nr. 35, 6: *κοινὸς — ταμίας*; 404, 2: *κοινὸς — δαίμων* u. a. (Ist nicht, nebenbei, Nr. 266, 1 der Abklatsch eines besseren Originals: *κοινὸν ἰδοῦσα φάος κοινὸν ἔχω τὸ τέλος*?)

Einer zwiefachen Nachhilfe bedarf das ebendas. p. 461 mitgeteilte Epigramm. Am Ende von Z. 5 ist nämlich ohne Zweifel ein Τ unlesbar geworden und nicht *οὔνομ'* sondern *τοὔνομ'* zu schreiben, wodurch der Hiat beseitigt und die Phrase sprachrichtig wird (vgl. z. B. 563, 1 Kaibel: *τοὔνομα Οὐήραν*). Desgleichen war das Schlußwort sicherlich *ἐβη*, nicht *ἔσι(ε)*, mag nun Σ statt Β verlesen oder irrtümlich eingemeißelt sein. So haben denn die von Herrn Radet im übrigen richtig behandelten vier Verse also zu lauten:

*Πατὴρ δὲ μὲν Ἀρτάμωνος ἱμὶ Ἀνκιδέως  
καὶ μητὴρ δὲ Ἀμμίσιος, (τ)οὔνομ' Ἀρτέμων·  
θάψεν δ' ἀδελφὸς Ἀρχέλαος σῶμ' ἐμόν,  
ψυχὰ δὲ μὲν πρὸς ἄστρα καὶ θεοὺς ἔ(β)η.*

[Der Stein, jetzt die unterste Stufe einer Treppe, ist seither (im Sommer 1911) von Keil und v. Premenstein neu untersucht worden. Die Zeichnung ward Wilhelm mitgeteilt, dessen Güte ich ihre Kenntnis verdanke. Das erforderliche Τ von *τοὔνομα* scheint schon der Steinmetz ausgelassen zu haben. Das Schlußwort entspricht meiner Ergänzung; es steht EBA auf dem Stein, also die dorische Form, die *ψυχὰ* erwarten ließ.]





VI.

Miscellanea.



## 27. Zu den griechischen Kriegsschriftstellern.<sup>1</sup>

Ich versuche im folgenden ein in ionischer Mundart geschriebenes Bruchstück des Historikers Eusebios lesbar zu machen, das C. Wescher in seiner „Poliorcétique des Grecs“ (Paris 1867 p. 343—346) nach einer Handschrift des 10. Jahrhunderts (p. XIX) veröffentlicht hat. Über Eusebios, dem das Fragment nach des Herausgebers unzweifelhaft richtiger Bemerkung angehört, vergleiche man Müller, *Fragm. hist. graec.* III, 728. Er schrieb wahrscheinlich unter Diocletian, und ist somit wohl der jüngste uns bekannte Autor, der in der Mundart des Vaters der Geschichte gestammelt hat. An solche späte Reminiszenzensprache darf die Kritik natürlich weder in stilistischer noch in dialektischer Hinsicht strenge Forderungen stellen, und mein Restitutionsversuch, dem ich baldige Nachfolge wünsche, soll nur durch das Gestrüpp dieses Textes einen Weg bahnen, der uns sein Verständnis erschließt. Daß Herr Wescher nur in geringem Maße solche Pionierarbeit verrichtet hat, soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen; was er sicher gebessert hat, nehme ich dankbar, wenn auch stillschweigend auf; befremdlich ist nur seine Unkenntnis des ionischen Dialekts, die ihn z. B. verleitet hat, bei einem zum mindesten doch ionisierenden Schriftsteller μέζον in μειζον oder εργοντο in εῖργοντο zu ändern, oder die Schreibung der Handschrift κατοικημένων statt durch die dialektische Eigentümlichkeit durch die Bemerkung zu erklären: „*more inscriptionum veterum, in quibus οι = ω*“. Derartige Versehen habe ich nach der Urkunde berichtigt und dies ebensowenig ausdrücklich angemerkt, wie Veränderungen der Interpunktion. Die Annahme einer Lücke, die mir an

<sup>1</sup> Zeitschr. für die österr. Gymnasien 1868, 101 ff.

mehreren Stellen unvermeidlich scheint, bezeichne ich durch ein Sternchen.

Das zu Anfang und zu Ende verstümmelte Bruchstück füllt ein Blatt der Handschrift und gehört ohne Zweifel gleich dem aus demselben Kodex nach einer Abschrift des Mynas schon früher publizierten, nur aus wenigen Zeilen bestehenden zweiten Fragment des Eusebios dem neunten Buche seiner Geschichte an. Es handelt im Beginn gleich diesem von einer Belagerung der Stadt Thessalonike (πολιορκία 102 Θεσσαλονίκης ὑπὸ Σκυθῶν ist die Aufschrift jenes Bruchstückes), wie die ersten Worte des c. 3 zu beweisen scheinen.

1. . . . . τὴν ὄψιν αὐτὴν (l. οὐτε) τοῦ πολέμου οὐτε τῶν ἀντιπολεμίων (ἀντιπολέμων? cf. Thes. gr. l.) ἀπορορηθῆναι (l. ἀπορηθῆναι), καὶ ἐς τὰ ἄρῃα, τοῖς (l. ὡς) ἐν τοῖς παιδιήοις ἀθύρμασι εὗρίσκες (l. εὗρίσκεθ'), ἐωντῶ παρεούσης εὐστοχίης\* καὶ τοξεύσαντα οὐκ ἁμαρτεῖν, κατὰ δὲ τεῖναι ἀνδρὶ (l. κτεῖναι ἄνδρα) πολέμιον. καὶ ἐπὶ τῷ ἔργῳ τούτῳ μεγαλόφρονες ἔμενον (l. μεγαλοφρονούμενον)<sup>1</sup> προσθεῖναι καὶ δεύτερον· τῷ γὰρ κεκλημένῳ (l. βεβλημένῳ) τῶν πολεμίων τινὸς παραστάντος καὶ τὸ βέλος ἐξιουμένον (l. ἐξιομένου = ἐκσειομένου), τοξεῦσαι αὐτῖς καὶ τυχόντα ἐπὶ τῷ προτέρῳ καὶ τοῦτον κατακτείνει. τοῦτο ἰδομένους τοῦ παιδὸς τὸ ἔργον τοὺς μὲν πολεμίους θάμῃ ἐνέχεσθαι μυρίῳ, τοὺς δὲ πολιήτας καὶ ἐπὶ μέζον αὐτοῦ τῇ προθυμίᾳ προσερχομένους (l. προερχομένου) ἐπισχεῖν καὶ ἀναρπάσαι μιν, φόβῳ σχομένους μὴ τινι ἄρα πάλιν κότῳ (l. παλιν-κότῳ) ἐπὶ παραδόξοις οὕτως ἐκ φθόνου δαίμονος ἐγκυρήσῃ.

2. ταῦτα μὲν δὴ οὕτως ἐγένετο. πρὸς δὲ τὰ ἐπιφερόμενα ἐκ τῶν μηχανημάτων καὶ πολλὰ ἀντιτεχνησαμένων τῶν ἀπὸ τοῦ τέχους, τὰ μάλιστα λόγου ἄξια καὶ ἀφηγήσιος ἐπυθόμην γενέσθαι τουτῶσε (l. τούτοις), ταῦτα σημανέω. τῇ μὲν ὦν ἀπὸ τῶν πυρφόρων βελέων ἐλπιζομένη ὠφελὴ κατὰ πάντων ὁμοίως τῶν μηχανημάτων ἐχρέοντο. τὰ δὲ πυρφόρα ταῦτα βέλεα ἦν τοιάδε· ἀντὶ τῆς ἄρδιος τῆς πρὸς τῷ ἄκρῳ τοῦ ὀιστοῦ εἶχε ταῦτα (?)<sup>2</sup> τάπερ δὴ μεμηχάνητο ὥστε τὸ πῦρ αὐτὸ

<sup>1</sup> [Vielmehr μεγαλοφρονούμενον.]

<sup>2</sup> [Doch wohl καντὰ = κανστὰ.]

ἐπιφέρειν· ταῦτα δὲ ἦν σιδήρεα ἔχοντα ἐνερθεῖν ἐκ τοῦ πυθμένος  
 κεραίας ἐπεκκεκλιμένας (ἐπι- oder ἐπενκεκλιμένας? ἐπεκκεκλη-  
 μένας cod.)· αἶδε (l. αἰ δὲ) κεραῖαι χωρὶς ἐπ' ἐωυτέων ἐλαννό-  
 μεναι ἐπὶ τὰ καμπτόμενα (l. ἐπειτα καμπτόμεναι) κατὰ κορυφὴν  
 πρὸς ἀλλήλας ξυνήγοντο· συναφθεσίων δὲ τούτων ἐς ἄκρον  
 ἀκὺς ἰθείη καὶ ὀξυτάτη ἀπὸ πασέων ἐξήιε· τῇσδε δὲ μεμηχανη-  
 μένης οὕτως ἔργον ἦν κατοτέω ἀνενειχθεῖη (l. κατ' ὅτεν  
 ἂν ἐνειχθῇ),<sup>1</sup> πρὸς πεπερονημένην (l. προσπεπερονημένην) μιν 103  
 ἐνεστάναι. ταύτης μὲν τῆς ἀκίδος ἔργον ἦν τοῦτο, τὸ δ' ἐπὶ  
 τῷ πυρὶ σπουδαζόμενον ὧδε ἐνηργέετο· καμπτόμεναι αἱ κεραῖαι  
 κόλπον κοῖλον κατὰ τὸν (l. κατ' ὅσον) διεστεῶσαι ἦσαν ἀπ'  
 ἀλληλέων ἐποίηον, οἷον δὴ καὶ <αἰ> τῶν οὕτως (ἰστούς?) ἐχουσέων  
 γυναικῶν ἡλακᾶται, περὶ ἧς δὴ στρέφεται τὸ εἶριον ἔξωθεν  
 περιβαλλόμενον, ἀπ' ὧν δὴ τὸν στήμονα κατάγουσι· μεταξὺ  
 τούτου τοῦ κόλπου εἴσω στυππίον ἢ καὶ ξύλα λεπτὰ θείου  
 αὐτοῖσι προσπλάσσομένον ἢ καὶ τῷ Μηδεῖω ἐλαίῳ καλεομένῳ  
 αὐτὰ χρεῖσαντες ἐνετίθεσαν. τοῦ δ' ὧν ἀτράκτου τοξευομένου  
 ἦτοι ὑπὸ μηχανῆς ἢ καὶ τοξοτέων τὰ ἐνεχόμενα ὑπὸ τῆς ῥύμης  
 ἐξήφθη τε καὶ ἀφθέντα φλόγας ἐποίηε (l. φλόγα ἐποίηε: φλογας  
 ποιεε cod.). τοιούτοισι μὲν δὴ κατὰ πάντων τῶν μηχανημάτων  
 ἐχρέοντο, καὶ ἀπὸ τούτων πολλῶν ἅμα ἐκπεμπομένων ὠφελείη  
 (l. ὠφελίη) τις ἐγείνετο· ἀπὸ γε ὀλίγων ἢ σμικρῇ ἢ οὐκ ὧν δὴ  
 τις τοσαύτη προσείη (l. προσήιε)· ἢ γὰρ ὑπὸ τῶν βυρσέων  
 ἔργοντο ἢ καὶ ἀπὸ σβεσστηρίων πολλῶν μηχανημάτων.

3. τότε δὲ παρὰ μὲν Μακεδόνων αὐτῶν οὐκ ἦκουσα, ἐν  
 δ' ἐτέρῃ πολιορκίᾳ ἔμαθον ἀντιτεχνηθῆναι πρὸς τὰ πυρφόρα  
 ταῦτα βέλεα, Κελτῶν προσκαθημένων πόλει Τυρροηῶν<sup>2</sup> καλεο-  
 μένῃ. ἔστιν δὲ αὕτη χώρας τῆς Γαλατίας τῶν ἐν τῇ Ἑσπέρῃ  
 κατοικημένων ἔθνεος τοῦ Λουγδονοσίου. χρόνος, δέκατον ἔτος

<sup>1</sup> Eusebios schrieb wohl ἐνειχθεῖη, eine jetzt verworfene Form. So wollte auch Bekker bei Herod. IV, 154, 14 aus der Schreibung δεηθείη in dem Zitate des Suidas (s. v. Βάτιος) δεηθέη gewinnen. — 1. Z. 4 stand wohl, was ich vermutet habe, εὐρίσκεθ', im Archetypus, doch dürfte Eusebios selbst konsequent genug gewesen sein um hier εὐρίσκει' oder εὐρίσκετο und 2. Z. 3 ἀπηγῆσιος zu schreiben. Nutzlos und gewagt aber wäre der Versuch, bei dem Werk eines so späten Schriftstellers den strengen Kanon des Ionismus durchzuführen.

<sup>2</sup> [Der Name der Stadt ist wohl ausgefallen.]



προσεκατέατο τῇ πολιορκίῃ, ἣν (χρόνος δὲ κατ' ὄν [ἔτος] προσεκατέατο τῇ πολιορκίῃ ἦν?) ἐν τῷ δὲ Γαλατίῃ πᾶσα καὶ τὰ ταύτῃ προσεχέα ἔθνεα ἀρχῇ τῇ Ρωμαίων οὐ πιθέσκειτο, ἀλλὰ ἐπεστήκει τοῖς ἐκ παρεστηκόσι (καὶ W.) συνεφρόνεε (l. ἀλλ' ἀπεστήκει <καὶ> τοῖσι ἐπανεστηκόσι συνεφρόνεε: τοῖσε ἐπανεστηκόσι cod.). τότε γὰρ τῶν Κελτῶν τῶν πέρην Ρήνου ἐπιστρατευσαμένων, μοίρῃ (μοῖρα? μοριῖ .η cod.) ἀπὸ τούτων ἀποσχισθεῖσα καὶ προσκαθημένη τῇ πόλει τῇ λελεγμένη\* καταφλεχθεισέων σφι πολλέων μηχανήσασθαι· ἐξόπισθεν τῶν μηχανέων ἔλυτρα ὀρύξαντες, πλέα ὕδατος ταῦτα ἐποίηον, ἔπειτα μολυβδίνους στεγανούς ἀγωγούς τοὺς ὑποδεχομένους καὶ πα(ρά)ξοντας τὸ ὕδωρ — so ergänzt Wescher den verstümmelten Schluß des hier abbrechenden Bruchstücks).

## 28. Zu E. Millers *Mélanges de littérature grecque*.<sup>1</sup>

Über Emanuel Millers *Mélanges de littérature grecque* (Paris 1868) hat A. Nauck in den *Mélanges gréco-romains* t. III p. 103—185 einen überaus wertvollen und fast erschöpfenden Bericht erstattet. Ein paar Textverbesserungen, zu denen das Studium dieser zwei Schriften den Anstoß gegeben hat, mögen hier einen Platz finden.

Im *Recueil de proverbes* bei Miller sind nicht wenige Stellen auf Grund anderweitiger Überlieferung mit Sicherheit zu heilen, z. B. S. 353, 1 *σὺν Ἀθηνᾶ καὶ χεῖρα κίνει· ἡ παροιμία εἴρηται ἐπὶ τῶν παρὰ τοῦ θείου προσδεχομένων βοήθειαν καὶ διὰ τοῦτο αἰτούντων*. Man sieht sofort, daß statt *αἰτούντων* zu schreiben ist *ἀργούντων*, und dies bestätigt Zenobios V, 93 (*Paroemiogr.* I, 157f.) *παροιμία ἐπὶ τοῦ μὴ χρῆναι ἐπὶ ταῖς τῶν θεῶν ἐλπίσι καθημένους ἀργεῖν*. Häufiger aber sind die Fälle, in denen der neue Text dem ursprünglichen näher steht, z. B. S. 359, 10 *μανία δ' οὐ πᾶσιν ὁμοία· τῶν μανιῶν, ὥς φησιν ὁ Πλάτων, αἱ μὲν εἰσιν ἄτοποι, ὥς αἱ τῶν παρὰ παιόντων, αἱ δὲ ἀρεταὶ αἱ (lies αἰρέται) καὶ εὐχῆς ἄξια*, während bei Diogenian (*Par.* I, 276, 9) der Schade schon tiefer gedrungen ist: *αἱ δ' ἀρετῆς καὶ εὐχῆς ἄξια*. (Dies erinnert mich an eine sehr grobe Korruptel in Demokritos *fragm. mor.* 6 bei — Mullach I, 340 —, die auch Zeller, *Phil. der Gr.* I<sup>3</sup>, S. 733, Anm. 5 ungebessert gelassen hat: *ὁ τὰ ψυχῆς ἀγαθὰ ἐρεόμενος [lies αἰρεόμενος] τὰ θεϊότερα ἐρέται [lies αἰρέεται], ὁ δὲ τὰ σκῆψος τάνθρωπῆα*.)<sup>2</sup> Eine überaus schwierige Stelle, an der die bei Miller erhaltene voll-

<sup>1</sup> Aus den Jahrbüchern f. klass. Philologie 1871, S. 327 ff.

<sup>2</sup> [Nach Diels, *Vorsokratiker* II<sup>2</sup>, 1, 720, Z. 5 v. u. hat schon Orelli die Besserung vorweggenommen.]

ständigere Fassung allein die Möglichkeit der Restitution zu gewähren scheint, soll später erörtert werden.

Zu dem von Nauck (S. 145—147) so trefflich hergestellten, gegen Ehebrecher gebrauchten Ausruf ὦ Λακιάδαι καὶ στειλέαι (Miller S. 357 f.) sei nur bemerkt, daß in den Zeichen αἱ Κλαζομεναὶ ἐκ διζωπυριῶν gewiß nichts anderes zu suchen ist als ὦ Κλαζομεναὶ καὶ Ζωπυρίων, wohl das aus der Tragödie stammende, wenn auch für uns durchaus rätselhafte Original jener Parodie des Poseidippos in der *Ἀποκληρομένη* [bei Kock III, 337 frg. 3].

358, 5 v. u. φασὶ δ' ὅτι Καρπάθιοι νῆσον οἰκοῦντες ἐπηγάγοντο λαγῶν (lies λαγῶς),<sup>1</sup> οὐκ ἔχοντες ἐν τῇ χώρᾳ, οἱ (lies ο ἷ) πολλοὶ γενόμενοι [οἱ λαγοὶ] τὰς γεωργίας αὐτῶν ἐλυμήναντο. Vgl. S. 376, 7 ff.

360, 7 v. u. πάντα λίθον κίνει Ἰπποκράτης, ὥς φασιν, ὁ Θηβαῖος τὸν τόπον οὗ ἐσκήνωσε Μαροδόσιος ὁ σατραπὴς ἀποβαλὼν (lies ἀπολαβὼν) ἐζήτει θησαυρόν —. Bei Zenobios V, 63 (Par. I, 146, 7) ist der Schatzgräber ein Käufer (πριάμενος . . . τὸν τόπον), hier der in seinen Besitz wieder eingesetzte Eigentümer der Örtlichkeit.

362, 4 v. u. οὐδὲ ἐν σελίνοις· εἴρηται ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν μακρὰν τοῦ τέλους ἀπεχόντων, πρὸς ὧν (lies παρόσον) οἱ κηπουροὶ 328 (lies κηπουροὶ) σέλινα καὶ τὰ ἄλλα ἐπισπόρια (lies ἐπίσπορα) παρὰ ταῖς ἀρχαῖς τῶν πράσεων ποιοῦνται (lies προτίθενται).

367, 6 v. u. ist statt προσοῦρουν καὶ ἐπάτουν selbstverständlich zu schreiben προσοῦρουν καὶ πεπάτουν (vgl. Par. I, 406, 17. 18 προσοῦρεῖν καὶ . . . ἀφοδεύειν) und Z. 2 v. u. in τῶν ἐπὶ μηδενὶ δεινῶς δακρυόντων ebenso selbstverständlich δεινῶ herzustellen.

Daß die sprichwörtliche Redensart τὸν ἀλλήτην ἀλλεῖν S. 368, 13 v. u. und Par. I, 456, 19 nach Philyllios Πόλεις fr. 2 zu verbessern sei in τὸν ἀλλήτην πληγὰς λαβεῖν, davon haben mich Nauck S. 143 f. und Meineke, Com. fr. II, 862 nicht zu überzeugen vermocht. Die Überlieferung scheint

<sup>1</sup> [So 1878 aus einer Eskurialhandschrift Charles Graux in Revue de Philologie II, 226.]

eher auf eine leichte Variation jenes Scherzes zu führen: τὸν ἀνλητὴν κλάειν (ΑΥΛΕΙΝ aus ΚΛΑΕΙΝ), und es fällt hiermit die Notwendigkeit weg, Φιλήμων bei Miller in Φιλύλλιος zu ändern. [Vgl. Nauck, Bemerkungen zu Kocks Fragmenta Comicorum S. 115f.]

369, 1 ἡ Περγαία Ἀρτεμις· αὕτη τάττεται κατὰ τῶν ἀγυριῶν καὶ πλανητῶν, παρόσον καὶ ἡ θεὸς αὕτη τις (lies τοιαύτη τις) νομίζεται <καὶ> ἀγείρειν ἀεὶ καὶ πλανᾶσθαι <λέγεται>, ὡς ἱστορεῖ Μνασέας. Die Ergänzungen nach Par. I, 250, 1; II, 171, 20; 448, 5.

379, 13 ἄλλα μὲν Λεύκων λέγει, ἄλλα δὲ Λεύκωνος ὄνος φέρει· ἐπὶ τῶν ἀσυμφώνως (lies ἀσυμφώνους, Par. I, 198, 18) τοὺς λόγους τοῖς ἰδίους ἔργοις παρεχομένων, παρόσον οὗτος μέλι τὸν ὄλον (lies μέλιτι ὄνον) φορτώσας κτέ.

In der Erklärung des Sprichwortes ἀνὴρ δὲ φεύγων οὐ μένει λύρας κτύπον ist der übel zugerichtete Schluß S. 380, 4 v. u. wohl also herzustellen: παρόσον οἱ φεύγοντες μόνης ἐχόμενοι τῆς φυγῆς οὔτε λύρα οὔτε <ἄλλοις> τισὶν ὀργάνοις προς<έχοντες οὐδὲ πρὸς> ὀλίγον<sup>1</sup> ἰστίῳ τὸν δρόμον.

382, 1 Ἀδράστεια· ἐταῖρα (lies ἐτέρα) τῆς Νεμέσεως. Es folgt ein von Nauck (S. 145) hergestelltes Zitat aus der Μέθη des Menandros, worin Adrasteia und Nemesis nebeneinander erscheinen; also nicht identifiziert werden, wie öfter, z. B. Par. I, 9, 14; 189, 7. Vgl. Bekker, Anecd. 342, 17 ἐνιοί μέντοι ὡς διαφέρουσιν συγκαταλέγουσιν αὐτὴν τῇ Νεμέσει, ὡς Μένανδρος καὶ Νικόστρατος, wiederholt von Suidas, der den Artikel Ἀδράστεια mit den Worten beginnt: οἱ μὲν τὴν αὐτὴν τῇ Νεμέσει λέγουσι. [Vgl. Nauck a. a. O. S. 111.]

382, 6 v. u. ἐπ' ὄνον καταπεσόν· παροιμία ἐπὶ τῶν ἵππικῶν (lies ἵππικῇ, Par. I, 299, 4) ἐπιχειροῦντων, μὴ δυναμένων δὲ μηδὲ ὄνοις χρῆσθαι. Auch bei Zenobios II, 57 (Par. I, 47, 5) ist in der Erklärung des Sprichwortes ein Fehler zu beseitigen: ἡ παροιμία τέτακται ἐπὶ τῶν μειζόνων (lies ἀλαζόνων) καὶ ἀδυνάτων.

<sup>1</sup> Das hierauf bei Miller folgende γοῦν ist entweder als Wiederholung der letzten Silbe von ὀλίγον einfach zu tilgen oder (minder wahrscheinlich) in χρόνον zu ändern.

Den Schluß mag ein ziemlich gewagter Restitutionsversuch bilden. Aus Diogenian VI, 22 (Par. I, 273, 8) und Apostolios X, 52 (Par. II, 500, 6) kannten wir das Sprichwort: λευκώλενον λίνον κερδογαμεῖς (die Hss. schwanken zwischen 329 κερδῶν γαμεῖς, κερδῶ γαμεῖν, κερδῶ γαμεῖς und κέρδει γαμεῖς) mit der Erklärung ἐπὶ τῶν αἰσχροῦς ἐπὶ κέρδει γαμούντων oder κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχροῦς ἢ τὰς γεγηρακνίας. Hierein Sinn und Verstand zu bringen ermöglicht uns, glaube ich, die vollständigere Überlieferung bei Miller S. 365, 1:

## Millers Text:

λευκώλενον λίνον κερδῶ γαμεῖς. κατὰ παροιμίαν αὐταὶ τοῦ λευκοῦ καὶ τοῦ κερδαίνειν λέγονται· ἡ μὲν γὰρ κατὰ τὸ κερδαίνειν κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχροῦς γυναικας ἢ τὰς γεγηρακνίας λέγεται· τὸ δὲ κερδῶν οὐκ ἐντέτακται.

## Restitutionsversuch:

λευκώλενον λύνον· κερδῶ γαμεῖς· κατὰ παροιμίαν (ἀντὶ τοῦ „λύκον“ καὶ τὸ „κερδῶ“ λέγεται· ἡ μὲν γὰρ παρὰ τὸ κερδαίνειν) κατὰ τῶν ἐπὶ κέρδει γαμούντων τὰς αἰσχροῦς γυναικας ἢ τὰς γεγηρακνίας λέγεται· τὸ δὲ „κερδῶ“ οὐκ ἐντέτακται.

Ich unterscheide in diesem Text einen älteren wertvolleren Teil, den ich durch die Schrift hervorgehoben habe, von späterer, auf verkehrter Auffassung beruhender Zutat. Danach liegen uns zwei Varianten eines (wohl aus der Komödie stammenden) Sprichwortes vor: λευκώλενον λύνον γαμεῖς und λευκώλενον κερδῶ γαμεῖς. Die schöne aber schlechte Braut ward einmal mit Isegrimm, ein andermal mit Reineke verglichen (vgl. Simonides von Amorgos 7, 7ff. bei Bergk [P. L. G.<sup>4</sup> 446]). Die Verschmelzung beider Varianten, vor der das aus guter alter Quelle stammende Sätzchen τὸ δὲ „κερδῶ“ οὐκ ἐντέτακται ausdrücklich warnt, verdarb den Text wie das Verständnis; sie gab Anlaß κερδῶ für das Subjekt zu halten und erzeugte dadurch die ganz falsche Erklärung des Sprichwortes. Wird dieser Versuch als richtig befunden, so hat auch das Verbum κερδογαμέω seinen Platz im Thesaurus l. gr. zu räumen.



Aus dem von Miller benutzten vortrefflichen Florentiner Codex des Etym. magnum stammt folgendes ἀδέσποτον S. 285, 11: ὁ δ' ἄκρατος ὑπολαβὼν τοῖς ἀσελγεστάτοις τῶν Ἀθηνῆσι <παρέβαλε> Τριβαλλῶν, ὃν ἕκαστος οὐδ' ἂν τῆς αὐτοῦ μητρὸς ἀπόσχοιτ' οἰνωμένος. Nauck (S. 132) hat hier αὐτοῦ und ἀπόσχοιτο aus αὐτοῦ und ἀνάσχοιτο hergestellt; er vermutet noch weitere Fehler, während ich nur eine Lücke wahrnehme, die ich durch die Einschaltung von παρέβαλε vor Τριβαλλῶν in probabler Weise ausfüllen zu können glaube. Mich mahnt Ton und Art der Darstellung auffallend an Theopompos: vgl. insbesondere fr. 249 bei C. Müller, Fragm. hist. gr. I, S. 320f.

Den neu gewonnenen Vers des Pherekrates (S. 159, 3 — Nauck S. 116) hat Dübner in seinen Notes bei Miller (S. 462, 2 v. u.) zu heilen versucht, indem er schreibt: Κάλλαισχρον (statt μάλ' αἰσχρὸν) ἐν τῷ Θησέει καθήμενος. Da ein Eigenname Κάλλαισχρον nicht nachgewiesen ist, so ist wohl 330 ohne Zweifel Κάλλαισχος (oder aber Κάλλαισχρον — καθήμενον) zu schreiben. Jedenfalls ist von einem Sklaven die Rede — der Vers stammt aus der Komödie Δουλοδιδάσκαλος — der vor den Mißhandlungen seines Herrn in das Theseusheiligtum flüchtet und dort sein Recht geltend macht, den Besitzer zu wechseln (vgl. Hermann, Gr. Staatsalt. I<sup>4</sup>, § 114, Anm. 8).

Derselben Quelle S. 210, 14 verdanken wir ein neues komisches Bruchstück:

βίος δ' ἀπράγμων τοῖς γέρονσι συμφέρει,  
 μάλιστα δ' εἰ τύχοιεν ἄπλοῖ τοῖς τρόποις  
 ἢ μακκοῦν μέλλοιεν ἢ ληρεῖν ὅλως,  
 ὅπερ γερόντων ἐστίν.

Nauck nimmt (S. 130) aus Gründen des Sinnes wie des Metrums mit Recht Anstoß an ἄπλοῖ· es ist ohne Zweifel ἀπαλοῖ zu schreiben.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zu dem ebendort von Nauck wieder berührten Bruchstück des Archilochos (Frg. 69 bei Bergk [P. L. G., II<sup>4</sup>, 401]) möchte ich zwei kleine Nachbesserungen vorschlagen:

νῦν δὲ Λεώφιλος μὲν ἄρχει, Λεώφιλος δ' ἐπιστατεῖ,  
 Λεωφίλου δὲ πάντ' ἀκούει, Λεώφιλος δὲ μακκοῦ.

## 29. Marginalien.<sup>1</sup>

1. [behandelte die Grabschrift, die jetzt in Kaibels Epigrammata Graeca als Nr. 537 erscheint und auf die ich Archäolog.-epigraph. Mitteil. VI, 38f. zurückgekommen bin. Ich habe ihr dort auf Grund der von Herrn Točilescu vorgenommenen neuen Vergleichung des Steines die folgende Gestalt gegeben und dem Text die nachstehenden Bemerkungen folgen lassen:

αὐ] τις ἐμὸν μετὰ μοῖραν ἐμὸν βίον ἐξερεῖνῃ,  
 χ'ὥστις ἦν τί τ' ἔρεξα καὶ οὐνομα πατρίδο[ς ἀμῆς,  
 μ]ανύσει λίθος ἔδε καὶ ἐσσομένοισιν ἀκούη·  
 πάτρα μοι πέλεται ματρώπολις Εὐξείνιοι,  
 5 ἄστυ περικλήιστον εὐμελῖαιο Τομή[τον,  
 οὐνομα δ' ἦς Κλάδαιος, τέχνην δ' ἐδάημ[εν] ἀνακτ[ο]ς,  
 Ἴπποκράτευς θεῖοιο καὶ ἐσσομένο[ισιν] ἀκούην.

Die Abweichungen von meiner (früheren) Herstellung, mit welcher diejenige Kaibels im wesentlichen übereinstimmt, sind die folgenden:

V. 2 erscheint jetzt die Form des strengeren Dorismus ὅστις (Ahrens I, 68 und II, 278), während ich ὅστις, Kaibel χ'ὥστις geschrieben hatte. Des letzteren δ' vor ἔρεξα ist nunmehr urkundlich widerlegt, sein καί hingegen (während ich τί τ' ἔρεξ', ἅμα τοῦνομα schreiben wollte) urkundlich bestätigt.

V. 6 löst sich das Rätsel des vorher unverständlichen, von Kaibel wie von mir in der Schwebe gelassenen Eigennamens in der einfachsten Weise. Nicht ἦν, sondern streng dorisch ἦς schrieb der Verf. des Epigramms (vgl. Ahrens II, 326), und Κλάδαιος erweist sich als eine Nebenform von Κλάδαος oder Κλάδεος (s. Pape-Benseler s. v.). Zur Aussprache und Messung Κλάδαος bieten die inschriftlichen Poesien zahlreiche Parallelen. Es sind dies, von prosodisch fehlerhaften Stücken abgesehen, die folgenden: 212, 8; 359, 1;

<sup>1</sup> Rhein. Mus. XXXII, 475 (1877).

442, 2; 465, 9; 560, 6; 664, 7; 666, 3; 667, 1 (Trimeter); 674, 2; 870, 2; 833, 1 und 3; 917, 3; 930, 1; 950, 3. Kaibel hat nur 560, 6 wegen des dreisilbig zu messenden συμφωνίαν im Index (p. 684b) namhaft gemacht; wollte er die Eigennamen ausschließen, so war doch noch 664, 7 (χηρίαν) und 833, 1 (κεραιού) anzuführen.

Ich bemerke bei diesem Anlaß, daß ich zahlreiche epigraphische Beiträge, die ich den Reiseberichten der Herren Točilescu, Jireček u. a. in den „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich-Ungarn“ einverleibt hatte, in dieser Sammlung nicht wiederholt habe.]

2. Daß auch ein ὄξυδερκέστατος gelegentlich σπάλακος τυφλότερος sein kann, diese für minder Luchsäugige so tröstliche Gewißheit bietet uns der Leydner Kritiker an einer Stelle seines vorletzten großen Werkes. Zu Strabo IV, 4, p. 199: καὶ τοῦτο δὲ τῶν θρυλουμένων ἐστὶν ὅτι πάντες Κελτοὶ ΦΙΛΟΝΕΙΚΟΙΤΕ εἰσὶ καὶ οὐ νομίζεται παρ' αὐτοῖς αἰσχρὸν τὸ τῆς ἀκμῆς ἀφειδεῖν τοὺς νέους klagt nämlich Cobet (Miscell. crit. p. 125—126): „*diu et multum me hic locus torsit . . . . quid latet ergo in φιλονεικοῖτε? frustra equidem quaesivi; quaerat alius, nam quod Meineke conjecit Vind. p. 45 ἡδονικοὶ nemini placitum opinor.*“ Gewiß ist die auch in Meinekes Text figurierende Vermutung eine verfehlete; das zweifellos richtige schäme ich mich fast hierherzusetzen: φιλομειράκιοί τε —.

3. „Im vierten Buche der Rhetorik des Philodemos 7, 15 Gros ergänzt Kiessling mit schlagender Evidenz: ὥστ)ε μηδὲ Περικλέ(α μηδὲ τὸν) Στεφάνου Θουκυδίδην κτέ.“ So bemerkt v. Wilamowitz-Moellendorf in einem Post- 476 skriptum zu seinem anregenden Aufsatz „Die Thukydideslegende“ (Hermes XII, 367). Genau so ergänzten schon im Jahre 1855 die Academici ercolanesi (Coll. pr. XI, med. p. 59), deren Leistungen ich so selten zu rühmen Veranlassung finde, daß ich es fast als Pflicht erachte ihr Verdienst diesmal vor Schmälerung zu bewahren. Auch brauchten sie nur Leonhard Spengel zu folgen, der in seiner (1836 erschienenen) Bearbeitung des Buches im wesentlichen dasselbe geboten und Philodems Irrtum bereits ausreichend beleuchtet

hatte. Im übrigen erscheint die Stelle in der Neapler Ausgabe wohl geordnet bis auf  $\pi(\epsilon)\rho(\iota)(\xi)$  Z. 10, wofür  $\pi\rho(\iota)(\nu \text{ ῖ})$  zu setzen ist, während der Schluß der Kolumne zu lauten hat: *ἰσχυκέναι δὲ οὐδεὶς μὴ τελε(ε)ω(ς) ἀναισχυντῶν*. [Vgl. Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus I, 188.]

4. Ingram Bywaters neue Sammlung der heraklitischen Bruchstücke befriedigt ein dringendes literarisches Bedürfnis in ebenso anspruchsloser als ausgezeichnete Weise. Meinen Dank für die schöne Gabe sollen ein paar vorläufige Bemerkungen bekunden. Zunächst ist dem englischen Herausgeber gleichwie seinem deutschen Rezensenten (H. Diels in Jen. Lit.-Ztg. Nr. 25, 394b) ein — freilich kleines, aber zumal in chronologischer Rücksicht keineswegs unwichtiges — Fragment entgangen, das ich in der Zeitschr. f. österr. Gymn. (1866, S. 698) ans Licht gezogen habe. Philodem teilt nämlich, wahrscheinlich in einem Zitat aus der Schrift seines Gegners, des Stoikers Diogenes (a. a. O. 699), an zwei Stellen fast gleichlautend folgendes mit:

*περὶ ῥητορικῆς* col. 57 (C. A.

III, 154):

— *παραρσι(ἀ-  
γομ)εν, τοῖς δ' ὅπλοις οὐκ  
ἔοικεν· τὰ μὲ(γ) γὰρ οὐθὲν  
εὐφρὲς προσφέρεται πρὸς ἀπά-  
την μεμηχανημένον, ἢ δ(ε) τῶν  
ῥη(τόρ)ων εἰσαγω(γ)ῇ πάντα  
(τ)ὰ θεωρήματα πρὸ(ς) τοῦτ'  
ἔχει τείνο(ν)τα καὶ κατὰ τὸν  
Ἡράκλειτον κοπίδων ἐστὶν  
ἀρχη(γός) —*

*ib.* col. 62 (*ib.* III, 159):

— *εὐφρ-  
εῖς ἔχε(ι) πρὸς ἀπάτ)ην μεμη-  
χα(νη)μέν(ον, ῖ) δὲ τῶν ῥητόρων  
(ε)ἰσ(α)γωγῇ πάντα τὰ θεωρή-  
ματα πρὸς τοῦτ' ἔχει τείνοντα  
καὶ κατὰ τὸν Ἡράκλειτον  
κοπίδων ἀρχηγός. πῶς  
[γ]οῦν ἐστ(ι)ν χωρὶς τοῦ πάντ'  
ἐπιδεῖξαι τὰ θεωρήματα πρὸς  
ὃ λέγει τείνοντα . . . . μηθὲν  
ἀπλῶς εἰπεῖν; ἢ τίς α(ὐτ)ὸ π(ρ)ό-  
τερον τοῦτ' ἀν(φαίη) ἀπὸ τοῦ  
ῥη(θ)ησομένου κα(ὶ λ)εγο(μέ)-  
νου —*

Daß Philodem das (aus Platons Gorgias 456d stammende) Waffengleichnis und somit den sittlich-neutralen Charakter der Redekunst aufrecht erhält, geht noch deutlicher als aus

dem augenscheinlich polemischen Schluß des zweiten Bruchstücks aus Coll. 63—64 hervor; wozu jetzt noch kommt C. A. VI, f. 198: — οὐτε τὴν ῥητορικὴν ἡμεῖς γέ φραμε(ν) τὸν (l. τὸ oder τό γε) ἐφ' αὐτῇ πονηρὸν εἶναι διδάσκαλον, εἰ καὶ 477 δίδωσιν ξίφη τοῖς πονηροῖς, ἀλλὰ μόνον οὐχ ὑπογράφουσιν, εἰς (τι) δεῖ χρῆσθαι ταῖς δυνάμεσιν. Von Heraklits Schmähung der Rhetorik aber, die er die oberste der Lügen- und Schwindelkünste nannte (a. a. O. 698—699), hat sich ein verdunkelter Nachhall nicht nur im Etym. magn. s. v. κοπίς erhalten, sondern (worauf mich Nauck brieflich aufmerksam machte) desgleichen in den Scholien zu Euripides Hecuba. [Vgl. Bywater p. 52. Das neue Bruchstück jetzt in Diels' Sammlung frg. 81. Die Stellen aus Philodems Rhetorik bei Sudhaus I, 351 und 354, desgleichen II, 142.]

Das von Plato Hipp. maj. 289a aufbewahrte Bruchstück (99 Bywater [= 82 Diels]) wird wohl gelautet haben: *πιθήκων ὁ κάλλιστος αἰσχροὺς ἀνδρῶν* [statt *ἄλλῳ*] *γένει συμβάλλειν*. Die Änderung ist zum mindesten leichter als irgend eine der bisher vorgeschlagenen und das homerische *γένος ἀνδρῶν* paßt ausnehmend wohl zu der dichterisch gehobenen Diktion des Ephesiers.

In Ps. Hippocrates *περὶ διαίτης* I, cap. 4 (Append. II, p. 62, 12 [= VI, 476 L.]) ist nach den Spuren der — für Littré nicht völlig genau verglichenen — Wiener Hs. sicherlich zu schreiben: *καὶ οὐτ<ε τὸ> ἀείζωον ἀποθανεῖν οἷόν τε* — *καὶ οὐτα εἰ ζῶον* (sic) *ἀποθανεῖν οἶονται* (sic) — *εἰ μὴ μετὰ πάντων κτέ*. Die Ewigkeit in *ἀείζωον* ist *ex parte ante* zu verstehen wie bei Meliss. frg. 6 oder 7 [Vorsokratiker I<sup>2</sup>, 143]: *αἰεὶ ἦν ὃ τι ἦν καὶ αἰεὶ ἔσται* oder bei Heraclit. frg. 20 B. [= 30 Diels]: *ἀλλ' ἦν αἰεὶ καὶ ἔστι καὶ ἔσται*, so daß wenigstens kein Zirkelschluß vorliegt. (Vgl. übrigens Empedocl. 92ff. Stein [= Vorsokratiker I<sup>2</sup>, 176]).

5. Zu den jetzt mit so regem Eifer gesammelten Notizen über Äschylos' Leben und künstlerisches Schaffen bietet das zwölfte Bruchstück von *Δημητρίον περὶ ποιημάτων* (Herc. Voll. C. A. V, 7 = Oxon. I, 109) einen kleinen, aber immerhin unverächtlichen Beitrag. Nach einigem Unverständlichen



folgt nämlich: ὁ γ(ὰ)ρ δὴ Κράτης κατὰ (τ)ὸν α(ὐτὸν) χρόνον γε(γο)νὸς(ς) Αἰσ)χύλῳ τοῦ(το)υ διὰ τ(ᾶ)ν Ἡδ(ω)νῶν (εὐ)δοκ(ι)μῆ-(σαν)τος) —. Zu welcher Art von Nachahmung der Bühnenerfolg, welchen Äschylos mit den Ἡδωνοί errang (der Schreibfehler des Papyrus ΗΔΟΝΩΝ findet sich fast ausnahmslos dort, wo diese Tragödie genannt wird!), den Komiker Krates angeregt hat, dies wird sich schwerlich mit Sicherheit ermitteln lassen. Vielleicht dazu: Betrunkene auf die Bühne zu bringen, was der Komödiendichter in den *Γείτονες*, der Tragiker vor ihm und vor Epicharm in den *Κάβειροι* getan haben soll nach Athenaeus 10, 428 f. Welchem der beiden gelehrten Peripatetiker, Demetrios von Byzanz oder Chamaeleon (dem wahrscheinlichen Gewährsmann des Athenaeus), dürften wir dann mehr Glauben schenken? Oder sollten beide Recht haben und hat Äschylos die szenische Neuerung in den Ἡδωνοί wiederholt — etwa auch auf Frauen ausgedehnt (vgl. Frg. [448<sup>2</sup>] Nauck) — und dadurch zu dem gleichen Vorgang des Krates den unmittelbaren Anstoß gegeben?

6. In den von Sakkellion neu entdeckten Demosthenes-Scholien liest man: *ἐνεβρίμει· ἀντὶ τοῦ ὠργίζετο· Στίλπωνι Μητροκλῆς ἐνεβρίμει τῷ Στίλπωνι Μητροκλῆς* (Bullet. de 478 corresp. hellén. I, 151). Man schreibe an erster Stelle *Στίλπων Μητροκλεῖ* (letzteres bietet die Hs.), denn wir haben nicht den Überrest eines „ἀδήλου συγγραφέως“, sondern ein Bruchstück des Dialogs Metrokles von Stilpon vor Augen, das zwar winzig klein, aber doch groß genug ist um zu zeigen, daß der Lehrer Zenons in der Komposition seiner Gespräche nicht dem Beispiel des Platon, sondern jenem des Aristoteles gefolgt ist. (Bernays, *Dialoge des Arist.* S. 137f.).

7. Erstaunt bin ich auch bei Martin Schanz in der *Apologie* 37b (Platon. Op. I, 57) nicht die Besserung zu finden, die ich seit langem für ebenso notwendig als selbstverständlich halte: *ἀντὶ τούτου δὴ ἐλωμαι ὧν εὖ οἶδ' ὅτι κακῶν ὄντων τί; τοῦ τιμησάμενος;*

[Burnet, *Platonis Opera* I behält im Text das überlieferte *τούτου* und führt im Apparat *τοῦ* als eine Konjekture Meisers an.]

### 30. Choriciana.<sup>1</sup>

*Lettre à M. Ch. Graux sur Chorikios.*

Agréiez, Monsieur, l'hommage des remarques suivantes, qui vous reviennent de droit, à vous et à la Revue de Philologie. Ce sont des épis glanés dans un champ que vous avez eu la bonne fortune d'ouvrir, et le mérite d'épuiser, ou peu s'en faut.

Chorikios, *Eloge du duc Aratios* (Revue de Philologie, tome I<sup>er</sup>, p. 55 et suiv.), § II, 2: Ἔστι τοίνυν ἡγεμονία σαφὴς ἡμερον ἥθος καὶ λογισμοῦ θυμὸς ὑπὸρέτης κτλ. Comparez § XIV, 4: τὸ κατασκόπους ἐκπέμψαι μαρτυρία . . . σαφὴς τοῦ τεταράχθαι, et corrigez: ἡγεμον(ίας μαρτυρ)ία σαφὴς. L'œil du scribe a très-bien pu sauter du premier au second groupe IAC.

*Ibid.*, § VIII, 1: οὐδὲ τοῦτο φέρειν σιωπῇ καρτερῶ. C'est à bon droit que φέρειν σιωπῇ a paru suspect à l'éditeur. Je suppose que ΦΕΡΕΙΝ est altéré et que στέγειν σιωπῇ est ce que l'auteur a écrit. Cf. Sophocle, *Oedipe roi*, v. 341: καὶ ἐγὼ σιγῇ στέγω. Le verbe στέγειν est, à ce qu'il me semble, le plus convenable ici; il a été souvent méconnu par les copistes. On le trouve expliqué non-seulement par ὑπομένω, βαστάζω (Hesychius, Suidas, Etymol. Magn.), mais aussi par φέρω (scolies sur Euripide, *Phéniciennes*, v. 1214). — *Ibid.* 2: Ἐσπέρα μὲν ἦν κτλ. Peut-être un écho de Démosthène, *Couronne*, § 169, p. 284 (Reiske): Ἐσπέρα μὲν γὰρ ἦν —.

---

<sup>1</sup> Revue de Philologie, N. S. II, p. 11 (1878). [Cette lettre a été réimprimée dans le II. vol. des Oeuvres de Charles Graux.]

*Ibid.*, § X, 7. Est-il permis de reconnaître dans la phrase un peu prétentieuse: Ἴσασιν οἱ πεπειραμένοι un souvenir d'Euripide, *Iphigénie en Tauride*, v. 539 (Nauck et Weil):

. . . . . ὡς ἴσασιν οἱ πεπονθότες,

passage si bien restitué par Nauck?

*Ibid.*, § XIV, 6: καὶ πᾶσιν εὐθύς ἀγαθὴ συνέπεσεν ἔρις. Il n'est pas douteux que le rhéteur ne se soit souvenu ici d'Hésiode, *Oeuvres et jours*, v. 24:

. . . . . ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσιν.

— *Ibid.*, 12: καὶ ποτὲ τις ἐκείθεν που παριὼν διηγῆσεται τῷ πλησίον· ἀνδρῶν τόδε τὸ φροῦριον μυσαρῶν ἐνδιαίτημα γέγονεν, οὓς πολλῶν ἐλθεῖν τολμησάντων εἰς ἀνὴρ ἡδυνήθη.» Je crois reconnaître là des réminiscences homériques. Comparez *Iliade*, VI, 479:

καί ποτὲ τις εἶπησι «πατρός γ' ὅδε πολλὸν ἀμείνων»  
ἐκ πολέμου ἀνιόντα . . . . .

12 et ce vers souvent répété (*Iliade*, IV, 81; XXII, 372; *Odyssée*, VIII, 328; X, 37; XIII, 167; XVIII, 72 et 400; XXI, 396):

᾽Ωδὲ δὲ τις εἵπεσκεν ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον.

Dans la fin de la phrase, je pense qu'il suffit de changer (avec l'éditeur) ἐλθεῖν en ἐλεῖν, et que le reste est sain; il y a dans τολμησάντων, si l'on le peut dire, un βουληθέντων caché. Cf. § IV, 9: εἰσῆλθέ σε πρᾶγμα τοσοῦτον, εἰσελθὼν ἐτολμήθη, τολμηθὲν οὐ διήμαρτεν.<sup>1</sup>

Chorikios, *Apologie des Mimes* (Revue de Philologie, tome 1<sup>er</sup>, p. 209 et suiv.), § V, 9: ἔξω μοι τοῦ χοροῦ τετάχθω τῶν μίμων.

<sup>1</sup> Corriger tout simplement ἐλεῖν τολμησάντων est la première idée qui nous vint aussi à l'esprit, et déjà avant de savoir que nous nous étions rencontré avec M. Gomperz, nous avions regret de ne pas nous y être tenu. Cf. encore *Apologie des mimes*, § I, 3: τολμήσω δ' ὅμως τοὺς μὲν τοῦ κακῶς ἀκούειν, τοὺς δὲ τοῦ κακῶς δοξάζειν ἐλευθερώσαι. Le verbe τολμῶ doit être traduit, chez Chorikios, par oser entreprendre. [C. G.]

Cf. Platon, *Phèdre*, p. 247 A: *φθόνος γὰρ ἔξω θείου χοροῦ ἴσταιται.*

*Ibid.*, § VI, 4. Chez un auteur qui ne se repaît que de souvenirs, il paraît très-vraisemblable que le mots *ἄλλαι γὰρ ἄλλους ἀνωσι φροντίδες* sont tirés d'un trimètre iambique; par exemple:

*ἄλλαι γὰρ ἄλλους διατρέφουσι φροντίδες,*

ce qui pourrait être un vers de Ménandre. [Cp. Eurip. Hippol. 360: *ὦ πόνοι τρέφοντες βροτούς.*]

*Ibid.*, § X, 4: *κὼν ἐγὼ τὸ σχῆμα τοῦτο τῆς Ἀττικῆς ἀποθέμενος ἀναλάβω στρατιώτου σκευήν, οὐ γενήσομαι τις πολεμικός.* Peut-être *τῆς <γραμμ>ατικῆς*, au lieu de *τῆς Ἀττικῆς*. — *Ibid.*, 8. Il faut sans doute lire: *ὥστε φροντίς αὐτῷ γίνεται καὶ σπουδὴ <τὸ> πάθος διαφυγεῖν*, et *ibid.*, 16, probablement: *αὐτοὺς γὰρ τοὺς πεπορευμένους οὓς ὀνομάζομεν, ἐκλύτους (ἐκ τούτου Ms.) τὰ σώματα [διαλελύσθαι] τῷ πάθει ἡμέρας, ὡς εἰπεῖν, ἐκάστης ὁρῶντες κτλ.*

*Ibid.*, § XII, 1: *Ὁμολογῶ μὲν γὰρ εἶναί τινας οἷς ἐν<α τῶν ἐν> αὐτοῖς γινομένων διαθερμαίνειν τὴν φαντασίαν.* Si, comme je le pense, la correction *ἐνια τῶν ἐν αὐτοῖς* est bonne,<sup>2</sup> il faudra, ou changer *διαθερμαίνειν* en *διαθερμαίνει*, ou insérer un verbe comme *πέφυκε*, soit avant *διαθερμαίνειν*, soit après *φαντασίαν*.

*Ibid.*, § XIV, 2: *Σκόπει τὰ μέγιστα τῶν ἀνθρωπείων κακῶν, ὀργὴν τε καὶ λύπην, ὧν ἡ μὲν τῶν ἰδίων ἐξίστησι λογισμῶν — εὖ γὰρ ἔφη τις τὸν θυμὸν μανίαν ὀλιγοχρόνιον εἶναι —, τὰ πλεῖστα γὰρ ἅπασιν ἀρρωστήματα λύπη κατὰ τὴν τραγῳδίαν συμβαίνει κτλ.* Le rhéteur fait allusion, en dernier lieu, au vers d'Euripide (chez Stobée, Florilège, XCIX, 10 = fragment [1061<sup>2</sup>] Nauck):

*λῦπαι γὰρ ἀνθρώποισι τίκτουσιν νόσους.*

Il a employé à peu près les mêmes expressions dans 13 l'*Eloge d'Aratios*, § X, 8: *(τὸν λιμὸν) ἐξ οὗ πλεῖστα συμβαίνειν*

<sup>1</sup> Elle est de M. H. Weil; c'est par suite d'un bourdon qu'elle ne lui est pas attribuée dans l'édition. [C. G.]

ἀρρωστήματα πέφυκεν. Considérant le parallélisme des deux phrases εὖ γὰρ ἔφη τις et τὰ πλεῖστα γὰρ ἄπασιν, il vaut mieux, je crois, ne pas changer γὰρ en δέ, comme l'éditeur le propose en note, mais supposer après ὀλιγοχρόνιον εἶναι une lacune, qu'on pourrait remplir à peu près ainsi: <ἢ δ' ἅμα τῇ ψυχῇ καὶ τὸ σῶμα διαφθείρει —> τὰ πλεῖστα γὰρ κτλ.

*Ibid.*, § XV, 3: ὀρῶντα μὴ ὀρᾶν, τὸ τοῦ λόγου, καὶ ἀκούοντα μὴ ἀκούειν. Cf. Héraclite, fragment 3, Bywater [= 34 Diels]: ἀξύνετοι ἀκούσαντες κωφοῖσι εἰόκασιν· φάτις αὐτοῖσι μαρτυρεῖ παρεόντας ἀπεῖναι. Cf. aussi Euripide, fragment [519<sup>2</sup>], Nauck, et *Fragm. tragic. adespot.* [517<sup>2</sup>].<sup>1</sup> — *Ibid.*, 5, et *Eloge de Marcien*, II, p. 124, Boissonade. Ces deux passages sont le développement d'une pensée de Démocrite: βίος ἀνέροταστος μακρὴ ὁδὸς ἀπανδόκευτος (chez Stobée, *Florilège*, XVI, 21 = 32<sup>e</sup> fragment moral de Démocrite au tome I<sup>er</sup> des *Fragm. philos. graec.* de Mullach [= Diels Vorsokratiker I<sup>2</sup>, 426, 8]). — *Ibid.*, 7: Οὐ γὰρ πενία μόνον ἐγείρει τὰς τέχνας. C'est un écho du vers de Théocrite (début de l'idylle XXI):

Ἀ πενία, Διόφαντε, μόνα τὰς τέχνας ἐγείρει.

*Ibid.*, § XVI, 5: καὶν ἄμουσος ἢ τις, ῥαδίως ἐφέλκεται. Le rhéteur se souvient-il des vers d'Euripide (fragment [663<sup>2</sup>], Nauck):

..... ποιητὴν δ' ἄρα  
Ἐως διδάσκει καὶν ἄμουσος ἢ τὸ πρῶν,

ou de la parodie d'Aristophane (Guêpes, v. 1074):

ῥαδίως ἐγὼ διδάξω καὶν ἄμουσος ἢ τὸ πρῶν?

Il y a lieu de le croire, cette phrase ayant été citée très fréquemment, entre autres par Aristide, si familier à notre auteur. *Ibid.*, 10: Εὐριπίδης μὲν γὰρ, ὁ Σοφοκλέους τῇ τοῦ

<sup>1</sup> [Démosthène], Contre Aristogiton, I, § 89, p. 797: τὸ τῆς παροιμίας, ὀρῶντας μὴ ὀρᾶν καὶ ἀκούοντας μὴ ἀκούειν. [C. G.]



θεοῦ κρίσει σοφώτερος κτλ. Allusion à l'oracle apocryphe (scolie sur le vers 144 des *Nuées* d'Aristophane [et scolie sur l'Apologie de Platon 21A]):

Σοφὸς Σοφοκλῆς, σοφώτερος δ' Εὐριπίδης.

*Ibid.*, § XVIII, 2: Φασὶ τὸν εὐρηκότα τὴν ὑπὲρ ἧς ἀγωνίζομαι τέχνην, ἐξ οὗ πάντα φησὶν ἀπαγγέλλειν ὁ προσηγορία μὲν δεύτερος, τὴν τάξιν δὲ πρῶτος, ἐκεῖνον δὴ (c'est-à-dire Philémon) λέγουσι καὶ τὸν παῖδα τὸν Διοπεΐθους (Μένανδρος) ἡλικιώτας τ' ἄμφω κτλ. [Cp. Kaibel, *Epigrammata Graeca* Nr. 38.] J'inclinai d'abord fortement à adopter la seconde des deux explications proposées à la page 212 (explication suivant laquelle il s'agirait dans ce passage du «fameux Eratosthène 14 surnommé βῆτα»), en corrigeant toutefois le texte comme il suit: ἐξ οὗ πάντα φησὶν ἄστεα γελᾶν (au lieu de ἀπαγγέλλειν) ὁ προσηγορία μὲν δεύτερος κτλ. Il résulterait de là qu'Eratosthène avait fait l'éloge de Philémon dans une *épigramme* (σοὶ δ' ἄστεα πάντ' ἐγέλασσαν?), comme Aristophane de Byzance a fait celui de Μένανδρος dans les vers célèbres (car, malgré l'autorité de Nauck, *Aristoph. Byz.*, p. 250, je crois que ce sont bien des vers):

..... ὦ Μένανδρε καὶ βίε,  
πότερος ἔρ' ὑμῶν πότερον ἀπεμιμήσατο;

Et que peut-on dire de mieux en l'honneur d'un poète comique aussi populaire et aussi plein de verve qu'était Philémon, si ce n'est *qu'il a fait rire tout le monde*? Mais en y réfléchissant de nouveau, je crois avoir trouvé une autre solution, peut-être plus satisfaisante, de l'énigme que nous propose Choricios par la phrase ὁ προσηγορία μὲν δεύτερος, ce qui d'ailleurs ne m'empêche pas de maintenir le reste de ma conjecture. Ne serait-ce pas un jeu de mots qui se rapporterait plutôt à Secundus, auteur de quatre épigrammes de l'Anthologie? Si Fabricius a raison (*Bibliotheca Graeca*, tome IV, p. 494, édit. Harles), c'était un contemporain, ou peu s'en faut, de notre rhéteur, et dans ce cas, l'allusion flatteuse pourrait tenir à des relations personnelles qui nous échappent. [Stude-

mund, Index Lectionum Vratisl. 1887, p. 17, a été d'opinion que ce jeu de mots se rapporte à un Secundus, mais non pas à celui dont j'ai parlé.]

*Ibid.*, § XIX, 5: ὥς πού φησιν ὁ τὰς Μούσας ὑποδεξάμενος, ἃ φιλοξενίας μισθὸν ἐκάστη βίβλον ἔδωκε μίαν. Cf. *Anthologie Palatine*, livre IX, épigramme 160:

Ἡρόδοτος Μούσας ὑπεδέξατο· τῷ δ' ἄρ' ἐκάστη  
ἀντὶ φιλοξενίης βίβλον ἔδωκε μίαν.

---

## 31. Kritische Bemerkungen.<sup>1</sup>

1. Von dem dichterischen Nachruf, den Aristoteles seinem Jugendfreunde Eudemos gewidmet hat, sind die folgenden Verse auf uns gekommen (Bergk, P. L. G. [II<sup>4</sup>, 336f.] = Aristot. ed. Berol. V, 1583a, 12):

ἐλθὼν δ' εἰς κλεινὸν Κεκροπίης δάπεδον  
 εὐσεβέως σεμνῆς φιλίας ἰδούσατο βωμὸν  
 ἀνδρός, ὃν οὐδ' αἰνεῖν τοῖσι κακοῖσι θέμις·  
 ὃς μόνος ἢ πρῶτος θνητῶν κατέδειξεν ἑναργῶς  
 οἰκίῳ τε βίῳ καὶ μεθόδοισι λόγων,  
 ὥς ἀγαθός τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίνεται ἀνήρ·  
 οὐ νῦν δ' ἔστι λαβεῖν οὐδενὶ ταῦτα ποτέ.

Kein Zweifel, Bernays traf das Richtige, als er in dem Schlußvers die negative Kehrseite des Gedankens suchte, welchen der vorletzte Vers in positiver Fassung ausdrückt (Rhein. Mus. XXXIII, 232ff. [= Ges. Abhandl. I, 141]). Es ist dies der sokratische Urgedanke: Tugend und Glück sind unzertrennlich verbunden; kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Glück. Allein sollen wir darum auch die Änderung von οὐ νῦν in μουνάξ für eine wohlgelungene halten? Ich denke, nein; denn der Gegensatz zu ἅμα erheischt ein Wort, welches separatim, seorsim, divisim, nicht ein solches, das singillatim bedeutet, am wenigsten ein derartiges, welches von Haus aus und fortwährend einer eng begrenzten Gebrauchssphäre (dem Einzelkampf und Solotanz) fast ausschließlich zugeeignet blieb. Und können wir schließlich die kräftige Doppelverneinung retten (οὐ — οὐδενί) und brauchen wir nicht

<sup>1</sup> Wiener Studien II, 1ff. (1880).

in den Raritätenschränk des griechischen Wortschatzes zu greifen — *μοννάξ* ist alles in allem bisher fünfmal nachgewiesen, darunter nur einmal, bei dem ganz späten Manetho, Apotelesm. 6, 157, in einer anderen als den beiden angeführten Verbindungen —, so werden wir das Gefundene um so sicherer für das Richtige halten dürfen. Ich schreibe:

ὥς ἀγαθὸς τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίνεται ἀνὴρ,  
οὐ δίχα δ' ἔστι λαβεῖν οὐδενὶ ταῦτα ποτέ.

- 2 Die Verderbnis wäre auch dann eine leicht begreifliche, wenn das Wort nicht etwa einst so geschrieben war, wie es uns einmal eine platonische Handschrift zeigt (Bekker, Comment. crit. ad Plat. I, 293, — Sophist. 137, 4 = 221 E), nämlich ΔΙΧΑΙ, woraus — mittels der Zwischenstufe ΔΙΥΑΙ — wie von selber NYN entstehen konnte. Man vgl. übrigens zum Gedanken wie zum Ausdruck Clem. Al. Strom. II, 499 P.: διὸ καὶ Κλεάνθης ἐν τῷ δευτέρῳ περὶ ἡδονῆς τὸν Σωκράτην φησὶ παρ' ἑκάστα διδάσκειν, ὥς ὁ αὐτὸς δίκαιός τε καὶ εὐδαίμων ἀνὴρ, καὶ τῷ πρώτῳ διελόντι τὸ δίκαιον ἀπὸ τοῦ συμφέροντος καταρᾶσθαι ὥς ἀσεβὲς τι πρᾶγμα δεδρακότι· ἀσεβεῖς γὰρ τῷ ὄντι οἱ τὸ συμφέρον ἀπὸ τοῦ δικαίου . . . . χωρίζοντες. Irre ich nicht, so hat Kleantes, als er die Worte ὥς ὁ αὐτὸς — ἀνὴρ schrieb, eben unsere Verse vor Augen gehabt, und damit wäre eine urkundliche Bestätigung gewonnen für die von Bernays aufgestellte Behauptung, daß hier nicht von Platon, sondern von Sokrates die Rede sei und daß diesem der von Eudemos errichtete Altar geweiht war. Dem glänzenden Aufgebot siegreicher Gründe, mit welchen der Bonner Gelehrte seine These vertrat, hat er nur zum Schluß ein, wie mich dünkt, unstichhaltiges Hilfsargument beigelegt, in dem Hinweis auf die „jüngst zu Olympia gefundene Inschrift der Bildsäule, welche Eumolpos“, des Gorgias Großneffe, diesem „schwerlich noch bei dessen Lebzeiten errichtete“, und dessen Schlußworte: δισσων, παιδείας καὶ φιλίας ἕνεκα eine stützende Parallele bieten sollen zur σεμνῇ φιλίῃ unseres Bruchstücks. Allein die beiden Fälle sind nicht gleichartig. Das Feuer der „hehren Freundschaft“

(das ungewöhnliche Beiwort scheint mit gutem Bedacht gewählt), welche der Mitschüler des Stagiriten für den Meister seines Meisters, für seinen geistigen Ahnherrn empfand, kann freilich nicht aus persönlichem Verkehr seine Nahrung gezogen haben; doch warum soll der Großneffe seinen — bekanntlich im höchsten Uralter verstorbenen — Großoheim nicht geliebt haben? Ja, weshalb konnte nicht sogar dem Lebenden, der sich selbst zu Delphi ein Standbild gesetzt hatte, ein solches auch zu Olympia errichtet werden? (Vgl. jetzt auch Kaibel, Epigr. gr., Addend. 875a.) [Meine Schreibung *οὐ δίχα* nennt Bergk a. a. O. *aliquanto probabilius* als jene von Bernays. Ich verweise beiläufig, da man die Wortverbindung angefochten hat, auf Dions Rede III, 39 = I, 40, 14 Arnim: *οὐ δίχα θεῖς τό τε αὐτοῦ καὶ τὸ τῶν ἀρχομένων συμφέρον*. Zurückgekommen bin ich auf das Bruchstück und seine Deutung Platonische Aufsätze III, 35f., IV, 10/1 und Griechische Denker II<sup>2</sup>, 539 gegen Bergk a. a. O. und v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II, 413f.]

2. Angesichts des Eifers, mit welchem man in jüngster Zeit den Ursprüngen und den frühesten Erwähnungen der griechischen Tachygraphie nachspürt, darf es wundernehmen, daß den betreffenden Spezialforschern ebenso wie ihrem Beurteiler (R. Förster in den Jahrbüchern f. klass. Philol. 1880, 1, 56) die in Wahrheit früheste darauf bezügliche Angabe entgangen ist. Diese findet sich nicht erst an der „Scheide des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Chr.“ (Philostrat. <sup>3</sup> Vita Apollon. I, 18 = I, 19, 4 Kayser), sondern einige Jahrzehnte früher bei Galen, der (*περὶ τῶν ἰδίων βιβλίων* c. 1) wie folgt schreibt (I, 37 Chart. = XIX, 14 Kühn): *ἐπεὶ δὲ ἱκανῶς ὁ λόγος ὑποδοκίμησεν, ἐδεήθη μού τις φίλος ἐπαχθῶς ἔχων πρὸς αὐτὸν* — den Erasistrateer Martialis, den Galen durch einen öffentlichen, mündlichen Angriff auf die Lehren seiner Schule geärgert hatte — *ὑπαγορεῦσαι τὰ ῥηθέντα τῷ πεμφθησμένῳ παρ' αὐτοῦ* (l. αὐτοῦ) *πρὸς με διὰ σημείων εἰς τάχος ἡσκημένῳ γράφειν* (vgl. Philostr. I, 1: *ἐς τάχος γράφων* und Cicero ad. Attic. 13, 32: *quia διὰ σημείων scripseram*). Dies geschah, wie der Pergamener wenige Zeilen später hinzufügt,



in dessen 34. Lebensjahre. In dieses Jahr — das erste seines ersten römischen Aufenthalts —, 164 n. Chr. Geb. fällt somit die älteste nachweisbare Anwendung der griechischen Geschwindschrift, deren selbständiger, vorrömischer Ursprung im übrigen durch dieses Datum, wie selbstverständlich, um nichts wahrscheinlicher wird.<sup>1</sup>

3. An einer der ergreifendsten Stellen des thukydideischen Geschichtswerks, eben dort wo Nikias — vor der letzten Seeschlacht im Hafen von Syrakus — seinen Truppen zuruft „Ihr seid die letzte Hilfsquelle eures Vaterlandes; an Bord eurer Schiffe ist Athen!“ in eben diesem hochpathetischen Satze liegt uns ein Textesfehler vor Augen, von so handgreiflicher Art, daß man denken sollte, bereits die ersten Herausgeber müßten den Schaden erkannt und auch sofort geheilt haben. „καὶ ἐνθυμεῖσθε“ — so heißt es nämlich daselbst, Thucyd. VII, 64, 2 — „καθ' ἐκάστους τε καὶ ξύμπαντες“ ὅτι οἱ ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν νῦν ἐσόμενοι καὶ πεζοὶ τοῖς Ἀθηναίοις εἰσὶ καὶ νῆες καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις καὶ τὸ μέγα ὄνομα τῶν Ἀθηνῶν“ κτέ. Doch hat erst Badham sich vor wenigen Jahren (1876) zu der Bemerkung ermannt, <sup>4</sup> *Itaque oī ἐν ταῖς ναυσὶν ἐσόμενοι sunt simul πεζοὶ et νῆες! . . .* *Lege: omissis . . . ineptiis:* „ὅτι ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν καὶ πεζοὶ τῶν Ἀθηναίων εἰσὶ καὶ νῆες κτέ.“ (Mnemos. N. S. IV, 143). Allein so gewaltsam das Heilmittel ist, so ungenügend ist die Heilung! „Denn“ — so fragt Müller-Strübing mit

<sup>1</sup> Zeibig (Geschichte und Literatur der Geschwindschreibekunst, 2. Aufl., Dresden, 1878, S. 40) kennt allerdings unsere Stelle — worauf Hartel mich aufmerksam macht —, hat aber nicht weit genug gelesen, um die doch nicht ganz unwichtige Jahresangabe zu gewinnen. Darum und weil Gardthausen, Gitlbauer und Förster die Sache ganz und gar übersehen haben, mag das Obige stehen bleiben. Jene andere auf Tachygraphie bezügliche Äußerung Galens, die Zeibig „vergeblich gesucht“ hat, lautet also: βλέπω γὰρ σε οὐδὲ πρὸς τὰ καλὰ τῶν ἔργων δαπανῆσαι τολμῶντα, μηδ' εἰς τάχος διὰ σημείων ἢ εἰς καλῶν ἀκριβείαν (l. εἰς κάλλος ἀκριβείαν) IV, 534 Chart. = V, 48 Kühn. — Ob Cobets Bemerkung: „tam multa est mentio et apud Galenum et apud ipsum Libanum, τῶν σημείων“ etc.“ (Miscell. crit. p. 159) auf diese zwei oder auch noch auf andere Stellen abzielt, vermag ich nicht zu entscheiden.

vollstem Recht — „was ist damit gewonnen? Der drollige Gedanke oder Ungedanke, daß die Soldaten die Schiffe sind und daß diese Schiffe an Bord der Schiffe sein werden, bleibt ja nach wie vor stehen!“ (Polemische Beiträge zur Kritik des Thukydidestextes, Wien 1879, S. 19.) Und was empfiehlt uns der neu hinzugekommene Arzt? Einen noch tieferen Schnitt in das Fleisch des Textes; denn ihm gelten gar „die Worte *καὶ πεζοὶ . . . . καὶ νῆες*“ für „die einen Gesamtbegriff auseinanderlegende Erläuterung eines Grammatikers“. Sicherlich mit Unrecht; denn — von der Unwahrscheinlichkeit abgesehen, daß die Bestandteile eines Glossens den umgebenden Worten so passend eingefügt und so glücklich unter sie verteilt seien, wie dies hier der Fall ist, — nicht einen vorangehenden Gesamtbegriff, sondern eben vorangehende Teilbegriffe setzt das nachfolgende *καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις* voraus, während diese Phrase in Verbindung mit *ἡ ξύμπασα δύναμις* (dies oder ein ähnliches, noch „gewichtigeres Wort“ vermutet Müller-Strübing) nicht viel anders klänge als das berufene „*de rebus omnibus et quibusdam aliis*“. Es genügt an ein einziges Wort die leise bessernde Hand zu legen und zu schreiben: *καὶ ἐνθυμῆσθε — ὅτι οἱ ἐν ταῖς ναυσὶν ὑμῶν νῦν ἐσόμενοι καὶ πεζοὶ τοῖς Ἀθηναίοις εἰσὶ καὶ ἱππῆς καὶ ἡ ὑπόλοιπος πόλις καὶ τὸ μέγα ὄνομα τῶν Ἀθηνῶν κτέ.* Der Geschichtschreiber selbst hat den Gesamtbegriff zum Behuf rhetorischer Wirkung in seine Teile zerlegt, gerade wie Andromache zum scheidenden Hektor nicht etwa spricht: „Hektor, du bist mein Alles“, sondern: *Ἐκτορ, ἀτὰρ σύ μοι ἐσσι πατήρ καὶ πότνια μήτηρ* || *ἡ δὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης!* Athens Flotte ist an diesem Schicksalstage nicht nur seine Flotte, sie ist zugleich sein Fußvolk, seine Reiterei, seine ganze übrige Macht, die Trägerin und letzte Zuflucht seines Ruhms und seiner Ehre! (Man vgl. Grotes, von dem einen unmöglichen Worte abgesehen, völlig zutreffende Wiedergabe unserer Stelle: „*Recollect every man of you, that you now going aboard here are the all of Athens — her hoplites, her ships [vielmehr, her horsemen], her entire remaining city, and her splendid name*“.

Hist. of Greece, VII<sup>2</sup>, 442—443.) [Noch näher kommt der Überlieferung die Schreibung *ἰππέης* — vgl. Dittenberger, Hermes XVII, 34; die Geminatio des *π* konnte füglich fehlen. Vgl. Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften<sup>2</sup> 72f.]

4. In dem ersten von fünf schwer beschädigten Bruchstücken, die augenscheinlich zu Philodems weitschichtigen Schriften über Rhetorik gehören (Hercul. Vol. Coll. alt. IX, Fol. 11), begegnen uns die Worte: ὥστε καὶ τὸ λέγειν ἢ  
 5 φ(ύ|σ)ις ἔδω(κ)εν, τὸ δὲ καλῶς | (λ)έ(γ)ειν ἢ τέχνη. (Vgl. Frg. 13, — (ὁ)πωσδ(ή)ποτ(ε) καὶ ὥς ἔτ(υχ)εν καὶ φύσεως ἔργον, τὸ δὲ καλῶς τέχνης. Und Fol. 14: πολλάκις ἐκ τῆς τέχνης ἐπιγίνεται διὸ καὶ λ(έ)γει μὲν τις ἂ φρονεῖ σ(α)φ(ῶ)ς καὶ πιστικῶς, διὰ δὲ (το)ῦτ(ο) καὶ καλῶς φύσει, χάριν δὲ τοῦ καὶ πολλάκις τούτου τυγχάνειν τ(έ)χνης δέεται. τούτ(ου τοίν)υν οὕτως ἔχοντ(ος) —.)<sup>1</sup> Durch καὶ wird auf einen anderen — doch wohl allgemeineren — Satz hingewiesen, der hier eine neue und speziellere Anwendung erfährt, und da die Worte auffallend jambischen Klang zeigen, so ist die Vermutung schwerlich eine grundlose, daß Philodem ein Dichterwort vor Augen hat. Sollte nicht ein Dichter der Komödie — man denkt unwillkürlich zunächst an Menander — das für griechische Wertschätzung der τέχνη im höchsten und weitesten Sinne, d. h. im Sinne der vernunft-begründeten, auf wissenschaftlicher Basis ruhenden Lebenspraxis, so bezeichnende Wort gesprochen haben:

— τὸν μὲν βίον

ἢ φύσις ἔδωκε, τὸ δὲ καλῶς ζῆν ἢ τέχνη.<sup>2</sup>

Man vgl. Diodors begeisterte Lobpreisung der Schreibekunst, die in dem Ausruf gipfelt: διὸ καὶ τοῦ μὲν ζῆν τὴν φύσιν αἰτίαν ὑποληπτέον, τοῦ δὲ καλῶς ζῆν τὴν ἐκ τῶν γραμμάτων συγκειμένην παιδείαν (XII, 13, 3 = II, 313, 13

<sup>1</sup> [Die Bruchstücke jetzt, z. T. abweichend und m. E. nicht durchaus befriedigend behandelt von Sudhaus, Philodemi volumina rhetorica II, 190ff.]

<sup>2</sup> [Vgl. Wiener Apophthegmen, herausg. von Wachsmuth in Heidelberger Festschrift 1882, Nr. 16 u. 134; desgleichen Sternbach in Wiener Studien X, S. 8, Nr. 87.]

Dindorf), um nicht auch an den stehenden Gegensatz des ζῆν und des εὔ oder καλῶς ζῆν in den ethischen und politischen Lehren des Aristoteles zu erinnern.

5. Der Allegoriker Herakleitos schließt sein Werk mit einem Preise Homers, der ohne Zweifel also zu lauten hat: τὴν δ' Ὀμήρου σοφίαν ἐκτεθείακεν αἰὼν σύμπας καὶ προϊόντι τῷ χρόνῳ νεάζουσιν ἀεὶ αἱ ἐκείνου χάριτες. οὐδ' εἷς δὲ ἔστιν ὃς οὐκ εὖφημον ὑπὲρ αὐτοῦ γλῶσσαν ἔσφρζεν· ἱερεῖς δὲ καὶ ζάκοροι τῶν δαιμονίων ἐπὶ αὐτοῦ πάντες ἐσμὲν ἐξ ἴσου. — Hiervon hat Diels (Hermes XIII, 7) ἐπὶ αὐτοῦ hergestellt aus ἔτι τῶν αὐτῶν, ich γλῶσσαν ἔσφρζεν aus γλῶσσαν ἀνέφρξεν (dessen Richtigkeit schon Diels bezweifelte). Man vgl. Eurip. Ion 98: στόμα τ' εὖφημον φρουρεῖτ' ἀγαθόν κτέ., desgleichen Bacch. 69—70: στόμα τ' εὖφημον, Aesch. Choeph. 581: γλῶσσαν εὖφημον φέρειν und ähnlich Agamemn. 1247 Dind., auch Sophocl. frg. [194<sup>2</sup>] N. = 206 D. γήρᾳ προπόντως σῶζε τὴν εὖφημίαν (wo die Haltlosigkeit von Dindorfs Mutmaßung „εὖφημίαν ex εὐθυμίαν corruptum esse potest“ jetzt vielleicht noch mehr als früher in die Augen springt; προπόντως statt προσηκόντως oder προσόντως ist Naucks treffliche Besserung). Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß auch kurz vorher (c. 74 — p. 150 Mehler) mehrfache Anklänge an die Sprache der Tragiker begegnen: ἀκόλαστον γλῶσσαν <sup>6</sup> — αἰσχίστην νόσον (= Eurip. Orest. 10 — das Zitat fehlt unter den „testimonia“ bei Kirchhoff, desgleichen in Naucks Nachträgen), γλωσσαλγίαν (Eurip. Med. 525 und Androm. 689) und ἀχαλίνον γλώσσης (vgl. ἀχαλίνων στομάτων Bacch. 386 und frg. [492, 4<sup>2</sup>] ἀχάλιν' ἔχουσι στόματα).

Auf der vorangehenden Seite (149 M.) ist statt ὄμμασι zu schreiben ὀνόμασι in dem Satze: ὃς ἐπεπείκει αὐτὸν ἐρῶν ὅτι οὐκ ἐρώη· καὶ ποτε αὐτὸν αἰτῶν ἔλεγεν ὥδε γυμνοῖς τοῖς ὄμμασι τὴν ἀσέλγειαν οὐδ' εὐπρεπεῖ σχήματι τὸ τοῦ πράγματος αἰσχρὸν ὑποκλέψας, der Paraphrase von Plato, Phaedrus 237 B: ὃς οὐδενὸς ἦτιον ἐρῶν ἐπεπείκει τὸν παιδα, ὡς ἐρώη· καὶ ποτε αὐτὸν αἰτῶν ἔπειθε τοῦτ' αὐτό, κτέ. [Dieselbe Besserung später vorgebracht von Muenzel, Rhein. Mus. XL, 636, dem der jüngste Herausgeber, Oelmann, sie beilegt.] — Die



Theologie hat sich mit Unrecht an die Stelle der Astronomie gesetzt c. 45 init. (p. 104—105 M.): *Διακριβολογησάμενος δ' ὑπὲρ τῶν ὀλοσχερῶν ἀστέρων, τὰ κατὰ μέρος ἐπιφανέστατα δεδήλωκεν· οὐ γὰρ ἡδύνατο πάντα θεολογεῖν, ὥσπερ Εὐδοξος ἢ Ἀρατος, Ἰλιάδα γράφων*. Vielmehr: *πάντ' ἀστρολογεῖν* (einst wohl so geschrieben: ΠΑΝΤΑΞΡΟΛΟΓΕΙΝ). [Später vorgebracht von E. Maaß, dem Oelmann die Vermutung zuschreibt, zu 72, 2.]

6. Prokopios schreibt de bello Goth. IV, 22, p. 629 (= III, 575, 16 Dind.) wie folgt: *τὸ πλοῖον ἀμέλει, ὅπερ ἐν γῇ τῇ Φαιακίδι ἐκ λίθου λευκοῦ πεποιημένον παρὰ τὴν ταύτη ἀκτὴν ἔστηκεν, ἐκείνην τινὲς εἶναι τὴν ναῦν οἴονται, ἣ τὸν Οδυσσεά ἐς τὴν Ἰθάκην ἐκόμισεν, ἥνικα ξυναγεῖσθαι αὐτὸν ἐνταῦθα ξυνέβη· καίτοι οὐ μονοειδὲς τὸ πλοῖον τοῦτ' ἐστίν, ἀλλὰ ἐκ λίθων ὅτι μάλιστα πολλῶν ξύγκειται . . . . τοῦτον τὸν τρόπον καὶ ἡ ναὺς ἐκείνη πεποιήται ἣν Ἀγαμέμνων ὁ τοῦ Ἀτρείδους τῆς Εὐβοίας ἐν Γεραισιῶν ἀνέθηκε τῇ Ἀρτέμιδι, ἃ δὴ γράμματα ἐν πλοίῳ τοῦτω ἢ τηνικαδὲ ἢ ὕστερον ξυσθέντα δημοῖ ἐν ἑξαμέτρῳ· ὦν τὰ . . . . πρῶτα καὶ ἐς τόδε διαφαίνεται λέγοντα ὧδε:*

„*Νῆα μέλαιναν ἰδρύσατο τῇδ' Ἀγαμέμνων,*

*Ἑλλήνων στρατιῆς σῆμα πλοῖοζομένης·*“

*καὶ ἐν ἀρχῇ ἔχει· „Τύννυχος ἐποίει Ἀρτέμιδι Βολωσίᾳ“· οὕτω κτέ.*

Der verderbte Anfang des Hexameters läßt sich, ich denke mit Sicherheit, also herstellen: *Νῆά με λαϊνέην* —. [W. Meyer las laut brieflicher Mitteilung *νέα μελαίνην* in der besten Handschrift.] Und sollte es bloßer Zufall sein, daß eine minimale Änderung und die Aufnahme der vom Etym. magn. p. 205, 25 (589 Gaisf.) gebotenen Form *Βολωσία* (dieser Beiname der Artemis ist meines Wissens bisher weder erklärt noch anderswo nachgewiesen) einen Trimeter ergibt: *Τύννυχος ἐποίησ' Ἀρτέμιδι Βολωσίᾳ*? [Den Trimeter hatte schon Nauck erkannt. Vgl. Bulletin de l'Académie Impériale usw. XXXII, 61f.] — Benndorf, dem ich die Kenntniss der Stelle verdanke, glaubt wohl mit Recht, daß unter Tynnichos der alte Päanen-Dichter dieses Namens zu verstehen und dieser als angeblicher Verfasser des Weihgedichtes bezeichnet sei (Samothrake II, 76) und vergleicht damit Nr. 461 bei Kaibel (Epigr. gr. p. 183), wo Simonides



als der Verfasser einer in spätrömischer Zeit restaurierten poetischen Grabschrift genannt wird, — gleichfalls, wie ich 7 meine, in Trimetern, deren erster schwer entstellt ist und die etwa also gelautet haben dürften:

φῆ(μα)ις τό(δ' ἡγλάιζεν ἀφθίτοις) ἐπι  
τῶν (κ)ειμένων καὶ τῆς πόλεως Σιμωνίδης.

Hiervon halte ich *φῆμαις τόδ' . . . ἀφθίτοις* ἐπι für sicher — die Fourmontsche Abschrift bietet: ΦΗΝΑΙCΤΟΥ . . . NNIOIIIIΕΠΙ —, während sich statt *ἡγλάιζεν* noch manch ein anderes, minder elegantes, aber darum vielleicht zum zweiten Vers nur um so besser stimmendes Verbum denken läßt; wie *ἐξηύρισκεν*, *ἐξηργάζετ'*, *ἐμελέτησεν* usw.

7. In Solons *ὑποθήκαι εἰς ἑαυτόν* V. 65ff. liest man (Bergk, P. L. G.<sup>3</sup> 426):

πάσι δέ τοι κίνδυνος ἐπ' ἔργμασιν, οὐδέ τις οἶδεν,  
ἧ μέλλει σχήσειν, χρήματος ἀρχομένου·  
ἀλλ' ὁ μὲν εὖ ἔρδειν πειρώμενος κτέ.

Dieselben Verse wurden auch der theognideischen Sammlung einverleibt (585—590), mit allerhand Varianten, die (beiläufig bemerkt) insgesamt Verschlechterungen sind.

Doch stimmen alle Handschriften und, soviel ich weiß, alle Herausgeber des Solon wie des Theognis in betreff eines Wortes überein, welches mir einer Verbesserung dringend bedürftig erscheint, des Wortes *ἀρχομένου*. „Niemand weiß beim Beginn eines Unternehmens, wo er haltmachen wird“, d. h. doch, zur Zeit da er das Unternehmen beginnt. Damit die Zügel unserer Hand entgleiten können, muß diese sie aber einmal gehalten haben, und die fein nuancierende Sprache der Griechen unterläßt es nicht, dies auszudrücken, indem sie in solchem Falle sagt: *χρήματος ἀρχόμενος*. Den besten Kommentar liefern Hippels Worte (Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, S. 113): „Der Anfang steht oft in unserm Vermögen, die Mitte selten, das Ende nie.“ Das optimistische Gegenstück bietet Sophocles (frg. 747N.):

ἔργου δὲ παντὸς ἦν τις ἄρχηται καλῶς,  
καὶ τὰς τελευταῖς εἰκός ἐσθ' οὕτως ἔχειν.

[Die Überlieferung verteidigt Bergk, P. L. G. II<sup>4</sup>, 520.]

Das Fol. 52 des Bandes XI der Volumina hercul. (Coll. alt.) zeigt die folgenden Überreste:

ΚΑΙΕΛ  
 ΤΟΥΕΡΑΝ  
 ΕΝΑΙCΑΠΕ  
 ΓΗΡΑΙΛΕΓΟ  
 5 ΚΥΠΡΟΤΕΧ  
 ΜΟΙΦΙΛΑΚΑΙ  
 8 ΚΑΙΜΟΥCΩΝ  
 ΑΝΔΡΑCΙΝΕΥ  
 ΝΥΝΦΑCΚΩΝΤ  
 10 CΘΑΙΚΑΙΤΑΥΤ  
 ΕΠΙΤΗΔΕΥΜ  
 ΤΑΦΙΛΟΜΟΥ  
 CΤΟΝ

Es ist nicht schwer, in Z. 5—8 ein solonisches Verspaar zu erkennen (P. L. G.<sup>3</sup> 430, frg. 26 [jetzt II<sup>4</sup> 50]):

*Ἔργα δὲ Κυπρογενοῦς νῦν μοι φίλα καὶ Διονύσου  
 καὶ Μουσῶν ἃ τίθησ' ἀνδράσιν εὐφροσύνας.*

Die Anfangsworte lassen sich (nach Hermias in Platon. Phaedr. p. 78 Ast und Plut. Amator. c. 5) mit Wahrscheinlichkeit also herstellen: καὶ ἐμνήσθη περὶ | τοῦ ἐρᾶν (ὡς καλοῦ) | ἐν (ο)ῖς ἀπεφήνατ' ἐν τῷ | γήρᾳ λέγων, minder sicher die Schlußworte: νῦν φάσκων τ(αὐθ' αἰρεῖ)|σθαι καὶ ταῦτ' (εἶναι τὰ) | ἐπιτηδεύμ(ατ' αὐτοῦ) | τὰ φιλόμου(σα —. Was jedoch dem Zitat ein erhöhtes Interesse verleiht, das ist — neben der Bestätigung, welche Plutarchs Angabe findet, Solon habe diese Verse in höherem Alter verfaßt: ταυτὶ δὲ πρεσβύτερος γενόμενος l. l. — die ungemein auffällige Übereinstimmung der einleitenden Worte mit jenen des Hermias: καὶ ἐν τοῖς ποιήμασιν ὡς καλοῦ τοῦ ἐρᾶν μνημονεύει λέγων (l. l.). Beide Schriftsteller haben augenscheinlich aus derselben Quelle geschöpft, die zu ermitteln um so interessanter wäre, als der platonische Scholiast an jener Stelle mancherlei Erlesenes mitteilt. Ist die gemeinsame Quelle vielleicht der Ἑρωτικός des Aristoteles oder jener des Theophrast?

Die Frage würde sich wahrscheinlich beantworten lassen, wenn die 15 Bruchstücke des Papyrus (1384) nicht so heillos zerrüttet wären. Vielleicht gelingt es jemand durch Untersuchung des Originals über diese — offenbar erotischen Erörterungen gewidmete — Schrift ein helleres Licht zu verbreiten. Ich vermag, von einzelnen Worten und Satzgliedern abgesehen, kaum mehr zu lesen als was uns das frg. 5 (Fol. 56) darbietet: — (ο)ί μὲν ἐρασταὶ | ἐπὶ τοῖς ἐρω-  
 μένοις, | οἱ δ' ἐρώμενο(ι) ἐπὶ τοῖς | ἐ(ρ)ασταῖς, ὥσ(τ)ε καὶ | ἐν  
 τοῖς (κ)ινδύνοις ἐπιφανεστέ(ρως) ὥς | τὸ πολὺ —, worin wahr-  
 scheinlich ein Hinweis auf die bekannten böotischen Sitten,  
 insbesondere auf den *ἱερὸς λόγος* der Thebaner enthalten ist.  
 Darüber handelt am eingehendsten Plutarch (Pelop. c. 18, 3):  
 τὸ δ' ἐξ ἐρωτικῆς φιλίας συνηρμοσμένον στίφος ἀδιάλυτον  
 εἶναι καὶ ἄρρηκτον, ὅταν οἱ μὲν ἀγαπῶντες τοὺς ἐρωμένους,  
 οἱ δὲ αἰσχυρόμενοι τοὺς ἐρῶντας ἐμμένωσι τοῖς δεινοῖς ὑπὲρ  
 ἀλλήλων. [Vgl. auch Xenoph. Conviv. VIII, 32ff.] Wenige  
 Zeilen später wird Aristoteles angeführt in betreff der Eid-  
 schwüre, durch welche Liebhaber und Geliebte sich noch zu 9  
 seiner Zeit am Grabe des Jolaos, des Schildknapen des  
 Herakles, zu verbinden pflegten. Dies und ähnliches erzählt  
 Plutarch auch in seinem *Ἐρωτικός* c. 17, wo § 8 gleichfalls  
 Aristoteles zitiert wird. Beide Zitate hat V. Rose gewiß  
 mit Recht (an die Politien denkt Heitz, Verlorene Schriften  
 des Aristoteles, 191—192) den Überresten des aristotelischen  
*Ἐρωτικός* eingereiht; und daß Plutarch seinem erlauchten  
 Gewährsmann, wie zu erwarten, nicht bloß dort folgt, wo er  
 ihn anführt, lehrt unwiderleglich die zweite auf Jolaos be-  
 zügliche Stelle (l. l. § 17). Seltsam genug, daß auch bei  
 unserem Autor, frg. 12 (Fol. 63), in einem zurzeit noch nicht  
 aufzuklärenden Zusammenhang die Worte: κατα(σπ)α(σάμ)ενος  
 ὁ Ἡρακλῆς erscheinen. — Fol. 66 erkenne ich den Namen  
 des Σοφοκλ(η)ς, aber leider sonst nicht mehr als einzelne  
 Brocken, die sich dem Verständnis entziehen.

8. Die Gegner haben — so heißt es bei Antiphon, or. V,  
 § 46 — den einzigen Tatzeugen, jenen, „der allein die Un-  
 schuld des Angeklagten an das Licht bringen konnte, getötet“,

„καὶ διετείναντο αὐτὸν μὴ εἰσελθεῖν εἰς ὑμᾶς μηδ' ἐμοὶ ἐγγενέσθαι παρόντι ἄξιαι τὸν ἄνδρα καὶ βασανίσαι αὐτόν.“ Es tut kaum Not, die Zulässigkeit der Form ἦξα von neuem zu prüfen oder darauf hinzuweisen, daß diese nunmehr an all den Stellen, die noch Lobeck ad Phrynich. p. 287 und Matthiae, I<sup>2</sup>, 429 namhaft machen, aus den Schriften der Attiker verschwunden ist (zuletzt bei Thucyd. II, 97, wo endlich Stahl und Classen Dobrees treffliche Besserung annahmen) — mit alleiniger Ausnahme der unsrigen. (Bei Xenoph. Hell. II, 2, 20 hat κατάξαντες, wofür die guten Hss. καθέντας bieten, die schlechteren καταθέντας, keinerlei handschriftliche Gewähr; ebensowenig συνῆξας Memor. IV, 2, 8, wo B', der beste Kodex, σύν<sup>λο</sup>ήξας, die übrigen Hss. συνῆχας bieten; bei Aristoph. Ran. 468 genügte es ein I einzusetzen, um ἀπῆξας zu gewinnen, mit Bergk, Meineke, Dindorf; bei Lycurg adv. Leocrat. § 129 bieten die Hss., darunter auch der Crippsianus, in der Tat κατάξαντες, der Sinn aber verlangt gebieterisch τάξαντες, was allgemein angenommen ist.) An unserer Stelle ist das Wort in Wahrheit „ineptum“, wie Dobree (Advers. I, 171) es genannt hat. . . . . Aber freilich ist Dobrees ἐλέγξαι, Kaysers ἀπελέγξαι und Baiters ἐξατεῖν weitaus zu gewaltsam. Ich vermute: παρόντ' ἐτάσαι  
10 (aus ΠΑΡΟΝΤΕΤΑΣΑΙ konnte zunächst ΠΑΡΟΝΤΕΙΑΞΑΙ werden) und übersetze: „sie haben alles aufgeboten, damit er nicht vor Euch erscheine und damit es mir nicht vergönnt sei, ihn noch lebend anzutreffen, auszufragen und dem peinlichen Verhör zu unterziehen.“ Das so seltene Wort aber — welches auch Demokrit verwendet (fr. mor. 205 Mullach [vgl. Vorsokratiker I<sup>2</sup>, 433, 4]; darüber schweigt der Thesaurus) und das höchst wahrscheinlich auch bei Herodot III, 62 einzusetzen ist, nach Bekker Anecd. 96 [ἐτάζειν τὸ ἐξετάζειν Ἡρόδοτος τρίτῳ] — darf uns bei dem altertümlichen und das Ungewöhnliche liebenden Antiphon keineswegs befremden. (Vgl. Bläß, Attische Beredsamkeit I, 115ff. [= I<sup>2</sup>, 126].)

Zu den Eigentümlichkeiten des ältesten der attischen Redner gehört auch die Neubildung oder doch die Verwendung von Adverbien, die entweder in der alten Sprache

ganz vereinzelt vorkommen, wie *κραιπτόνως*, oder auch dieser völlig fremd sind, wie *ελασσόνως* (beides or. IV, δ, 6), — ähnlich verhält es sich mit *ήσσόνως*, das ich bei Ps. Hippocr. de arte § 8 [Apologie der Heilkunst<sup>2</sup> 46, 17] aus *ήσσουν* *ώς* der besten Handschrift (A) herstelle. Haben wir unter solchen Umständen das Recht, mit Reiske und Pahle (Antiphontis ... orationes critica ratione perlustravit Fr. Pahle, Jeverae 1874, p. 4) die Bildung *συχνῶς* (III, γ, 3) zu beanstanden? (Was Kayser, Rhein. Mus. XVI, 73 von seiten des Sinnes gegen das Wort einwendet, widerlegt ein Blick auf § 2 und § 11; denn statt „zweimal“ kann der Redner sehr wohl „häufig“ sagen). Ich möchte das verneinen und vielmehr die Frage aufwerfen, ob wir in dem Satze: *ὕμᾱς δὲ χρὴ γιγνώσκειν ὅτι ἡμεῖς μὲν οἱ ἀντίδικοι κατ' εὐνοίαν* (etwa *κατ' εὐσοίαν*?) *κρίνοντες*<sup>1</sup> *τὸ πρᾶγμα εἰκότως δίκαια ἐκάτεροι αὐτοὺς οἰόμεθα λέγειν*, *ὕμᾱς δὲ ὁσίως ὁρᾶν προσήκει τὰ πραχθέντα* (III, δ, 1) nicht berechtigt sind, anstatt des unangemessenen *ὁσίως* oder des gleichfalls kaum genügenden *ῥσως*, das Blaß vermutet, *οῶς* zu schreiben, im Sinne von *μόνως*; denn nur ein derartiges Wort scheint dem Zusammenhang zu entsprechen.

Es ist wohl nur meine unvollständige Kenntniss der <sup>11</sup> Antiphonliteratur daran schuld (auch die hiesige Universitätsbibliothek vermag diese Lücken meiner Büchersammlung nur in unzulänglichem Maße auszufüllen), wenn ich nicht zu sagen weiß, ob irgend jemand die rätselhaften Worte *μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους* (IV, γ, 2) zu erklären auch nur versucht hat. Maetzners Verweisung auf Matthiae § 371, c trifft den Kern

<sup>1</sup> Oder sollte Maetzners Erklärung: „*κατ' εὐνοίαν κρίνοντες* i. q. *εὐνοία τῇ ἡμετέρᾳ* vel *εἰς ἡμᾶς κρίνοντες*, partiellisch richtend“ ändern minder verkehrt scheinen als mir? „Auf die eigene Rettung bedacht, vom Standpunkt der Selbsterhaltung aus urteilend“, dies halte auch ich für den dem Zusammenhang allein gemäßen Gedanken; allein wem galten Selbstliebe und „Wohllollen“ (das soll heißen, Wohllollen gegen uns selbst!) jemals für identische Begriffe? *εὐσοία*, wenn ich anders damit das Richtige getroffen, ist eines jener poetischen Worte, die Antiphon nirgendwo häufiger anzuwenden liebt als in den Übungsreden, zu denen die Tetralogien [, doch über diese vgl. jetzt Dittenberger im Hermes XVI, 321] gehören. Vgl. Blaß, a. a. O. S. 118 [= <sup>2</sup>, 131f.].



der Sache nicht, und Blaß, der die Stelle für verständlich zu halten scheint (Att. Bereds. I, 117, Anm. 3 [= 2, 121]) hat leider nicht angegeben, wie er sie verstanden wissen will. Da jedoch hier weder vom Geschlechts-Adel noch vom Gegensatz der beiden Geschlechter die Rede sein kann, so scheinen sich die Worte jedem Verständnis zu entziehen und uns nur die Wahl zu lassen zwischen der Annahme einer Verderbnis und jener einer Interpolation. Für das letztere hat sich Kayser entschieden, der (Rhein. Mus. XII, 235) folgendes äußert: „Um zu beweisen, daß eher der junge als der alte Mann Schuld trage“ — an dem Entstehen jenes Raufhandels nämlich, in dem der Alte seinen Tod gefunden hat — „behauptet der Ankläger *ὅτι ἄρξαι καὶ παροινεῖν τοὺς νεωτέρους τῶν προεσβυτέρων εἰκότερόν ἐστι· τοὺς μὲν γὰρ ἢ τε μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους ἢ τε ἀκμὴ τῆς ῥώμης ἢ τε ἀπειρία τῆς μέθης ἐπαίρει τῷ θυμῷ χαρίζεσθαι, τοὺς δὲ ἢ τε ἐμπειρία τῶν παροινουμένων* (so Reiske und Dobree statt *παρανομουμένων*) *ἢ τε ἀσθένεια τοῦ γήρως ἢ τε δύναμις τῶν νέων φοβοῦσα σωφρονίζει*. Offenbar gehört die *μεγαλοφροσύνη τοῦ γένους* nicht hierher: ebenso ist *ἢ τε δύναμις τῶν νέων φοβοῦσα* zu jener kein Gegensatz und neben *ἢ τε ἀκμὴ τῆς ῥώμης* und *ἢ τε ἀπειρία τῆς μέθης* den Antithesen der anderen Reihe, *ἢ τε ἐμπειρία τῶν παροινουμένων* und *ἢ τε ἀσθένεια τοῦ γήρως* ganz entschieden, wenn auch per chiasmum entsprechen“. — Ich denke, wir können den einzig wirklich vorhandenen Anstoß mit leichter Mühe beseitigen durch die Annahme, daß die zwei Buchstaben ΠΕ einst zu ΓΕ, d. h. daß *με* zu *γε* ward: *ἢ τε μεγαλοφροσύνη τοῦ μένους*. (Die hier vorausgesetzte Form des M ist mir in den herkulanischen Rollen nicht selten begegnet.) Und dann stimmt alles aufs beste zusammen. Denn warum sollte unter den charakteristischen Eigenschaften der Jugend neben der Unerfahrenheit und der Körperkraft das jugendliche Temperament, das heißt der Übermut fehlen (gilt es doch die Entstehung eines Raufhandels zu erklären!), den der poetisch angehauchte Rhetor diesmal „hochgemuten Sinn“ zu benamsen beliebt hat? Und warum sollten wir weitgreifende Interpolationen wittern, ganze

Satzglieder tilgen und nebenbei auch die so beliebte Dreizahl der Kola opfern, weil dem Überschwang an Unternehmungslust und Tatendrang nicht das direkte Gegenteil, die Taten- 12  
scheu und Unternehmungsunlust, sondern mit leichter Modifikation des Gedankens ein speziellerer und beweiskräftigerer Faktor gegenübertritt: die Furcht vor der physischen Überlegenheit der Jugend? Ist doch nicht jeder Greis leidenschaftslos bis zur Apathie; allein neun unter zehn Alten werden es sicherlich vermeiden, die Überkraft der Jugend mutwillig herauszufordern.

9. Hermann Diels hat in seinen *Doxographi* — einem Werk von geradezu phänomenalen Vorzügen — nicht nur einen mächtigen Damm gegen das Unheil eklektischer Quellenbenützung auf dem Gebiete der Philosophie-Geschichte aufgerichtet, sondern gleichzeitig auch eine Unzahl literarhistorischer und textkritischer Einzelfragen in endgültiger Weise geordnet. Ein paar kleine Nachträge sollen dem trefflichen Forscher meinen Dank für seine ebenso schöne als zeitgemäße Gabe beweisen. Prolegom. p. 97 wird Stob. Floril. tit. 33 (περὶ σιωπῆς), 17 angeführt, wo es nach einigen Homerzitaten, deren letztes τ, 42—43 ist (σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μὴδ' ἐρέεινε. || αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὀλυμπον ἔχουσι), also heißt: „τοῦτο (nämlich die ἐχεμυθία) ἐξήγησιν (?) οἱ Πυθαγορικοὶ καλοῦντες οὐδὲν ἀπεκρίνοντο τοῖς περὶ θεῶν ὅ τι τύχοιεν ἰταμῶς καὶ εὐχερῶς ἐρωτῶσιν.“ Der technische Ausdruck der Pythagoreer ist ἐκσίγησις, wie Eustathios zu ω, 485 (p. 1968, 25) und überdies Opuscul. p. 95, 18 lehrt. (Auf beide Stellen verweist L. Dindorf im Thesaurus.) Man begreift freilich kaum, wie selbst Meineke dies übersehen konnte; auch das Fragezeichen hat erst Diels dem in so überaus fragwürdiger Weise angewendeten Worte beigefügt.

Zu Pseudo-Galen. hist. philos. c. 123 (Doxogr. p. 645): „Δημόκριτος γεγενημένα εἶναι τὰ ζῷα συστάσει εἰ δὲ ἐν ἄστρον πρῶτον τοῦ ὑγροῦ ζωογονοῦντα (l. ζωογονοῦντος)“ bemerkt Diels (Proleg. p. 16) wohl mit Recht: „*genuino quodam colore nitet Democriti de animantium origine placitum*“. Zur Zeugung

gehören aber außer dem schaffenden Prinzip, dessen Rolle hier das *ύγρόν* übernimmt, auch empfangende Organe. Auf Grund dieser Erwägung und im Hinblick auf Lucrez V, 808 (*crescebant uteri terram radicibus apti*) möchte ich die Stelle, an deren Herstellung Diels verzweifelt, also zu ordnen versuchen: *συστάσει θηλέων ἄρθρων, πρῶτον τοῦ ὑγροῦ ζωογονοῦντος*. (Von ΘΗΛΕΩΝΑΡΘΡΩΝ zu ΕΙΔΕΕΝΑΚΤΡΩΝ ist der Weg nicht so weit, als es auf den ersten Blick wohl scheinen mag.) Vgl. Herodot IV, 2: *τούτους ἐσθέντες ἐς τῶν θηλέων ἵππων τὰ ἄρθρα* und III, 87: *ὡς τῆς ἵππου ταύτης τῶν ἄρθρων ἐπιπράσας*. [Man vergleiche auch die Formel, die sich auf die Ertappung des *μοιχός* in flagranti bezieht: *ἄρθρα ἐν ἄρθροις ἔχων*. Vgl. Meyer und Schömann, Attischer Prozeß<sup>1</sup> 328 = <sup>2</sup>, 403.] Auf den etwaigen Einwand aber, daß Censorin. de die natal. IV, 9 (p. 11, 6 Jahn) — auf diesen wie auf Lucrez verweist auch Diels — die Urzeugungstheorie des

13 Demokrit von jener Epikurs zu unterscheiden und die „*uteros nescio quos*“ nur dem letzteren beizulegen scheint, darf man folgendes erwidern. Der Mann, der (um mit Aristoteles zu sprechen) „über Alles gedacht hat“, der weitaus gründlichste der Naturphilosophen, kann sich nicht damit begnügt haben zu sagen, „*ex aqua limoque primum . . . esse homines procreatos*“, womit er hinter Anaximander zurückgegangen wäre. Vielmehr hat er sich sicherlich über die betreffenden Vorgänge und den Mechanismus, der dabei ins Spiel kam, in einer Weise geäußert, die der hastig aufzählende und hier vornehmlich auf Hervorhebung der Meinungsverschiedenheiten bedachte römische Autor mitzuteilen nicht für gut befunden hat. Die wirkliche Differenz zwischen Demokrit und Epikur (wenn man eine solche in Wahrheit erschließen darf aus den Worten: „*nec longe secus Epicurus: is enim credidit limo calefacto uteros nescio quos radicibus terrae cohaerentes primum increvisse et infantibus*“ etc.) mag in irgend einem anderen Punkte, etwa in Epikurs Schweigen über das männliche Prinzip und die Rolle des *ύγρόν*, bestanden haben.

Von den sechs stoischen Definitionen des *κόσμος*, welche Diodoros zusammengestellt hat (Prolegg. p. 20), scheinen die

zweite und dritte noch einiger kritischer und exegetischer Nachhilfe zu bedürfen. Sie lauten bei Diels:

2. *πάλιν κόσμος ἐστὶν οἰκητήριον θεῶν· νῦν οὖν τὸ πλήρωμα λέγει ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ.* („ultima ἐκτὸς — αὐτῷ *non praesto*“ heißt es in einer Anmerkung.)
3. *τρίτον ὁ κόσμος ἐστὶ σύστημα ἐκ θεῶν καὶ ἀνθρώπων <καὶ τῶν ἕνεκα τούτων γεγονότων>· τοῦτο ὅμοιον τῷ βίῳ ὡς εἴ τις λέγει· πόλις ἐστὶν ἐξ ἀρχόντων καὶ ἀρχομένων.*

Die beiden Definitionen hängen dadurch eng zusammen, daß sie die „Welt“ vom Gesichtspunkt ihrer Bewohnbarkeit und Bewohntheit aus ansehen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die erstere die Wohnstätte als solche — mit Ausschluß der Bewohner — die letztere hingegen den Inbegriff der Bewohner und nur diesen ins Auge faßt, gerade wie man *πόλις* einmal definieren kann als eine Summe von Ringmauern, Marktplätzen, Straßen, Häusern usw. und ein andermal — doch ich lasse lieber Aristoteles sprechen (Pol. III, 1): ἢ . . . *πόλις πολιτῶν τι πληθὸς ἐστίν*, oder auch Thukydides (VII, 77 fin.): *ἄνδρες γὰρ πόλις καὶ οὐ τεῖχη οὐδὲ νῆες ἀνδρῶν κεναί* (vgl. auch Eurip. [frg. 828<sup>2</sup>]: *αἱ γὰρ πόλεις εἰς' ἀνδρες, οὐκ ἐρημιά*).

Danach möchte ich schreiben:

2. *πάλιν κόσμος ἐστὶν οἰκητήριον θεῶν . . . . ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ· νῦν οὐ τὸ πλήρωμα λέγει* (wobei es dahingestellt bleiben mag, ob die den Begriff des bloßen *οἰκητήριον* <sup>14</sup> scharf hervorhebenden Worte *ἐκτὸς τῶν ἐν αὐτῷ* von allem Anfang zur Definition gehörten oder ebenso wie das äquivalente *νῦν οὐ τὸ πλήρωμα λέγει* einen späteren, vielleicht gar einen vom Rande in den Text gedrungenen Zusatz darstellen).

In 3. aber lese ich: *τοῦτο ὅμοιον τῷ β'* (= *τῷ δευτέρῳ*), *ὡς εἴ τις λέγοι· πόλις κτέ.*, womit die Ähnlichkeit und freilich auch (implizite) der Unterschied der beiden eng verbundenen Definitionen hervorgehoben und durch den Hinweis auf den entsprechenden Doppelsinn von *πόλις* ausreichend beleuchtet wird. [*βίῳ* konnte gar leicht aus *β<sup>ω</sup>* entstanden sein.



Über derartige Schreibungen vergleiche man Pulch, Zu Eudocia, Hermes XVII, 181 und 188.]

10. Ist es erlaubt, den sieben oder acht bereits vorhandenen Verbesserungsvorschlägen zu V. 1066 des Theognis (oder vielmehr nach Bergks und Hartels ansprechender Vermutung, des Mimnermos) einen neuen hinzuzufügen? Vielleicht wird dieser darum als richtig erfunden, weil er dem von niemand verkannten und in der Tat unverkennbaren Gedanken den energischsten Ausdruck leiht.

*Ἐν δ' ἤβῃ πάρα μὲν ξὺν ὁμήλικι πάννυχον εὔδειν,  
ἱμερτῶν ἔργων ἕξ ἔρον ἰέμενον,*

1065 *ἔστι δὲ καμᾶζοντα μετ' ἀνλητῆρος αἰδεῖν·  
τούτων οὐδὲ νοεῖν ἄλλ' ἐνι τερπνότερον*

*ἀνδράσιν ἡδὲ γυναιξί. τί μοι πλοῦτός τε καὶ αἰδώς;  
τερπωλὴ νικᾷ πάντα σὺν εὐφροσύνῃ.*

Davon hat οὐδὲ Hartel vorgeschlagen (in dieser Zeitschr. I, 25); die Änderung des allseitig als unmöglich erkannten ἐπι in ἐνι wird schwerlich für gewaltsam gelten; als Zwischenstufen zwischen οὐδὲ νοεῖν und dem οὐδὲν τοι der Hss. genügt es ΟΥΔΕΝΟΙΝ und etwa ΟΥΔΕ<sup>N</sup>ΧΟΙ zu denken, indem das schließende N ausgefallen und an unrechter Stelle eingesetzt sein mochte. [Bergk, P. L. G. II<sup>4</sup>, p. 210 hat den Vorschlag angeführt, ohne ihn zu beurteilen.]

11. Zur Kritik und Exegese der neuen Dichterfragmente, durch deren Veröffentlichung und Bearbeitung Henri Weil<sup>1</sup> sich ein leuchtendes Verdienst erworben hat, will auch ich im folgenden mein Scherflein beitragen. Das große, überaus zierliche, aber auffallend glanzlose tragische Bruchstück des Euripides erscheint bereits als nahezu völlig geordnet; nur im Schlußvers hätte man sich nicht bei der unerhörten

<sup>1</sup> Un papyrus inédit . . . Nouveaux fragments d'Euripide et d'autres poètes grecs. Paris 1879. Ferner: Blaß (nebst Zusätzen von Bücheler, darin einzelne Beiträge von Bergk und v. Wilamowitz-Moellendorf) Rhein. Mus. XXXV, 74 ff.; Cobet in Mnemos. N. S. VIII, 56 ff.; Schenkl in Zeitschr. für österr. Gymn. 1880, 74—75; Weil in Revue de philol. IV, 1 ff. Diese δευτέραι φροντίδες zitiere ich als Weil<sup>2</sup>.



Elision in *πειράσομ' ὡς δεῖ* beruhigen sollen. Unerhört, sage 15 ich, denn jene Stellen, welche noch Lobeck (zu Aias 191) als Belege dieser Lizenz anführen zu dürfen glaubte, sind seither ohne Ausnahme theils besser beglaubigten Lesarten gewichen, theils durch die gelindesten, vielfach auch von Seite des Sinnes empfohlenen Mittel der kritischen Pharmakopöe beseitigt worden. (Ähnliches hat einmal Nauck, dem man viele dieser Besserungen verdankt, ich weiß nicht mehr wo, geäußert.) Und auch unsere Stelle gewinnt nur durch die Schreibung:

— σὺ μὲν βίῃ  
*πράξεις ἂν βούλει· τὴν δ' ἐμὴν ἐγὼ τύχην*  
*πειράσσομαι δὴ μὴ μετ' αἰσχύνῃς φέρειν.*

Die junge Frau ist mit ihren Bitten zu Ende und droht dem Vater für den Fall einer gewaltsamen Ehetrennung und Wiederverheiratung (wie Weil ohne Zweifel richtig erkannt hat) mit ihrem Selbstmord.<sup>1</sup>

Der Anfang des zweiten — auf die Gründung des Tempelchens der Arsinoe-Aphrodite bezüglichen — Epigramms des Poseidippos muß, denke ich, also lauten:

*Μέσσον ἐγὼ Φαρίης ἀκτῆς στόματός τε Κανώπου*  
*ἐμ περιφαινομένῳ χώματι χῶρον ἔχω, —*

Denn während *κῶματι* von Weil<sup>2</sup> (14) unzulänglich verteidigt und von Blaß (93) mit Recht verworfen wird, erträgt auch das von letzterem „wiewohl zweifelnd“ vorgeschlagene *κλίματι* keine genaue Prüfung. Nicht nur die Länge des *ι*, nicht nur die Anwendung des Wortes bei älteren Dichtern ist unerweislich — auch die Verbindung von *κλίμα* und *χῶρος* — Lage und Ort — ist so farblos und unpoetisch als möglich. Es kommt dazu, daß die freilich sehr grobe Korrektur im

<sup>1</sup> Unter der Angabe der Verszahl *στίχοι ΜΔ* befinden sich die Zeichen *ΕΥΡΙΠΙΔΗCCΠΟΔΡΕΓΑΤΗC* (das *Π* könnte auch ein *Μ* sein). Sollte darin nicht der Anfang eines Schulmeisterversleins stecken, den der Schreiber in seiner Vorlage antraf, etwa: *Εὐριπίδης σφόδρ' ἐργάτης (σπουδαῖος ἦν)?*

Papyrus fast mit Sicherheit ein ursprüngliches X erkennen läßt (genau dieselbe Berichtigung, K aus X, nur minder energisch durchgeführt, zeigt V. 21 des Europafragments); und da der unsichere Vokalismus überhaupt und speziell die Vorliebe für den Y-Laut dem ägyptischen Schreiber eigentümlich ist, so sind wir wohl berechtigt, das völlig sinn-gemäße *χώματι* zu wählen, gleichviel ob die *ἄκρα ναῖσκον ἔχουσα Ἀρσινόης Ἀφροδίτης* (Strabo XVII, 16, p. 800, worauf Weil verweist) ihren Ursprung der Natur oder künstlicher Aufschüttung verdankte. Vgl. Aeschyl. Suppl. 870 (Dind.) *Σαρπηδόνιον χῶμα*, was die Scholien durch *Σαρπηδονίαν ἄκραν* erklären. Endlich, der nunmehr entstehende Gleichklang *χώματι χῶρον* ist der Weise des Poseidippos durchaus gemäß;

<sup>16</sup> vgl. *χαμαὶ χηλή* in Epigr. I, 4 (von Cobet wohl mit Unrecht angetastet); *ἰλάσκεσθ' ἱερὸν* bei Athen VII, 318d (von Weil angeführt); *μοῦσα· μέλοι δ' ἡμῶν* Anthol. Pal. V, 134, 4: *ἔρωμένη ἐρχεθ' ἐκάστω* ib. V, 183, 1; *τλήμονα τύμβον* VII, 267, 2; *Ἄ Κύπρον, ἃ τε Κυθήρα* XII, 131, 1; *πιηνοῖσι παραθρέξαντά με ποσσίν* XVI, 275, 9 und vor allem das von Alliterationen wimmelnde Epigramm XII, 168: *τὸν δ' ἔκτον ἐκάστων* (V. 3), *ὅστις ἐρῶν ἔτυχεν* (V. 4), *τὸν δ' ὄγδοον εἶπεν Ὀμήρου* (V. 5), *τὸν δ' ἑνατον Μουσῶν, Μνημοσύνης δέκατον* (V. 6) —, wobei ich nur solche Epigramme berücksichtigt habe, die unserem Dichter völlig vorbehaltlos beilegt werden.

Die größten Schwierigkeiten bietet das herrliche Bruchstück aus Aeschylos' *Κᾶρες* ἢ *Εὐρώπη*, eine *ῥῆσις* der letzteren, wie Blaß nach Weil, der nur die ersten 14 Verse dieser Tragödie zuweisen wollte, meines Erachtens über jede Möglichkeit eines Zweifels hinaus festgestellt hat. Ich lasse das ganze Fragment folgen, bespreche aber nur jene Stellen genauer, die von meinen Vorgängern nicht endgültig geordnet oder erklärt worden sind. Das diesmal in kaum glaublicher Weise verderbte Original hat folgendes Ansehen:

ΤΑΥΡΩΤΕΛΙΜΩΞΕΝΙΑΠΤΑΜΠΤΟΔΟΣΠΑΡΑΝ  
ΤΟΙΟΝΤΕΜΕΝΖΕΥΚΛΕΜΜΑΠΡΟΣΒΥΤΟΥΠΑΤΡΟΣ

ΑΥΤΟΥΜΕΝΩΝΑΜΟΧΘΟΝΗΝΟCONΛΑΒΕΙΝ  
ΤΕΙΟΥΝΤΑΠΟΛΛΑΚΕΙΝΑΔΙΑΠΑΥΡΩΛΕΓΩ

5 ΓΥΝΗΘΕΟΥΜΕΙΧΘΕΙCΑΠΑΡΘΕΝΟΥCΕΒΑC  
ΕΜΙΨΕΤΑΙΔΩΝΔΕCΥΓΗΞΥΝΑΓΩΝΕΙ

ΚΑΙΤΡΙΑΓΩΝΕΙCΤΟΥCΓΥΝΑΙΚΕΙΟΥCΠΤΟΝΟΥC  
ΕΚΑΡΤΕΡΗCΑΡΟΥΡΑCΚΑΙΟΥΚΕΜΕΜΨΑΤΟ  
ΤΟΥΜΕΝΞΕΝΑΙΚΕΙΝCΠΕΡΜΑΓΕΝΑΙ ΠΑΤΡΟC

10 ΕΚΤΩΝΜΕΓΙCΤΩΝΔΕΡΞΑΜΗΝΦΥΔΕΥΜΑΤΩΝ  
ΜΙΝΩΤΕΚΟΥΑΡΑΛΑΜΑΝΘΟΝΩCΠΕΡΑΦΘΙΔΟCΠΑΙΔΩΝΕ  
ΜΩΝ ΑΛΛΑΚΕΜΑΓΑΙCΤΑΙCΕΜΑΙCΖΟΑCΕΧΕΙΝ  
ΤΟΜΗΠΑΡΩΝΤΕΤΕΡΨΙΝΟΥΚΕΧΕΙΦΙΛΟΥC  
ΤΡΙΤΟΝΔΕΤΟΥΝΟΥΝΦΟΡΝΤΙΖΕΙΝΧΕΙΜΑΖΕΤΑΙ

15 CΑΛΦΗΔΟΝΑΙΑΧΜΗCΔΕΞΑΡΕΟCΚΑΘΙΚΕΤΟ  
ΚΑΡΟΓΑΡΗΚΕΙΕΝΛΟΤΙCΛΟΤΙCΜΑΤΟC  
ΠΑCΗCΥΠΕΡΠΕΡΩΝΤΕCΑΛΧΙΜΟΥCΤΕΝΗC  
ΑΥΧΕΙΔΕΤΡΩΑΝΑCΤΥΠΑΡΘΗCΗΒΙΟΝ

ΠΡΟCΟΥΔΕΔΩΚΑΜΗΤΕΙΜΑΡΓΑΙΑΔΟΡΕΙ<sup>N</sup>

20 ΑCΤΥΠΕΡΒΑΡΤΟΝΔΡΑCΗΤΕΚΑΙΠΑΘΗΚΑΚΟΝ  
ΛΕΠΤΗΓΑΡΕΛΠΙCΙΗΔΗΕΠΙΞΥΡΗΜΕΝΗ  
ΜΗΤΑΝΤΑΠΤΑΙCΑCΕΚΧΕΩΠΡΟCΑΙΜΑΤΕΙ

Daraus hat sich der nachstehende Text gewinnen lassen:

— ταύρω τε λειμών ξένια páμβoτος παρῆν.  
τοιόνδε μὲν Ζεὺς κλέμμα προσβύτου πατρὸς  
αὐτοῦ μένων ἄμοχθον ἥνυσεν λαβεῖν.  
ἵν' οὖν τὰ πολλὰ κείνα διὰ παύρων λέγω·

5 γυνὴ θεῶ μιχθεῖσα παρθένου σέβας  
ἤμειψε, παίδων δ' ἐξύγη ξυνωνίᾳ.  
καὶ τρισὶν ἀγῶσι τοὺς γυναικείους πόρους  
ἐκαρτέρης· ἄρουραν οὐκ ἐμέμψατο  
τὸ μὴ ἐξευγεῖν σπέρμα γενναίου πατρὸς·

10 ἐκ τῶν μεγίστων δ' ἠρξάμην φυτευμάτων

17

- 11a Μῖνω τεκοῦσα\*  
 11b Ραδάμανθυν, ὅσπερ ἄφθιτος παίδων ἐμῶν.  
 ἀλλ' οὐκ ἐν ἀνγαῖς ταῖς ἐμαῖς ζῶας ἔχει,  
 τὸ μὴ παρόν τε τέρψιν οὐκ ἔχει φίλοις·  
 τρίτον δέ, τῷ νῦν φροντὶς ἐγχειμάζεται,  
 15 Σαρπηδόν'· αἰγὶς δ' ἐξ Ἄρεως καθίκετο·  
 16a Καρῶν γὰρ ἦκει (γαῖαν Ἀγαμέμνων ἀναξ,  
 16b θράσει πεποιθὼς Ἑλλάδος) λωτίσματος  
 πάσης ὑπερφέροντος ἀλκίμῳ σθένει·  
 αὐχεῖ δὲ Τρώων ἄστν πορθήσειν βίαν·  
 πρὸς οὗ δέδοικα, μή τι μαργαίνων δορὶ  
 20 ἀνυπέρβατον δρώσῃ τε καὶ πάθῃ κακόν.  
 λεπτὴ γὰρ ἐλπὶς ἦδ' ἐπὶ ξυροῦ τ' ἔβην,  
 μὴ πάντα παιδὸς ἐκχέω πρὸς αἵματι.

1—3 scheint mir die von Weil begonnene, von Blaß zu Ende geführte Restitution unwidersprechlich richtig. „Zeus in Stiergestalt nimmt auf einer Wiese, die ihm reichliche Nahrung bietet, seinen Aufenthalt, und dem Ausharrenden (αὐτοῦ μένων) wird es schließlich ein Leichtes (ἄμοχθον ἤνυσεν λαβεῖν), den geeigneten Augenblick zu erspähen, um das vom greisen Vater schlecht behütete Mädchen zu betören oder zu entführen.“ Mit μέν (V. 2), dem übrigens bei Äschylos sehr häufig kein δέ folgt, setzt die Erzählung ein, als ob sie in erschöpfender Breite fortgeführt werden sollte: aber Europa kann es nicht über sich gewinnen, also fortzufahren. Sie greift vielmehr zu einer gleichzeitig verkürzenden und verallgemeinernden Wendung (4—5: ἴν' οὖν τὰ πολλὰ . . . . γυνὴ θεῷ μυχθεῖσα): „Doch wozu viele Worte? Ein Weib ist“ — wieder einmal — „der Verführungskunst eines Gottes erlegen.“ Dadurch wälzt die Gefallene ihren Fehltritt gleichsam auf die Schultern ihres ganzen Geschlechtes ab. Und nachdem Europa die Geschichte ihres Falles in der dritten Person erzählt hat, (die meine Vorgänger, ich denke sehr mit Unrecht, in die erste umgeändert haben), läßt sie der feinsinnige Dichter in dem Augenblick wieder in eigener Person sprechen, wo Mutterstolz und Mutterfreude ihre Brust schwellen. — Im übrigen scheint mir Weils Herstellung

dieser Verse durch die Versuche der Nachfolger keineswegs übertroffen. Auch V. 8 dünkt mich seine Interpunktion und 18 die Bemerkung „*que le mot ἀρούρα ne pouvait guère entrer dans le premier membre de phrase*“ völlig zutreffend, wenngleich ihm hier ein heiteres metrisches Versehen begegnet ist. ἀρούραν (worin ich mit Schenkl zusammentreffe) οὐκ ἐμέμψατο κτέ. soll einfach besagen: „mich trifft nicht der Tadel oder Vorwurf der Unfruchtbarkeit“. Und wenn dieser Gedanke mit einer dichterischen Kühnheit ausgedrückt ist, die wir nur teilweise nachzuahmen vermögen: „die Ackerflur trifft nicht der Vorwurf, einen edlen Samen in sich aufgenommen und nicht ans Licht gebracht zu haben“, so ist τὸ μὴ ἐξενεγκεῖν σπέρμα als Subjekt zu ἐμέμψατο doch bei Licht besehen kaum verwegener als Schillers uns so geläufiges: „Soll das Werk den Meister loben.“ ἐκαρτέρησ' ἀρούρα aber, was Blaß vorschlug und nach Cobet schließlich auch Weil<sup>2</sup> (13) annahm, ist sicherlich unmöglich; nicht weil „ein Weib sich“ nicht „geradezu ἀρούρα nennen“ kann (so Bücheler; über die Zulässigkeit solcher Verschmelzung „des Bildes mit dem verglichenen Gegenstand“ vgl. Nauck, Euripid. Studien I, 43—44), sondern weil eine kreißende ἀρούρα ein Unding ist, weil kein verständiger Schriftsteller, geschweige denn ein großer Dichter, Begriffe miteinander paart, die sich wechselseitig ausschließen, wie das „tapfere Ringen“ eines unter Schmerzen gebärenden Weibes (ἀγῶσι — πόνον — ἐκαρτέρησα) und die ihre Früchte kampf- und mühelos zeitigende Ackerflur. — Nach Μίνω τεκοῦσα (V. 11) muß, wie Bücheler erkannt hat (S. 94), „ohne Frage eine größere Lücke angenommen werden, als daß man hoffen dürfte, etwa durch Einsetzung von πρώτων, εἶτα δεύτερον die Stelle zu ordnen“. Denn einen weitberühmten Kriegshelden und Herrscher wie Minos pflegt man doch nicht — und pflegt am wenigsten die kinderstolze Mutter (ἐκ τῶν μεγίστων δ' ἡοξάμην φντυμάτων) — mit einer kahlen Namensnennung abzutun. Und, was entscheidender ist: Sarpedon erscheint V. 21—22 als Europas einzige Hoffnung, mit ihm fürchtet sie alles zu verlieren; nun lebt Rhadamanthys auf den



Inseln der Seligen oder in den elyseischen Gefilden (vgl. Pind. Ol. II, 75, worauf Weil, und Od. δ, 563, worauf Blaß verweist) und ist eben darum für die Mutter so gut wie verloren; so wird wohl, da Minos hier nicht als Totenrichter gilt (denn in *ἄφθιτος παίδων ἐμῶν* liegt es doch, daß nur Rhadamanthys unsterblich ist), in der Lücke von seinen Kämpfen und dem Ende die Rede gewesen sein, das ihn die Sage in Sizilien finden ließ. — Mein [später mehrfach von anderen vorgebrachter] Versuch *ἀλλ' οὐκ ἐν ἀνγαῖς* (V. 13) entfernt sich von den Zügen des Papyrus weniger als Weils *ἀλλ' οὐκ ἐπ' ἀνλαῖς* oder Büchelers *ἀλλ' οὐκ ἐπ' ἀκταῖς*, während Blaß, der hier im übrigen minder glücklich gewesen ist, das von beiden angefochtene *ζόας* durch den Hinweis auf das ebenso gebrauchte *τροφαί* Sept. 665 (ähnlich 19 Oed. Col. 446), ich denke völlig ausreichend, geschützt hat. *ἀνγάζω* für „schauen“ findet sich bei Sophokles wie bei Euripides, desgleichen *ἀνγαί* mehrfach in Verbindungen wie *ὀμμάτων ἀνγαί*, und auch als „Augen“ schlechtweg Androm. 1180 und Rhes. 736, so daß *ἐν ἀνγαῖς* im Sinne von *ἐν ὀφθαλμοῖς* wohl gewagt werden darf. (Man vgl. auch Aj. 69 f., Iph. T. 194 und Hercul. 132.) — Meine ebenso wenig gewaltsame Schreibung von V. 15 kann sich zwar nicht auf eine nachweisbare derartige Anwendung von *ἐγχεύμαζομαι*, wohl aber auf die analoge Konstruktion von Verben wie *ἐγκαυχάομαι*, *ἐνῆδομαι*, *ἐνηδυπαθέω*, *ἐνηδύνομαι*, *ἐγκατιλλώπτω*, *ἐγχλίω*, *ἐγγελάω* stützen. (Man vgl. Aesch. Suppl. 914: *Ἑλληνισιν ἐγχλίεις ἄγαν* neben Choeph. 137: *ἐν τοῖσι ῥοῖς πόνοισι χλίουσιν μέγα*, oder Soph. El. 277: *ὥσπερ ἐγγελῶσα τοῖς ποιουμένοις* neben Antig. 155: *εἰ γέλωτ' ἐν σοὶ γελῶ* oder Choeph. 222: *ἀλλ' ἐν κακοῖσι τοῖς ἐμοῖς γελᾶν*.) „Als dritten aber (gebar ich) den Sarpedon, um den mein Gemüt jetzt in angstvolle Sorge versetzt ist; denn ihn hat der Kriegssturm ergriffen.“ (*αἰγίς* V. 16 ist Bergks, ich denke, treffliche Besserung, nach Septem 63—64: *πρὶν καταίγισαι πρὸς Ἄρως*.) — Daß V. 16 KAP zweifellos im Papyrus geschrieben steht, hat Bücheler erkannt. An den Karern darf aber hier so wenig gerüttelt werden, wie an den Troern V. 18,

da die ersteren durch den Titel der Tragödie: *Κῆρες ἢ Εὐρώπη*, die letzteren durch die Sage geschützt sind, welche Sarpedon vor Ilion fallen läßt. Und von diesem Punkte aus eröffnet sich uns nunmehr ein sichererer Einblick in die Grundlagen des Dramas. Karer bilden, wie jene Aufschrift lehrt, den Chor (den wir uns beiläufig als einen *χορὸς γερόντων* denken mögen, wie er die in völlig ähnlicher Lage befindliche Atossa in den Persern umgibt). Unmöglich können somit die Karer der Feind sein, gegen den Sarpedon zu Felde zog, und kaum minder unmöglich scheint es, daß ein karischer Chor der Mutter des lykischen Fürsten zur Seite stehe. Wir werden uns in letzterem Betracht vielmehr der Traditionen erinnern müssen, welche Sarpedon selbst, nicht nur als das Haupt der kretischen Termilen, dem Volk der Karer zueigneten und ihm die Gründung von Milet zuschrieben (vgl. Preller, Gr. Myth. II<sup>2</sup>, 133, 1, — wobei wir uns wohlweislich hüten werden, mit Diod. V, 79 oder Eustath. ad Dionys. Perieg. V, 270 — Frg. hist. gr. III, 598 — einen zwiefachen Sarpedon anzunehmen, der sicherlich nur das Produkt späterer Geschichtsklitterei ist). Jene Eroberer aber, welche die Zerstörung Trojas planen, wer sollten sie sonst sein als die Helden Homers? Darum müssen wir in dem arg zerstörten V. 16 notgedrungen eine Lücke annehmen und ungefähr (*Ἑλλάδος* schlug schon Blaß vor) in der Weise ausfüllen, wie ich es versucht habe. Fragt man endlich, in welchem Sinne Äschylos den Zug 20 gegen Troja einen Einfall in karisches Land nennen konnte, so weiß ich nur die Antwort: er muß die Karer, ähnlich wie Herodot (*τὸ Καρικὸν ἦν ἔθνος λογιμώτατον τῶν ἐθνέων ἀπάντων <τῶν>*)<sup>1</sup> *κατὰ τοῦτον ἄμα τὸν χρόνον μακροῦ μάλιστα* I, 171)

<sup>1</sup> Ohne dieses *τῶν* schwebt das folgende *ἄμα* — welches Krüger ohne Grund verdächtigt und dem Abicht und zumal Stein eine, wie ich denke, unmögliche Bedeutung leihen — völlig in der Luft. Herodot will einfach sagen: „Das karische Volk war weitaus das bedeutendste unter allen damaligen Völkern“, d. h. unter all den Nationen, die in jener Zeit bereits die Bühne der Geschichte betreten hatten. Vgl. Phot. Bibl. cod. 3 init. (2, a, 20 Bekk.): *Ἀνεγνώσθη Νοννόσου ἱστορία, ἐν ᾗ διαλαμβάνεται πρεσβεία αὐτοῦ πρὸς τε Αἰθίопας καὶ Ἀμυρίτας καὶ Σαρακηνοὺς,*

als das einstmals führende Volk in Kleinasien (oder doch auf dessen Westküste) betrachtet haben, das diesen Landstrich ganz ebenso als sein Eigen ansah, wie späterhin die Perser ganz Asien (τὴν γὰρ Ἀσίην . . . οἰκηθεῦνται οἱ Πέρσαι, Her. I, 4, und τὴν Ἀσίην πᾶσαν νομίζουσι ἑωυτῶν εἶναι Πέρσαι, IX, 116). Und man wird in der Tat vergebens nach einer Stelle in unseren Versen suchen, wo von einer den Troern zu leistenden Bundeshilfe hätte die Rede sein können. — V. 18 hat mich Büchelers Erörterung auf σθένει geführt, welches dem Zusammenhang völlig zu entsprechen scheint. — Gegen diese Schreibung der letzten Verse (ἦδ' . . . ἔβην verdankt man v. Wilamowitz, παιδὸς Bücheler) erhebt Weil<sup>2</sup> (13) das Bedenken, daß „tout en rendant échéai par *perdre*, il ne faut pas oublier que ce verbe veut dire *répandre*, et qu'il ne peut s'appliquer qu'à une personne qui cause elle-même la destruction d'une chose: or Europe est loin de contribuer à la mort de Sarpédon.“ Der Einwand ist triftig, insoweit der bisher bekannte Gebrauch des Wortes in Frage kommt: allein der Übergang in die verwandte Bedeutung des „Verlierens“ schlechthin ist so naheliegend, so sehr der Natur der Sprachentwicklung gemäß, die allenthalben, wie es scheint, den Begriff des Verlierens aus dem des Verderbens oder jenem des Fahrenlassens hervorgehen ließ — man denke, um bei den zwei klassischen Sprachen stehen zu bleiben, nur an ἀποβάλλω und ἀπόλλυμι, an amitto und perdo, und in gewissem Sinne auch an ἀφίημι und effundo —, daß einem allezeit das Kühnere und minder Gewöhnliche bevorzugenden Dichter wie Äschylos gegenüber die Annahme dieser bisher nicht belegten Bedeutungsnuance schwerlich als ein unstatthafte Wagnis gelten darf.

---

τὰ ἰσχυρότερα τῶν τότε ἐθνῶν —. Ebenso ist, meines Erachtens, Her. II, 122, 14 τὸν nach τοῦτον ausgefallen in dem Satze: τὸν δὲ ἰφέα τοῦτον <τὸν> καταδεδεμένον τοὺς ὀφθαλμοὺς λέγουσι ὑπὸ δύο λύκων ἄγασθαι ἐς τὸ ἰρὸν κτε.

---

## 32. Zu Cicero.<sup>1</sup>

Or. Phil. I, 7, 15: *deinde a vobis, patres conscripti, peto, ut, etiam si sequi minus andebitis orationem atque auctoritatem meam, benigne me tamen, ut adhuc fecistis, audiat.*

Daß die Verbindung *orationem sequi* unmöglich sei, hat Cobet jüngst mit Recht hervorgehoben (Mnemos. N. S. VII, 115). Müssen wir aber darum auch die zwei Worte „*orationem atque*“ für eingeschoben halten? Keineswegs; mir wenigstens genügte es seit jeher, mit Tilgung eines Buchstabens zu schreiben: *rationem atque auctoritatem*. Der Senat, so bittet der Redner, möge ihm das gewohnte geneigte Gehör auch dann nicht verweigern, wenn er diesmal nicht gewillt sein sollte, sich dem Gewicht seiner Gründe und seiner persönlichen Autorität zu fügen. Man vgl. insbesondere Pro Caecina 18, 51: *consilium autem eorum, qui scripserunt, et rationem et auctoritatem relinquamus?*

Zwei handgreifliche Interpolationen, die sich in der zweiten philippischen Rede vorfinden, sind — so viel ich sehe — der Beachtung der Kritiker bis zur Stunde entgangen: (11, 26) *quam verisimile porro est, in tot hominibus partim obscuris partim adolescentibus [neminem occultantibus] meum nomen latere potuisse* —, und (12, 27): *longum est persequi ceteros, idque rei publicae praeclarum [fuisse tam multos], ipsis gloriosum*. Der letztere Zusatz enthält eine bis zur Lächerlichkeit überflüssige, der erstere eine grundfalsche Erklärung.

---

<sup>1</sup> Aus Wiener Studien II, 143 (1880).

### 33. Une Dizaine de Notes Critiques.<sup>1</sup>

1. *Ἀρχῆς ἀπάσης ἡγεμὼν ἐστὶν λόγος*. C'est ainsi que M. Wilhelm Meyer écrit ce monostique, en changeant l'*ἐστὶ* du manuscrit d'Urbino en *ἐστιν* (*Die urbinatische Sammlung von Spruchversen* etc., Munich 1880, p. 28, n. 7). Mais, quand on parle de la *raison* comme arbitre souverain des affaires humaines, ce n'est certainement pas un fait que l'on constate, c'est un vœu que l'on forme, un désir qu'on exprime. Il faut donc de toute nécessité remplacer l'indicatif par l'impératif et écrire: *Ἀρχῆς ἀπάσης ἡγεμὼν ἔστω λόγος*.

2. Les lois somptuaires de Zaleucus se distinguaient, s'il faut en croire Diodore (XII, 21), par un esprit extrêmement ingénieux. Elles plaçaient les transgresseurs devant l'alternative ou de subir des peines très graves, ou de chercher leur salut dans un aveu honteux. Telle dame, par exemple, désire relever ses charmes par une parure d'or, par une robe bordée de pourpre. Libre à elle de le faire, pourvu qu'elle renonce à toute prétention de femme honnête; διὸ καὶ ῥαδίως ταῖς τῶν προστίμων αἰσχροαῖς ὑπεξαίρεσεσιν ἀπέτρεψε τῆς βλαβεραῆς τρυφῆς καὶ ἀκολασίας τῶν ἐπιτηδευμάτων· οὐδεὶς γὰρ ἐβούλετο τὴν αἰσχρὰν κόλασιν ὁμολογήσας καταγέλαστος ἐν τοῖς πολίταις εἶναι. La peine (κόλασις) pouvait et en effet devait être des plus dures, mais ce qui *deshonorait* le coupable, c'était l'*exemption* de la peine (αἰσχροὶ ὑπεξαίρεσις), la circonstance peu honorable, que l'on faisait valoir pour se soustraire

---

<sup>1</sup> Mélanges Graux, Paris, Ernest Thorin 1884, p. 49—56.



au châtement. Ecrivez donc: τὴν αἰσχροὶν πρόφασιν ὁμολογήσας.

3. Un des tisserands les plus fameux des temps antiques fut Hélicon, natif de Salamine en Chypre. Sur un de ses chefs-d'œuvre, que l'on admirait à Delphes, on lisait l'inscription qui suit:

Τεῦξ' Ἑλικῶν Ἀκασᾶ Σαλαμίνιος, ᾧ ἐνὶ χερσίν  
πότνια θεσπεσίην Παλλὰς ἔχευε χάριν.

Au lieu d' ἔχευε les manuscrits et les éditions d'Athénée (II, 48b) portent *ἔτευξε*, ce qui est d'une grossièreté choquante et d'un mal-à-propos tout à fait insupportable. La déesse 50 protectrice des arts et des artistes n'a pas besoin de «fabriquer» la grâce qu'elle veut prodiguer à ceux qu'elle aime; elle en abonde, elle en regorge, elle la verse à pleines mains sur ses favoris et sur leurs œuvres. L'auteur de l'épigramme a évidemment imité Homère (comp. *Odyss.* 2, 12 = 17, 63: θεσπεσίην δ' ἄρα τῷ γε χάριν κατέχευεν Ἀθήνη; 8, 19: τῷ δ' ἄρ' Ἀθήνη || θεσπεσίην κατέχευε χάριν κεφαλῇ τε καὶ ὤμοις; 23, 156: αὐτὰρ καὶ κεφαλῆς κάλλος πολὺν χεῦεν Ἀθήνη — et pour la construction, *Iliade* 9, 215: αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ὤπτησε καὶ εἰν ἐλεοῖσιν ἔχευεν). Remarquez les allitérations: Πότνια, Παλλὰς, — χερσίν, ἔχευε, χάριν.<sup>1</sup>

4. Socrate compare Méléty, son accusateur principal, à un jardinier judicieux et prévoyant, qui soigne en premier lieu les plantes jeunes et tendres: ὀρθῶς γάρ ἐστι τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, ὅπως ἔσονται ὅ τι ἄριστοι, ὥσπερ γεωργὸν τῶν νέων φυτῶν εἰκὸς πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, μετὰ δὲ ταῦτα καὶ τῶν ἄλλων· καὶ δὴ καὶ Μέλητος ἴσως πρῶτον μὲν ἡμᾶς ἐκκαθαίρει τοὺς [τῶν νέων] τὰς βλάστας διαφθεύροντας — (*Euthyphron* p. 3a). Platon, eût-il voulu rendre sa pensée plus claire qu'elle ne l'est par elle-même, peut-être

<sup>1</sup> [Der letzte Herausgeber des Athenäos, G. Kaibel, hat gleich mir *ἔτευξε* verworfen (1887). Doch will er *ἐπένευσε* an seine Stelle setzen. Ich halte an meiner Vermutung fest, vornehmlich um der homerischen Parallelen willen.]

aurait-il pu parler des «bourgeons de la cité» ou «du peuple», comme Eschine (si c'est en effet Eschine, comp. l'édition de Weidner) a dit «τὰ κλήματα τοῦ δήμου» (contre *Ctésiphon*, § 166); mais les «bourgeons des jeunes gens», c'est une phrase qui pêche en même temps contre les règles de la logique et contre celles du bon goût.

5. Epicure, en parlant du caractère relatif et dérivé, mais nullement factice, du droit, s'exprime en ces termes (chez Diogène Laërce IX, 152): ἀν μεταπίπτῃ τὸ κατὰ τὸ δίκαιον συμφέρον, χρόνον δὲ τινα εἰς τὴν πρόληψιν ἐναρμόττῃ, οὐδὲν ἦτον ἐκείνον τὸν χρόνον ἦν δίκαιον τοῖς μὴ φωναῖς κεναῖς ἑαυτοὺς συνταράττουσιν, ἀλλὰ πλεῖστα πράγματα βλέπουσιν. Lisez: ἀλλ' εἰς τὰ πράγματα βλέπουσιν,<sup>1</sup> — et comparez Philodème, de la *Rhétorique* (volumes d'Herculanum, coll. nouv. V, 101 = copies d'Oxford, papyr. 1015, 50): — οὐδ' (ἀ)νήνυσ(τον τοῦτο) τὸ εἶδος ἐστὶ με(τα)χεῖρι(σ)σασθαι, ἀνδρὸς ἐν ἐκάστοις εἰς (πρ)άγματα βλέποντος καὶ (ἀλ)ηθινολογοῦντος, οὐκ ἐνθυμήμασ(ι)ν κενοῖς χρ(ω)μένου, δηλον.<sup>2</sup>

6. Grégoire de Nazianze célèbre l'héroïsme de plusieurs philosophes grecs en ces vers (Epigramme 4; éd. Caillau II, 1164):

ἔστιν Ἐπικτήτιο μέγα κλέος ἐν προτέροισιν,  
ἔστιν Ἀναξάρχου ὧν ὁ μὲν ἀγνύμενος  
τὸ κλέος οὐκ ἀλέγισεν, ὁ δ' ὄλμου χειρὸς ἐχούτος  
κοπτόμενός γ' ἐβόα· πτίσσετε τὸν θύλακον.

Epictète n'eut pas à plaindre la perte de sa gloire (bien que l'on ait voulu traduire: «confractus gloriam non curabat»!), mais la fracture de sa jambe (σκέλος). Comparez Grégoire lui-même (*carmina* X, de *virtute*, v. 684—688; II, 448 Caillau):

51 λέγεις Ἐπικτήτου τε τὸ κλασθὲν σκέλος  
.....  
πτισμόν τ' ἐν ὄλμῳ τῶν Ἀναξάρχου χειρῶν κτέ.

<sup>1</sup> [Dieselbe Vermutung hat H. Usener, *Epicurea* p. 804 (1887) in den Text gesetzt.]

<sup>2</sup> [= Philodemi *Volumina Rhetorica*, ed. Sudhaus (1902) I, 286.]

et, encore, son quatrième discours contre Julien (I, c. 70: καὶ τὸ Ἐπικτήτου σκέλος καὶ τὸν Ἀναξάρχου θύλακον), où l'évêque aigri a la mauvaise grâce de reprocher à l'empereur son admiration des vertus païennes, se montrant cette fois-ci plus sévère qu'Origène (*contre Celsus* VII, p. 368 Spencer: γενναῖος μὲν οἶν ὁ Ἀνάξαρχος κτέ.) et ne cédant le pas qu'à l'âpre piété du farouche Tatien (*ad Graec.* c. 19; *Apolog. christ.* VI, 86, 3 Otto: μὴ διὰ τὴν ἀνθρωπίνην δοξομανίαν, ὡς Ἀνάξαρχος, ἀποθνήσκετε). Enfin, une allusion à l'accident fâcheux qu'Epictète a si vaillamment supporté se rencontre dans l'épître à Philagrius (Ep. 32; 28<sup>e</sup> Caillau): οἶον τὸν Ἀνάξαρχον ἐκείνον, τὸν Ἐπικτήτον, τὸν Σωκράτην, ἵνα μὴ λέγω πολλούς· ὧν ὁ μὲν ἐν ὄλμῳ κοπτομένων αὐτοῦ τῶν χειρῶν οὕτω τοῦ τυράννου κελεύοντος πίσσειν τὸν Ἀναξάρχου θύλακον διεκλεύετο τοῖς βασανισταῖς. C'est la peine de rappeler tous ce passages, parce qu'ils contiennent la seule version naturellement possible et, selon moi, authentique des tourments d'Anaxarque. En effet, l'ineptie du récit ordinaire, dans lequel le philosophe figure comme criant πίσσε, πίσσε τὸν θύλακον, pendant qu'on le pile lui-même dans un mortier, saute aux yeux aussitôt que l'on y regarde de plus près. Le livre d'Eratosthène *περὶ κακῶν καὶ ἀγαθῶν*, écrit cité en pareille occasion par Clément d'Alexandrie (*Stromat.* IV, 8; p. 589 Potter) et, après lui, par Théodoret (*Graec. affect. curat.* 8, p. 120; p. 328 Gaisford), est peu-être la source où Grégoire a puisé ces détails curieux, ailleurs inconnus.

7. Crésus en accueillant Solon lui adresse les paroles suivantes: ξεῖνε Ἀθηναῖε, παρ' ἡμέας γὰρ περὶ σέο λόγος ἀπίκται πολλὸς καὶ σοφίης τῆς σῆς καὶ πλάνης, ὡς φιλοσοφῶν γῆν πολλὴν θεωροίης εἵνεκεν ἐπελήλυθας· νῦν ὧν κτέ. (Hérodote I, 30). Les deux mots que nous venons de souligner font double emploi auprès de *φιλοσοφῶν*, car l'une et l'autre phrase exprime la même pensée, c'est à dire, que la curiosité, le désir de savoir est le motif des voyages lointains du sage Athénien; de plus, ils se retrouvent peu de lignes auparavant (αὐτῶν δὲ ὧν τούτων καὶ τῆς θεωροίης ἐκδημήσας ὁ Σόλων εἵνεκεν). En éliminant cette redite oiseuse et im-

portune on rapproche ce qui n'aurait jamais dû être séparé; car en écrivant *γῆν πολλήν ἐπελήλυθας* l'historien s'est fait l'écho d'une phrase homérique: *πολλήν δ' ἐπελήλυθα γαῖαν* (*Odyss.* 4, 268).

8. Zénon l'Epicurien, dans son cours de logique inductive, avait traité des *idiosyncrasies*, qui au premier abord paraissent propres à ébranler notre foi dans la certitude des inductions. Un jeune philosophe, M. Robert Philippson («De Philodemi libro qui est *περὶ σημείων καὶ σημειώσεων*» etc., Berlin 1881, 52 p. 10), en se souvenant bien à propos d'une phrase de Sextus Empiricus (*Hypotyp.* I, 81; 19, 24 Bekker), m'a suggéré la restitution sûre de la fin du passage en question (Philodème. col. 20), qui jadis avait déjoué tous mes efforts: ἐξέ(θι)κε δ' ἐ κα(ὶ τ)ὸν ἐκ τῆς μονογενείας(ς λόγον) καὶ τὸ παραφέροντά (τινα ἦ) κατ' ἄλλον τρόπον διαλλάτ(τοντ)α σαλεύειν τὰς κατὰ τὴν (ὁμοι)ότητα σημειώσεις, ὧν ἐστ(ιν τ)ὸ τινά(ς) α(ῖ)γ(ει)α κρέα ῥᾶ(ιον πέττε)ιν ἦ τᾶ [ΙΠΑ A apogr. oxon.] δοκοῦντα (πολὺ τούτ)ων εὐκατέ(ργασ)τ' εἶνα(ι μᾶλλον), ὅθεν κτέ. Ce savant a également bien mérité de col. 16, 24—25, où un supplément proposé par lui et légèrement modifié par nous, (π)ρὸ(ς τὸ) τελευτῆς αὐτοῦς (ἀ)δέκτου(ς εἶ)ναι, comble une lacune, la seule qui était restée dans un ensemble continu de près de 150 lignes.

9. Plutarque (*Moral.* p. 20d) a seul conservé le fragment de tragédie suivant (*adesp.* 281 [= 350 Nauck<sup>2</sup>]):

A. τί δῆτα θύειν δεῖ σε κατθανούμενον;

B. ἀλλ' ἔστιν οὐδεὶς κάματος εὐσεβεῖν θεούς.

Le premier de ces deux vers a été restitué par M. Cobet il y a près de quarante ans (voir la préface de son *Diogenes Laerce* p. III), le second a été étrangement négligé par les critiques. Au lieu de ἀλλ' ἔστιν on lisait ἄμεινον, mot qui me paraît parfaitement absurde, mais que Valckenaer seul a remis sur le tapis, en voulant le remplacer par Ἀγάμεμνον («hariosior autem, haec enim mera tantum est hariosior, ex Euripidis Palamede petitos», *ad Phoeniss.* v. 1331).

«A quoi bon» — ainsi parle l'un des deux personnages — te fatiguer en sacrifiant, en priant les dieux, puisque, quoi que tu fasses, tu ne saurais échapper à la mort (à peu près comme dit l'oracle cité par Hérodote VI, 86, 3: *ἐπεὶ θάνατός γε καὶ εὖορκον μένει ἄνδρα*)? — «N'importe!» riposte l'autre, «ce n'est pas une corvée, mais un besoin impérieux de notre âme, de vénérer les dieux et de leur prodiguer nos hommages».

10. On a beaucoup traité et un peu maltraité les deux vers de Sosiphane, que Stobée nous a transmis (Florilège 20, 18 = Sosiphan. frg. 2 [p. 820 Nauck<sup>2</sup>]).

*νῦν σοι πρὸς ὄψιν θυμὸς ἡβάτω, γέρον·  
νυνὶ δὲ ὀργήν, ἡνίκ' ἐνδικον, λαβεῖν.*

L'hiatus au second vers me semble de bon augure pour la restitution de ce petit morceau; car la faute est trop évidente pour qu'on puisse l'attribuer à autre chose qu'à une simple erreur de copiste; et en pareil cas il est généralement aisé de retrouver le sentier de la vérité, ses traces n'ayant pas été systématiquement effacées. Voilà pourquoi j'ose écrire:

*νῦν σοι πρὸς ὄψιν θυμὸς ἡβάτω, γέρον·  
νῦν ἡνί' ὀργῆς, ἡνίκ' ἐνδικον, χάλα.*

53

«Qu'à cette vue, ô vieillard, ton âme redevienne jeune et vigoureuse; maintenant que ta colère est légitime, lâche la bride à ta passion.»

Pour comprendre l'altération que le second vers a subie, l'on n'a qu'à supposer que les deux mots *νῦν ἡνί'* aient été écrits ainsi NYNINI, ce qui sera devenu NYNIDΔEI, corruption presque spontanée qui aura entraîné les autres, le changement de XAAA ou ΛAAA en *λαβεῖν* et d'*ὀργῆς* en *ὀργήν*. Quant au précepte de quelques critiques modernes, qu'il ne faut jamais corriger plus d'un mot dans une phrase, j'y fais la sourde oreille. Il n'y a qu'une seule chose qu'un critique ne doive jamais faire, c'est de poser des règles fixes et immuables dans un art qui n'en admet point, qui doit sans cesse varier ses procédés pour les plier aux exigences les



plus diverses, et qui en somme doit être aussi souple, aussi changeant et, si j'ose le dire, aussi ondoyant que la matière sur laquelle il s'exerce.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> [Vgl. Theodektes frg. 9 (Nauck<sup>2</sup> p. 804): — κατέρει δάκνων || ὀργῆς χαλινόν und Philostrati jun. Imagines V, 3, p. 399 K.: ἡ δὲ τῶν ὀφθαλμῶν ἐννοια χαλινὰ τῇ χειρὶ ἐφίστησιν. Übrigens möchte ich jetzt meinen Vorschlag minder gewaltsam und zugleich sinngemäßer gestalten, indem ich das überlieferte λαβεῖν in βαλεῖν verwandle. Die Zügel nicht bloß zu lockern, sondern sie ganz und gar fallen zu lassen, das empfiehlt mit besserem Recht der Dichter. Die Verbindung des imperativischen Infinitivs mit dem eigentlichen Imperativ bedarf keiner Rechtfertigung. Vgl. Krügers Griech. Grammatik II<sup>4</sup> § 55, 1, 3.]

## 34. Aus der Hekale des Kallimachos.<sup>1</sup>

1

Mit einer Tafel.

### Vorbemerkung.

An der Verwertung des literarischen Denkmals, das hier der Öffentlichkeit übergeben wird, haben sich mehrere Hände beteiligt. Es ward zuvörderst einem jungen Philologen, Dr. Joseph Zingerle, überantwortet, dem sich alsbald ein Studiengenosse, Dr. Wilhelm Weinberger, zugesellte. Dieser hat, mit kallimacheischen Studien beschäftigt, die Herkunft des Stückes zuerst erkannt, und beide haben das dem Erweis dieser These dienende Material gesammelt. In der ungemein mühseligen Entzifferungsarbeit wurden die zwei jungen Gelehrten von den Herren Bormann und Krall wesentlich unterstützt. Insbesondere der erstgenannte dieser Forscher hat anlässlich kritischer Übungen, die er mit seinen Schülern abhielt, die Herstellung dieser Überreste in der nachhaltigsten Weise gefördert. Schließlich wurde der Herausgeber, der schon früher in betreff einzelner Stellen zu Rate gezogen ward, von den Genannten ersucht, die durch äußere Umstände ins Stocken geratene Arbeit einem wenigstens vorläufigen Abschlusse zuzuführen — eine Aufgabe, der er sich nicht entziehen zu sollen, die er aber nur unter der Mitwirkung des Herrn Karl Wessely in einer einigermaßen befriedigenden Weise erfüllen zu können glaubte. Letzterer hat einen Teil der ihm spärlich zugemessenen Mußstunden dem Entzifferungsgeschäfte mit ebenso hingebendem Eifer

---

<sup>1</sup> Aus dem VI. Bande der „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer“. Zuerst veröffentlicht als Sonderdruck anlässlich der XLII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien (Mai 1893). Wiedergegeben wird hier die revidierte Ausgabe (1897). Diese enthält bereits nahezu sämtliche in eckige Klammern eingeschlossenen Zusätze.

als glänzendem Erfolge gewidmet. Bleibt auch jetzt noch so manches Rätsel ungelöst, so darf doch wohl die Hoffnung als berechtigt gelten, daß nunmehr, da das schwerste Stück Arbeit getan ist, auch die noch übrigen Schwierigkeiten sich nicht als unüberwindlich erweisen werden.

- Die einzelnen Lesungen ihren Urhebern zuzuweisen, hat sich infolge des oben angedeuteten, auf der Vereinigung verschiedener Kräfte beruhenden Arbeitsverfahrens in sehr vielen Fällen nicht als tunlich gezeigt, und so wurde, um nicht durch teilweise Angaben einen unrichtigen Eindruck hervorzubringen, auf eine derartige Scheidung überhaupt verzichtet. Auch wäre diese Sonderung um so schwieriger durchzuführen.
- 2 als gar häufig von dem einen als Konjektur das aufgestellt war, was nachträglich ein anderer tatsächlich gelesen hat. Für die „Einleitung“ und den „Kommentar“, dem zwei „Exkurse“ nachfolgen, wurden die mir vorliegenden Aufzeichnungen reichlich, wenn auch nicht ohne jeden redaktionellen Eingriff verwertet, wobei erheblicheren Mitteilungen der Name ihres Urhebers beigelegt ist. Alle im Laufe der Arbeit aufgetauchten Vermutungen zu verzeichnen, konnte nicht meine Aufgabe sein. Das mit äußerster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit angefertigte Faksimile (Reproduktion Tafel b) wird die Kontrolle beziehentlich die Fortführung der Arbeit erleichtern, während der Lichtdruck (Tafel a) von den ihr anhaftenden Schwierigkeiten eine angemessene Vorstellung gibt. Seit der Veröffentlichung des Sonderdruckes sind dem Herausgeber zahlreiche, die Kritik sowohl als die Interpretation des Bruchstückes betreffende Beiträge von Fachgenossen zugegangen, die im folgenden dankbar verwertet werden. Es sind dies Anzeigen von O. Crusius, *Liter. Centralblatt*, 1893, Nr. 32; G. Knaack, *Berliner Wochenschrift für classische Philologie*, 1894, Nr. 14; E. Maaß, *Deutsche Literaturzeitung*, 1893, Nr. 33; Th. Reinach, *Revue des Études grecques*, Bd. VI, Nr. 22; die Abhandlungen von E. dei Piccolomini, *Nuova Antologia italiana*, Vol. 46. ser. 3, 1. August 1893; H. J. Polack, Separatabdruck aus *Verslaagen en Meddeelingen d. kon. Academie van Wetenschappen Afdeeling Letterkunde*,

3<sup>de</sup> Reeks, Deel X, 1894; U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Nachrichten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Göttingen 1893, Nr. 19; Robinson Ellis, Journ. of Philology, XXIV, 48 ff. Gütige, teils mündliche, teils briefliche Mitteilungen verdanke ich den Herren v. Arnim, Diels, Kaibel, Sternbach, Wecklein und Zielinski. Auch hat Herr Wessely einige der am schwersten lesbaren Zeilen des Originals euer nochmaligen mühevollen und keineswegs ergebnislosen Untersuchung unterzogen.

---

### Einleitung.

Es ist eine Perle alexandrinischer Poesie, die wir im folgenden unseren Lesern darzubieten so glücklich sind. Von dem im Altertum am höchsten geschätzten Werke des Kallimachos waren uns bisher nur ungefähr dreißig Verse bekannt, zum größten Teil Einzelverse, hier und da zu Gruppen von zwei oder drei solchen vereinigt, während jeder Versuch, einigermaßen größere Versgebilde zu rekonstruieren, durch eben den Fund, der uns beschäftigt, widerlegt worden ist. Nicht ohne freudige Überraschung wird man daher die langen Versreihen betrachten, die uns auf der hier abgebildeten gebräunten Holztafel entgentreten. Dieselbe hat, wie die an ihr erkennbaren Leinwandspuren zeigen, lange Zeit in unmittelbarer Nähe einer Mumie in einem ägyptischen Grabe geruht, aus dem sie jetzt gleich manchen anderen antiken Literaturwerken erstanden und der wissenschaftlichen Ausbeutung erschlossen ist. Und nicht nur der Wissenschaft, auch dem ästhetischen Genuß jedes Literaturfreundes ist hiermit ein Besitz erworben, der so lange lebendig bleiben wird, als die griechische Sprache und die Kleinodien griechischer Poesie gekannt und geschätzt sein werden. Denn um dies sofort zu bemerken, von der Kunst des Kallimachos und dem Wert seiner Dichtungen gewinnen wir nunmehr eine vollere und höhere Vorstellung, als wir bislang besaßen. Die Verse, in welchen des Theseus Rückkehr von dem Kampf mit dem marathonischen Stier und seine Begrüßung durch die ihm

zujubelnden und ihn mit einem Blätterregen überschüttenden  
 3 Landleute geschildert wird, am Beginne, und in nicht geringerem, vielleicht in noch höherem Maße die Darstellung des Tagesanbruchs und des erwachenden ländlichen Getriebes am Schluß dieser Überreste — sie gehören zu dem besten, was wir von kallimacheischer Dichtung besitzen, ja zu dem vorzüglichsten, was uns von der Poesie seines Zeitalters überhaupt erhalten ist. Auch darf uns dies nicht wundernehmen. Der Gegenstand der zuletzt genannten Schilderung ist durch seinen genrehaften Charakter augenscheinlich der dichterischen Anlage des großen Alexandriners am kongenialsten, wie denn ja auch Theokrit dort das Höchste erreicht, wo er Bilder des Alltagslebens dichterisch verklärt. Auch war die „Hekale“, wie längst bekannt und anerkannt ist, ein Werk seiner gereiften Muse — ein Punkt, über den neuere Untersuchungen im Vereine mit unserem Funde uns ein noch sichereres Urteil gestatten, als vordem erreichbar war. Denn da die Schmähung umfangreicher Gedichte, wie sie uns am Schluß des Apollohymnus entgegentritt, doch nicht füglich der Abfassung eines eigenen großen Gedichtes nachgefolgt sein kann, so erscheint der Schluß statthaft, daß die „Hekale“, die ein antiker Leser ein „großes Gedicht“ genannt hat (Schol. zu Hymn. II, 106), später geschrieben ist als jener nach 247 v. Chr. G. (vgl. Studniczka, *Hermes* XXVIII, 14) verfaßte Hymnus. War jedoch an der Richtigkeit dieser Aussage ein Zweifel noch möglich, so wird er durch die hier ans Licht tretenden Überreste des Gedichtes, verscheucht. Da selbst nebensächliche, von dem Hauptthema weitabliegende Episoden mit so großer Ausführlichkeit behandelt werden, wie insbesondere die Kolumnen II und III sie uns zeigen, so können wir es unmöglich bezweifeln, daß die vollständige Dichtung einen beträchtlichen Umfang besessen hat; jenes Zeugnis wird gesichert und die aus ihm fließende Folgerung verstärkt. Man wird fortan kein Bedenken tragen dürfen, die „Hekale“ für eines der reifsten, wenn nicht das reifste Werk unseres Dichters, und, wenn derselbe, wie man nicht ohne Grund annimmt, um 235 v. Chr. aus dem Leben ge-



schieden ist, für eine seiner letzten Schöpfungen zu halten.<sup>1</sup> Dazu stimmt es aufs beste, daß er hier einen der Eigenart seines Talentes so wohl entsprechenden Stoff gewählt hat und daß von dem frostigen Wortpomp, der uns den Genuß der Hymnen vielfach verleidet, kaum irgendwelche Spuren anzutreffen sind. Und da wir einmal von dem Kunstwert des Werkes zu sprechen uns veranlaßt sahen, so sei noch eines nicht wenig bezeichnenden Umstandes gedacht. Die Vorschrift, die Aristoteles in der Poetik den Epikern erteilt, soweit als irgend möglich hinter ihrem Stoffe zu verschwinden, so wenig als irgend möglich selbst zu sprechen, sondern statt dessen die von ihnen eingeführten Personen reden zu lassen — diese Kunstregel, zu deren Befolgung sich auch in den Hymnen so beträchtliche Ansätze erkennen lassen, wird in den neuen Bruchstücken in einer Ausdehnung verwirklicht, die zwar das Verständnis derselben in nicht geringem Maße beeinträchtigt, von dem Kunstverstand des Dichters aber uns einen hohen Begriff gibt. Inwieweit Kallimachos hier der Eingebung seines Genies, inwieweit er — der Mann von umfassendster Gelehrsamkeit und der Schüler des Aristotelikers Praxiphanes — bewußt und absichtlich dem Gebot des großen Kunsttheoretikers gefolgt ist, wer möchte dies mit Sicherheit entscheiden wollen?

Doch es ist Zeit, das Denkmal, dem wir so reiche Belehrung und nicht minder reichen Genuß verdanken, ins Auge zu fassen.

Die fast 2 cm dicke Holztafel hat eine Länge von 52 cm; <sup>4</sup> die Höhe wechselt zwischen 8 cm (am linken) und 10 cm (am rechten Ende), da der Bruch in nicht ganz paralleler Richtung zur oberen Begrenzungskante der Tafel verlaufen ist. Das erhaltene Stück weist an der Bruchfläche die Spuren von drei Durchlochungen auf, je eine davon am äußersten Ende derselben; ein viertes Loch sitzt in der II. Kolumne nahe am Rande des Bruches; sie liegen insgesamt in einer Geraden und scheinen demnach die Richtung des Bruches bedingt zu

---

<sup>1</sup> [Anders urteilt v. Wilamowitz a. a. O.]

haben. Da das am linksseitigen Rande der Tafel befindliche Loch ein Hineinrücken der Anfänge der Zeilen 11, 12, 13 verursacht hat und ebenso jenem in Kolumne II, 13 ausgewichen wurde, ist es sicher, daß die Durchlochungen schon vor der Beschreibung der Tafel vorhanden waren. Daß sie zur dauernden Befestigung der letzteren an einer Wand mittelst Nägel gedient hätten, ist schon in Anbetracht der beschriebenen Rückseite wenig wahrscheinlich. Auf die Art der Befestigung weisen vielmehr die in der Mitte der oberen Kante der Tafel symmetrisch liegenden und tief in das Holz eindringenden Nagellöcher, die durch Fäden miteinander verbunden zu denken sind; die Tafel konnte somit beweglich aufgehängt und nach Belieben abgenommen oder umgekehrt werden. Auf die letztere Art der Benutzung weisen die auf der Rückseite befindlichen zwei Kolumnen aus Euripides' Phoenissen. Aus diesen ergibt sich auch die Größenbestimmung des verloren gegangenen Stückes (vgl. Mitt. aus der Samml. der Papyrus Erzherzog Rainer, V, 74 ff.). Zwischen den in zwei Kolumnen geschriebenen 11, bzw. 12 Versen der euripideischen Tragödie fehlen 18 oder 19 Verse. Da dasselbe Verhältnis auch für die Vorderseite angenommen werden darf, ergibt sich, daß der Bruch uns beiläufig drei Fünftel der ganzen Tafel entzog. Am oberen Ende ist nichts verloren, da der Rand durch zwei eingekerbte Linien bezeichnet ist; Spuren einer solchen Begrenzung finden sich auch an den seitlichen Enden. Über die Bestimmung des Ganzen kann ein Zweifel nicht obwalten. Eine Holztafel, die mit einem Teile der Botenrede aus einem der drei meistgelesenen Dramen des Euripides und mit einer an mythologischen Anspielungen reichen Partie eines der gefeiertesten Werke des Kallimachos beschrieben wurde, was sollte sie anders gewesen sein als eine Schultafel, die als Vorlage für Lese- und Interpretationsübungen gedient hat?

Der Herausgeber darf dieser nicht von ihm herrührenden Darlegung hinzufügen, daß unsere Tafel sich, wie dies ihre Bestimmung mit sich brachte, von dem Dutzend bisher bekannt gewordener, gleichfalls in Ägypten aufgefundener griechischer

Schultafeln (über diese vgl. Welcker im Rhein. Mus. XV, 155 ff. und Fröhner, *Tablettes grecques du musée de Marseille*, Paris 1867), die zu Schreibeübungen gedient haben, in jedem Betracht unterscheidet. Ihre Schrift stammt, wie nach Wesselys Ermittlung die der Kursive angehörigen Schriftzüge des Denkmals lehren, aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert.

Wir wenden uns von diesen Äußerlichkeiten zu den Fragen der sogenannten höheren Kritik. Den eigentlichen Ursprungsstempel unseres Stückes bildet V. 13 der vierten Kolumne, der sowohl in einem Scholion zu Aristophanes' Fröschen 1297 als bei Suidas s. v. *ἡκαίων* angeführt und an erster Stelle dem Kallimachos, an zweiter der „Hekale“ desselben zugesprochen wird. Kann somit über die Autorschaft dieser ununterbrochen fortlaufenden Versreihe und über ihre Zugehörigkeit zu dem genannten Gedichte nicht der Schatten eines Zweifels bestehen, so gilt wenn auch aus anderen Gründen genau dasselbe von Kol. I. Diese entbehrt zwar <sup>5</sup> einer ebenso unzweideutigen Beglaubigung als Bestandteil der „Hekale“; allein die Nennung des Theseus, der von Marathon kommend den gefesselten Stier an der Hand führt und an seinen Vater Ägeus die Botschaft sendet, daß er das gefahrvolle Abenteuer glücklich bestanden hat, die schon erwähnte jubelnde Begrüßung, die ihm von den ihn umringenden Landleuten zuteil wird — alle diese Züge würden einen Zweifel an der Provenienz auch dieser Versreihe selbst dann nicht aufkommen lassen, wenn sie vereinzelt auf uns gekommen wäre und wenn nicht überdies V. 6 als kallimacheisch bezeugt und nebenbei bemerkt schon früher der „Hekale“, wenn auch in ganz unrichtiger Verbindung mit einigen anderen Bruchstücken, zugewiesen worden wäre. Ein wunderbares Spiel des Zufalls hat es so gefügt, daß die Schlußworte dieser Kolumne von Suidas angeführt werden — eine Anführung, die unseren Text um zwei daran geknüpfte Worte bereichert; der Zusammenhang, in dem das namenlose Zitat erscheint, hat übrigens schon Ruhnken gestattet, es der „Hekale“ des Kallimachos zuzuweisen. Zur Verstärkung des

Beweises, der freilich keiner solchen bedarf, dient ferner der Umstand, daß zwei Kol. IV, Z. 4 und 12 begegnende Wendungen, desgleichen der Vers IV, 14 durch antike Anführungen als kallimacheisch direkt bezeugt, beziehentlich längst erkannt sind.

Anders steht es um die Kol. II und III. Hier versiegen die antiken Zitate vollständig, und da überdies der Inhalt manches bietet, das man in der „Hekale“ zu finden kaum erwartet hätte — Kol. III scheint eine Krähe redend eingeführt zu sein —, schließlich aber die beiden Kolumnen von einer anderen Hand geschrieben scheinen als I und IV (vgl. den Exkurs I), so ist es begreiflich, daß der Gedanke erwachen konnte, es möchten uns hier die Überreste eines verschiedenen Gedichtes vor Augen liegen. Allein so natürlich solch eine Anwandlung von Skepsis auch ist, so verkehrt wäre es, bei ihr stehen bleiben zu wollen. Die ungleiche Verteilung der Zitate, bei der übrigens der schlechtere Erhaltungszustand der Kol. III, die geringere Zahl darin überhaupt lesbarer und die bisher wenigstens unvollständigere Lesung auch dieser Zeilen mit in Rechnung zu ziehen ist, kann durch das zufällige Vorkommen einiger überaus seltener und darum erklärungsbedürftiger Worte in den Kol. I und IV, gleichwie dadurch bedingt sein, daß hier augenscheinlich Glanzstellen des Gedichtes vorliegen, die häufiger gelesen und darum auch reichlicher ausgezogen wurden. In Sprache und Versbau bieten die zwei fraglichen Kolumnen nichts, was der Art des Kallimachos fremd wäre, und Einzelheiten wie jener Versschluß: ἀλλὰ ἔ Παλλάς (III, 3 verglichen mit Hymn. I, 13: ἀλλὰ ἔ Πείης), scheinen die Faktur des Kallimachos zu verraten. Befremdlich, ja rätselhaft ist aber auch gar manches in der so wohlbeglaubigten vierten Kolumne. Denn wer mag wohl die eine jener zwei Frauen sein — in der anderen dürfen wir bis auf weiteres die Namensträgerin des Gedichtes erblicken —, die bis in die tiefe Nacht hinein miteinander plaudern, bis der Schlaf sie überrascht und sie nach kurzer Rast von einem Nachbar geweckt werden, der den Anbruch des Morgens in den meisterhaften Schlußversen



schildert?<sup>1</sup> Wie kann diese Unbekannte das künftige Schicksal des Raben vorhersagen, der ob der unliebsamen Kunde, die er dem Apollon von der Untreue seiner Geliebten bringt, 6 sein jetzt noch schneeweißes Gefieder gegen ein pechschwarzes vertauschen wird? Solche Vorblicke in die Zukunft, die übrigens Kallimachos ungemein liebt, pflegen doch nur Göttern, wenn nicht Sehern beigelegt zu werden, und nichts, was wir bisher von dem Inhalt des Gedichtes wußten, hat uns auf das Auftreten einer Göttin oder auch nur einer Seherin vorbereitet, die in der gastlichen Hütte des guten Mütterchens einkehrt und mit ihm trauliche Zwiesprache pflegt. Man muß eben angesichts neuer Funde allezeit auf Erweiterungen, ja auf verblüffende Erweiterungen unserer bisherigen Kenntnis gefaßt sein. Wenn aber kein Vers jener Kolumnen als zu unserem Epyllion gehörig (oder auch nur als kallimacheisch) bezeugt war, so gilt dies doch nicht von dem Sagenstoff, den sie behandeln. Wissen wir doch längst durch ein Scholion zur *Ilias* (B 547), daß die Geburt des Erichthonios darin erzählt ward. Da nun Kol. II uns eine Reihe von Zügen der Erichthoniossage vorführt, wie daß Athena denselben den Kekropstöchtern übergibt, während sie selbst sich von Athen entfernt, um einen zur Sicherung der ihr jüngst durch Götterschluß zugefallenen Stadt bestimmten Berg herbeizuholen, und daß die Hüterinnen des Hephaistoskindes ihre Neugier nicht zu bezähmen vermögen und den Korb öffnen, der Athenens Schützling verwahrt — so darf man wohl in jenem Zeugnis den, wenn auch nicht vollständigen Ersatz einer Textanführung erblicken. Und aufs engste hängt mit dem Inhalt dieser Kolumne jener der arg zerrütteten Kol. III zusammen, in welcher von dem schweren Groll der Göttin gegen die Krähe die Rede ist, ein Groll, der nach der beim Atthidenschreiber Amelesagoras (*Fragm. hist. graec.* II, 22) und bei Ovid (*Metam.* II, 531 sqq.) am ausführlichsten erhaltenen Version dadurch hervorgerufen war, daß eine Krähe

<sup>1</sup> [Hekale und ihre Hauskrähe, — so glaubt jetzt Maaß, desgleichen Weil bei Th. Reinach —, die Krähe und ein anderer Vogel, so glaubt v. Wilamowitz die Frage beantworten zu sollen.]



von jenem Akt frevelhafter Neugier der Athena Kenntnis gegeben hat.<sup>1</sup> Eine Brücke zwischen Kol. III und IV endlich schlägt die schon erwähnte, auf das Schicksal des Raben bezügliche Weissagung, da augenscheinlich die Gleichartigkeit des Motivs — Bestrafung des Überbringers einer unwillkommenen Botschaft — es ist, die hier wie bei Ovid die zwei Erzählungen miteinander verknüpft hat. Somit entbehren auch die beiden in Rede stehenden Kolumnen nicht einer an sich freilich schwächeren, jedoch durch die Umrahmung, innerhalb deren sie erscheinen, ausreichend verstärkten urkundlichen Beglaubigung. Auch das Befremden, welches die im Metamorphosenstil gehaltene Klage der Krähe uns bereitet, wird durch eine naheliegende Erwägung gemildert. Da sogleich im Beginn der in Kol. IV ohne Unterbrechung verlaufenden Versreihe eine der zwei später erwähnten Frauen die Sprecherin sein muß und die den Raben betreffende Weissagung mit der Erzählung vom Schicksal der Krähe aufs innigste verknüpft ist, so können die der Krähe in den Mund gelegten Worte kaum etwas anderes sein als eine Anführung innerhalb der Anführung.

Eine ernstere und schwierigere Frage ist die nach der Anordnung und dem Zusammenhang der Kolumnen. Hierüber hat Herr Zingerle in einer Erörterung, die anlässlich der Unterscheidung von zwei Schreiberhänden auch manches paläographische Detail berührt, eingehend gehandelt (siehe Exkurs I).

7

## Text und Kommentar.

(Vgl. die Tafel.)

## Kolumne I.

- 1 ..... ἐτέρην περίαπτε καὶ εἰν ἄορ ἦκεν·  
 ὡς ἴδον, ο[ὗ δ'] ἅμα πάντες ὑπ[έ]τρ[ο]ς[α]ν ἠδ' [ἐλίας]θεν  
 ἄνδρα μέγαν καὶ θῆρα πελώριον ἀντ[α ἰ]δέσθαι,  
 μέσφ' ὅτε δὴ Θησεύς φιν ἀπόπροθι μακρὸν ἄνσε·  
 5 μίμνετε θαρσένετες, ἐμῶ δέ [τ]ις Ἀλγεί πατρὶ

<sup>1</sup> [Vgl. auch Hesiod. frg. 123 Rzach.]

- νεύμενος ὥστ' [ῶ]κιστος ἐς ἄστυρον ἀγγελιώτης  
 ὥς ἐνέποι — πολέων κεν ἀναψύξειε μεριμνέων —  
 „Θησεὺς οὐχ . . . . . ἀπ' εὐδῶρου Μαραθῶνος  
 [ζ]ῶν ἄγων τὸν ταῦρον.“ ὁ μὲν φάτο, τοὶ δ' αἰόντες  
 10 [π]άντες „[ι]ῖ παιῶν“ ἀνέκλαγον, αὐθι δὲ μίμνον.  
 οὐχὶ νότος τόσσην γε χύσιν κατεχεύατο φύλλων,  
 οὐ βορέης οὐδ' αὐτὸς ὅτ' ἔπλετο φυλλοχόος μ(ε)ίς,  
 [ῶ]σσα τότε [ἀ]γ[ρ]ῶσται περὶ [τ'] ἀμφί [τ]ε Θησεῖ βάλλον,  
 [οἷ μιν ἐκυκλώσά]ντο περιστά[δ]όν, αἱ δὲ γυναῖκες  
 . . . . . στόρνῃσιν ἀνέστεφον

V. 1. Die ungemein schwer zu entziffernden Worte gestatten keine völlig sichere Auslegung. Während des Kampfes mit dem Stier hatte Theseus (vgl. die Vasenbilder bei Klein Euphronios<sup>2</sup>, S. 193 ff. und Museo ital., III, 1890, S. 209 ff.) das im Wehrgehäng steckende Schwert abgelegt und an einem Baume befestigt. Welches Substantiv zu *ἐτέρην* zu ergänzen ist, wird sich nicht mit Sicherheit ermitteln lassen. [Polack vermutet *ἂψ τελαμῶν' ἐτέρῃ* oder *δέσμην ἐτέρην*, Piccolomini (brieflich) *οὗ σειρήν ἐτέρην*.]

V. 2. Das T in *ὑπέτρεσαν* ist aus Δ korrigiert. Unberichtigt blieb dasselbe Versehen V. 5, wo man ΔΙC liest, während offenbar *τις* gemeint ist, desgleichen V. 14, wo ΠΕΡΙCTATON überliefert ist und II, 10, wo ΔΕ für *τε* erscheint; vgl. Blaß, Aussprache des Griechischen<sup>3</sup>, 95. [ὡς statt οἶδε, vorgeschlagen von Crusius, Diels, Kaibel, Sternbach nach Theokrit. II, 82 und III, 42 und Coluth. 257 Abel, woran W(einberger) erinnert.]

V. 4. *μέσφ' ὅτε* (hier und Kol. II, 4) ist den Dissert. Vindob. III, 262 angeführten Belegen hinzuzufügen. *φίν* gehört zu den Dorismen, die Degner, De dorismi usu Callimacheo, Breslau 1877, p. 71 verwirft. Doch scheint die Holztafel nicht nur die drei Stellen, an denen *φίν* überliefert ist (III, 125, 213 und frg. 183; vgl. Nicandr. ther. 725 und frg. 6), zu sichern, sondern auch Meinekes Konjektur zu Hymn. I, 12 einigermaßen zu stützen. Dialektmischung ist der alexandrinischen Poesie nicht fremd. W.

V. 6. Von dem neu auftauchenden *νεύμενος* abgesehen, identisch mit dem bei Suidas s. v. *ἄστυρον* erhaltenen frg. 288. *ῶκιστος* hat schon Bentley aus dem dort überlieferten *ῶκιστο* hergestellt, eine Besserung, die nachträglich handschriftliche Bestätigung gefunden hat. Der „Hekale“ hat Näke (Opusc. II, 261) den Vers zugewiesen und den Zusammenhang, in dem er jetzt auftritt, richtig erkannt. Statt *ῶκιστος* bietet die Tafel OKICTOC, eine Verwechslung, die uns noch mehrfach begegnen wird. [Statt *ὥστ'* mit Suidas *ὅστ'* zu schreiben, empfehlen Kaibel, Piccolomini, Wecklein.]

- 8 V. 7. Zur Form *πολέων* vgl. Meinekes Bemerkung zum Hymn. IV, 37 und Otto Schneider, Callimachea I, p. 211.

#### ΕΚΤΑC

V. 8 ist es unmöglich, aus *ΟΥΧ'ΟΥΤΟC* das Ursprüngliche durch einfache Zusammenfügung des in der Zeile und über ihr Geschriebenen wiederzugewinnen. Gern würde man mindestens jeden Buchstaben der Korrektur retten wollen. Doch auch dies ist bisher wenigstens nicht gelungen. Einen recht befriedigenden Sinn würde die Schreibung *Θησεὺς οὐ τοι ἀπέκτατ'* ergeben; allein auch sie entfernt sich allzu weit von den überlieferten Zeichen. [Das Richtige scheint *Θησεὺς οὐχ ἐκὰς οὐλος* —. *οὐχ ἐκὰς* hatte der Herausgeber gefunden, aber in der letzten Korrektur wieder fallen gelassen; seither haben v. Arnim, Diels, Ellis, Polack, Zielinski die Schreibung empfohlen. *οὐλος* hat Polack vorgeschlagen unter Verweisung auf Callim. hymn. II, 76. (Statt des T von ΕΚΤΑC glaube ich Λ lesen und darin die beabsichtigte Korrektur erkennen zu dürfen. Zum Apostroph nach ΟΥΧ vgl. Kühner-Blaß I, 299 und 72, 4, und Abel zu Colluth. 381. W.)] Mit *εὐύδρου Μαραθῶνος* vergleiche man Suid. *Μαραθῶν τοῦτον Καλλιμάχος ἐννότιον λέγει, τουτέστι δίνυρον ἢ ἐνυδρον* (frg. 350, von Näke der Hekale zugewiesen). Die Möglichkeit, daß der Lexikograph unseren Vers im Auge hat und daß *εὐύδρου* ein ursprüngliches *ἐννοτίου* verdrängt habe, läßt sich schwerlich zu irgend einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit erheben. Daß durch diese Verse die jüngst von Reitzenstein vorgebrachte, bestrickende Hypo-

these über den Bau der Hekale (Rostocker Winterprogramm 1891/92, p. 5) widerlegt wird, braucht kaum gesagt zu werden. Die Gestalt der Sage, die der — durch die neuentdeckten sabbaitischen Fragmente bereicherte — Apollodor vor Augen hat, ist eben eine von der kallimacheischen wesentlich verschiedene.

V. 9 ist ΜΕΝ aus einem ursprünglich geschriebenen ΜΕΓΑ korrigiert.

V. 10. Zu ἢ παιῶν vgl. Hymn. II, 21, 80, 97, 103. δὲ μῖμνον und nicht δ' ἔμμνον zu schreiben, empfiehlt der Umstand, daß die Elision auf der Holztafel in der Regel bezeichnet ist. Vgl. Schneider I, 239f., Merkel, Prolegg. zu Apollonius CVII—CXII und Friedländer, De Nicanore, p. 131—135. W.

[V. 11. Zur φυλλοβολία vergleicht Crusius, Schol. ad Eurip. Hec., 569, Eratosth., p. 248 Bernhardt, desgleichen verweist Knaack auf Boeckh zu Pind. Pyth., IX fin., zu στόρνῃσιν ἀνέστεφον (V. 15) auf Parthen. amat. 9 und Anthol. pal. XI, 123, 3.]

V. 13. Zu περὶ τ' ἀμφὶ τε vgl. Hymn. IV, 300: σὲ μὲν περὶ τ' ἀμφὶ τε νῆσοι.

V. 14. Zur vermutungsweisen Ergänzung οἱ μιν (oder νιν) ἐκνκλώσαντο mag man Hymn. III, 170, 267 und IV, 250 vergleichen. [Vgl. μέσσον ἐκνκλώσαντο περισταδόν Qu. Smyrn. XII, 362. Wie bei περισταδόν (IV 551) zeigt sich die Vorliebe der Alexandriner für homerische ἄπαξ λεγόμενα, die meist an der gleichen Versstelle erscheinen (Merkel, Prolegg. zu Apoll., CLVI ff.), auch bei ἔρυμα (Hymn. II, 9, Δ 137), μαρτυρήσιν (II, 11, λ 325), παραίσια (III, 8, Δ 381), χοροῖν (IV, 4, Ξ 164), πίσσαν (IV, 5, Δ 277), λύχνα (IV, 12, τ 34) und πλόον (IV, 14, γ 169); mit IV, 8 mag das nur Ω 423 vorkommende μαιρόν, mit I, 6 (ἀγγελιώτης) Hymn. hom. in Merc. 296 verglichen werden. W.]

V. 14—15. Den Schluß von v. 14 bietet Suid.: στόρνῃσι ζώναις· αἱ δὲ γυναῖκες στόρνῃσιν ἀνέστρεφον· περὶ Θησέως. Toup hat ἀνέστεφον hergestellt; die verschiedenen Ergänzungsversuche verzeichnet Schneider, frg. an. 59.

- 2 καί ῥ' ὅτ' ἐπόφ[θη] (?) . . . . ἐφ' (?) δν' ἄν τιν' ἕκαστοι  
 Οὐρανίδαί ἐπάγοιεν ἐμῷ π[ε]ρῷ, ἀλλά ἔ Παλλὰς  
 τῆς μὲν ἔσω δηναι[ὸ]ν (?) ἀφῇ δο[ό]σον Ἡφαίστοιο  
 5 — μέσφ' ὅτε Κεκροπίδῃσιν ἐπ' ἀκτῇ θήκατο λᾶαν —  
 λάθριον ἄρρητον, γενεῇ δ' ὅθεν οὐδέ νιν ἔγνω  
 οὗτ' ἐδάην, φήμῃ δὲ κατ' ὠνυγίους (?) ἔφαν [α]ὔται  
 οἰωνούς, ὥς δῆθεν ὑφ' Ἡφαίστῳ τέκεν Αἴα.  
 τ[ο]υτάκι δ' ἡ μὲν ἔης ἔρουμα χθονὸς ὄφρα βάλοιτο,  
 10 τήν ῥα νέον ψήφῳ [τ]ε Διὸς δυ[ο]καίδεκα τ' ἄλλων  
 ἀθανάτων ὄφριός τε κατέλλαβε μαρτυρήσιν,  
 Πελλήνην ἐφίκανεν Ἀχαιίδα· τόφρα δὲ κοῦραι  
 αἱ φυλακοὶ κακὸν ἔργον [ἐ]πεφράσσαντο τελέσσαι,  
 κείστης . . . . . δεσμά τ' ἀνεῖσαι

Während auf das sichere Verständniß von V. 2 und den größten Teil von 3 zunächst verzichtet werden muß, ist von 3 fin. angefangen der Gedankenzusammenhang klar. Es kann, wie die folgenden Verse lehren, von nichts anderem die Rede sein als davon, daß Athena das Hephaistoskind in jenen Korb einschließt, in welchem die Kekropstöchter ihn bis zu ihrer Rückkehr verwahren sollen. ἐμῷ περῷ, wenn richtig hergestellt, läßt schon hier die Krähe als Sprecherin erkennen. [Piccolomini vermutet laut brieflicher Mitteilung ἐμὸν περὸν.]

V. 4 muß sich τῆς auf jenen, offenbar vorher erwähnten Korb (vgl. κείστης V. 14) beziehen. Eine irrigē Schreibung begegnet in den Zeichen, die man als ΔΗΝΑΙΩΝ lesen zu müssen glaubt. Wenn δηναιόν das Richtige ist, so muß es sich auf die Dauer der Abwesenheit Athenens beziehen. Völlig singulär, aber wie es scheint nicht zu bezweifeln ist die Verbalform ἀφῇ, während man bisher diesem zweiten Aorist den sing. ind. durchaus absprechen zu müssen glaubte. Mit dem spät, aber sicher gefundenen, erlesenen δοόσον Ἡφαίστοιο vergleiche man vor allem Aeschyl. Agam. (133 Kirchh. = 147 Weckl.): δοόσοις — μαλερῶν λεόντων, was im Etym. M. p. 377, 39 also erklärt wird: καὶ Αἰσχύλος ἐν Ἀγαμέμνονι



τοὺς σκύμνους τῶν λεόντων δρόσους κέκληκε. Der Bedeutungsübergang ist derselbe wie bei γόνος. [δὴ νύσσειν ἄφῃ, letzteres als Adjektiv nach Hesych. ἄφῃς· ἀδύνατος, ἄλλος (l. ἄλαλος) empfiehlt Polack.]

[V. 5. Ἀκτῆ zu schreiben empfehlen Diels, Knaack, Maaß und v. Wilamowitz.]

V. 6—7. Wenn man sich das Verständnis dieser Verse nicht vollständig verbauen will, so darf man in ἔγνων und ἐδάην nicht die 1. pers. sing. erblicken. Denn wie sollte der Erzähler, mag es nun der Dichter selbst oder eine von ihm vorgeführte Person sein, die Ungeschicklichkeit begehen, den Erichthonios zuerst „Hephaistossprößling“ zu nennen und nachher Unkenntnis seiner Herkunft zu bekennen? Es bleibt nichts übrig als ἔγνων = ἔγνωσαν aufzufassen, eine Nebenform, die bisher außer aus einigen Pindarstellen nur aus dem homerischen Demeterhymnus (V. 111) nachgewiesen war. (Nebenbei erlangt die dort überlieferte Form, die Cobet und andere mit ἔγνων vertauschen wollten, hier eine neue, wenn auch vielleicht keine ausreichende Gewähr; vgl. Kühner-Blaß I, 2, 54f.) ἐδάην = ἐδάησαν erscheint hier zum ersten Mal, kann aber nach jenem ἔγνων und vor ἔφην keinem 10 Zweifel unterliegen und so wenig ein Bedenken erregen als die vielen anderen, vereinzelt vorkommenden derartigen Formen. Unter αὐταί sind natürlich Herse, Aglauros und Pandrosos zu verstehen. Die Folge οὐδέ — οὔτ' möge niemand wegemendieren wollen; vgl. Schneiders Bemerkungen zu Hymn. IV, 163 (p. 290) und Kühner, Griech. Gramm. II<sup>2</sup>, 829. Dem bisher nur in den Epigrammen geduldeten νίν, das Hymn. I, 4 in den Handschriften, ferner frg. 220 in einem Scholion zu Aeschyl. Eum. 21 und frg. 420 bei Apollon. Dysc. de pronom. p. 143 überliefert ist, erwächst hier eine neue Stütze. [Gegen die obige Auffassung der beiden Aoriste haben Crusius, Reinach und v. Wilamowitz Einsprache erhoben.]

V. 7—8. Die Zeichen der Holztafel ΩΓΑΓΙΟΥΣ in ὠγγίους zu verändern, scheint unerläßlich [vgl. Hymn. I, 14]; ὠγγίοι οἰωνοί müssen wohl, obgleich es an genau zutreffenden

Analogien fehlt, im Sinne von uralten „Weissagungen“ verstanden werden. Man beachte *δηθεν*, „angeblich“. Das Wort deutet an, daß der Glaube der Kekropstöchter dem wirklichen Sachverhalt widerspricht. An einer späteren Stelle des Gedichtes hat Kallimachos, wie aus dem Scholion zu Il. B 546 erhellt, die Herkunft des Erichthonios in Übereinstimmung mit der dort und sonst mehrfach erhaltenen Version (*ἀπεσπέρωμηνεν εἰς τὸ σκέλος κτέ.*) erzählt. Aber auch die hier den Kekropstöchtern zugeschriebene Annahme begegnet mehrfach in der Sage, vgl. Preller-Robert, Griech. Myth. I, 198 und Robert, Eratosth. cataster. reliquiae p. 98. [Statt *φήμη* will Crusius, dem Knaack zustimmt, *φήμαι* lesen. Unter den *ωγύγιοι οἰωνοί* verstehen Crusius, Diels und v. Wilamowitz uralte Vögel.]

V. 9 mußte das überlieferte TAYTAKI in *τουτάκι* verändert werden. Hier erstreckt sich die Übereinstimmung mit der (schon in der „Einleitung“ erwähnten) Erzählung des Amelesagoras bis auf den Ausdruck (vgl. *ἤς ἔρυμα χθονὸς ὄφρα βάλοιτο* mit *ἴνα. ἔρυμα πρὸ τῆς ἀκροπόλεως ποιήσῃ*. Frg. hist. graec. II, 22).

V. 10—12. Unter der Schlange ist, wie vor allem die Vergleichung mit Apollodor III, 14, 1 (*Κέκροπα μάρτυρα* und *Κέκροπος μαρτυρήσαντος*) zeigt, der schlangenfüßige Kekrops gemeint. Somit beruht diese Darstellung nicht mehr bloß auf dem Zeugnis Apollodors, was gegen Petersen (Kunst des Pheidias, S. 156 ff., Hermes XVII, 124 ff., Wiener Stud. V, 42 ff.) bemerkt wird. Wenn hier das achäische Pellene, in den Aitia aber in demselben Zusammenhange das thrakische Pallene genannt war (vgl. frg. 19 und Schneider II, 98), so mag an Studniczkas Ausführungen (Hermes XXVIII, S. 3 und 17) erinnert werden, nach welchen in verschiedenen Werken des Kallimachos verschiedene Versionen derselben Sage anzutreffen waren. W.

V. 14 fin. erinnert *δεσμά τ' ἀνείσαι* auffallend an Ovid. metam. II, 560: „*nodosque manu diducit*“, was dort von der einen Aglauros gesagt wird. Ob übrigens *δεσμά τ'* oder *δέσματ'* zu schreiben ist, könnte nur die bisher nicht

gelungene Entzifferung der vorangehenden Worte mit Sicherheit lehren. [**ΔΑΚΑ** glaubt jetzt Wessely vor *δεσμά* zu sehen und er will die Zeichen zu *πύνδακα* ergänzen.]

## Kolumne III.

5	..... <i>Ἀθήνης</i>	
	..... <i>μοῦναι δὲ παρὰ πτύ[χας] (?)</i> .....	<i>κορῶναι</i>
	..... <i>τεόν (?) ποτε πότνια θυ[μ]όν</i>	
	..... <i>πολλὰ παρὰίσια μήποτ' ἐλαφροὶ</i>	11
	<i>[ζή]σομεν οἰωνοί, τότε δ' ὤφελον</i> .....	
10	..... <i>ἡμετέρην μὲν</i> .....	
	<i>ἡμετέρην ἔ καλεῖν</i> .....	
	<i>μηδέποτ' ἐκθύ[σαιτ]ο (?)· βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης·</i>	
	<i>αὐτὰρ ἐγὼ τυτθὸς παρέ[ην] [γ]όνος (?)· [ό]γδ[ο]άτ[η] γὰρ</i>	
	<i>ἤδη μοι γενεὴ πέλ[εται]</i> .....	
	.....	

Die Entzifferung dieser schwer beschädigten Kolumne hat bisher die geringsten Fortschritte gemacht. Doch kann über den Gegenstand der Darstellung nicht der mindeste Zweifel bestehen. Da *Ἀθήνης* am Ende der 5. und *κορῶναι* am Ende der 6. Zeile lesbar ist, so ist es sofort einleuchtend, daß hier genau so wie in der Atthis des Amelesagoras und in Ovids Metamorphosen a. a. O. die Verbannung der Krähe von der Akropolis als Strafe für ihre unwillkommene Meldung behandelt war. Vermuten darf man ferner, daß V. 6 in *μοῦναι* . . . *παρὰ πτύχας* (?) eine Beziehung auf die Eulen, die Feindinnen der Krähen (vgl. Aristoteles, Hist. an. IX, 1, Plin. h. n. X 74, 203, Aelian. de nat. an. III, 9), enthalten ist, die sich allein auf den Abhängen der Akropolis umhertummeln dürfen, vgl. Ovid a. a. O. 564: „*et ponar post noctis avem*“. Die in V. 7 erhaltenen Worte *τεόν ποτε πότνια θυμόν* (man ergänze: haben wir schwer gereizt oder gekränkt) lassen erraten, daß, wie schon in der Einleitung bemerkt ward, eine Krähe die Sprecherin ist — eine Vermutung, die durch V. 13—14 ihre Bestätigung erhält. Lesen wir doch dort die Worte *αὐτὰρ ἐγὼ τυτθὸς παρέην γόνος, ὀγδοάτη γὰρ | ἤδη μοι γενεὴ πέλεται* — Worte, die im Munde der ob ihrer

Langlebigkeit im ganzen Altertum berufenen Krähe, der „*novem cornicis saecula passae*“ (Metam. VII, 274 und Hesiod bei Plut. de def. orac. XI) ebenso angemessen sind, wie sie in jenem eines menschlichen oder auch eines göttlichen Wesens unpassend wären. Die Sprechende erzählt in ihrem Uralter von dem für ihr Geschlecht verhängnisvollen Begebnis, dessen Zeugin sie als Nestling gewesen ist. Von dem schweren, unsühnbaren Groll der Göttin handelt V. 12: βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης, womit man etwa H. II, 68: αἰεὶ δ' εὐροκος Ἀπόλλων oder H. IV, 26: θεὸς δ' αἰεὶ ἀστυφέλικτος oder auch Palladis Iavaer. 17: αἰεὶ καλὸν ὄμμα τὸ τήνας vergleichen mag. In V. 7 und 8, wo übrigens zu dem Adjektiv παρὰίσια zu bemerken ist, daß es uns bisher nur aus Δ 381 und aus Hesychius bekannt war, muß von dem Verluste des einstigen freudigen, lebensfrohen Sinnes dieses Vogelgeschlechtes die Rede sein. Mit μήποτ' ἐλαφροὶ ζήσομεν(?) οἰωνοί mag man Sophocl. Antig. 243: κουφονόων τε φύλον ὀρνίθων, Theogn. 5, 80 (P. L. G. II<sup>4</sup>, 171): σμικρῆς ὀρνίθος κοῦφον ἔχουσα νόον vergleichen und sich zugleich daran erinnern, daß der Lustspieldichter Philemon in seinem „Aitolos“ ἐλαφρός im Sinne von ὁ τὰς φρένας κοῦφος gebraucht hat (Com. Att. fragm. II, 480 Kock). Die Bedeutung dieser Worte schillert allezeit zwischen „Leichtsinn“ und „leichtem Sinn“. Ebendort beginnt mit τότε δ' ὄφελον offenbar eine Verwünschung, „sei es ihres eigenen Lebens, sei es der an dem Unheil des Geschlechtes schuldtragenden Krähe. [Z. 6 und 7 glaubt jetzt Wessely zu erkennen παραπτνόμεσθα κορῶναι | δαίμοσιν· οὐ γὰρ ἔγωγε τεόν κτέ. Z. 8 ὅσα vor πολλὰ. Z. 10 οὕτως ἡμετέρεην μὲν ἀπέπτυσεν, οὐδὲ γενέθλην. Z. 11—12 ἀλλὰ πέσοιο | μηδὲ ποτ' 12 ἐκ θυμοῖο. Z. 14 δεκάτη δὲ τοκεῦσι. Piccolomini vermutet V. 9 τότε δ' ὄφελον εἶναι ἀναυδος. Mit βαρὺς χόλος αἰὲν Ἀθήνης vergleicht Knaack, Lucret. VI, 753: iras Palladis acris.]

## Kolumne IV.

2 [δεί]ελος, ἀλλ' ἢ νύξ ἢ ἐνδιος ἢ ἔσσετ' ἡώς,  
 εὖτε κόραξ, [δ]ς νῦν γε καὶ ἂν κύκνοισιν ἐρίζοι  
 καὶ γάλακι χοροῖην καὶ κύματος ἄκρῳ ἁώτῳ,

- 5 *κύνεον φη̃ πίσσαν ἐπὶ πτερόν οὐλοὸν ἔξει,  
ἀγγελίης ἐπίχε[ι]ρα τὰ οἱ ποτε Φοῖβος ὀπάσσει,  
ὀππότε [κ]εν Φλεγύας Κορωνίδος ἀμφὶ θυγατρὸς  
Ἰσχυι πληξίππῳ σπομένης μιερόν τ[ι] πύθεται.  
τὴν μὲν ἄρ' ὧς φαμένην ὕπνος λάβε, τὴν δ' αἰούσαν.*
- 10 *καδδραθέτην δ' οὐ πολλὸν ἐπὶ χρόν[ον], αἴψα γὰρ ἦλθεν  
στιβίεις ἀγχουρος· „ἴτ', οὐκέτι χεῖρες ἔπαγροι  
φιλητέων· ἤδη γὰρ ἑωθινὰ λίχνα φαίνει·  
[ἀ]εῖδει καὶ πού τις ἀνὴρ ὕδατηγὸς ἱμαῶν·  
ἔγρει καὶ τιν' ἔχοντα παρ[ἀ] πλόον οἰκίον ἄξων*
- 15 *τετριγὼς ὑπ' ἄμαξαν, ἀνιάζουσι δὲ πυκνοὶ  
[δμ]ῶοι χαλκῆς κωφώμενοι ἐν[δον] ἀκουήν.*

V. 2. Die Ergänzung des Anfangswortes scheint durch den Gegensatz zu *νύξ*, *ἐνδῖος* und *ἡώς* gesichert. Ebenso weist *ἄλλ' ἢ νύξ κτέ.* darauf hin, daß eine negative Bestimmung voranging. Der Zusammenhang mit dem Folgenden bleibt unklar. Stünde der Vers allein, so dürfte man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß er sich auf die Feindschaft zwischen den Krähen und Eulen bezieht und den Gedanken abschließt: „wenn jemals wieder die Krähe die Akropolis betreten sollte, so könnte dies nicht zur Abendzeit, in der die Eulen umherfliegen, sondern nur am hellen Tage oder auch zur Nachtzeit geschehen“, zu welcher die Eulen ebensowenig sehen als beim Sonnenlicht und sich daher in ihren Schlupfwinkeln versteckt halten. [Richtiger will wohl v. Wilamowitz den Vers nicht anders verstanden wissen als Φ 111: *ἔσσειται ἢ ἡώς ἢ δεῖλη ἢ μέσον ἡμῶν, | ὀππότε τις κτέ.* Daß *δεῖλος ἄλλ'* = *ἄλλὰ δεῖλος* ist, bemerkt im Hinblick auf diese Gebrauchsweise des Kallimachos Piccolomini; auf die metrische Unwahrscheinlichkeit eines Einschnittes nach *δεῖλος* macht W. aufmerksam (vgl. Prahl, Quaest. metr. Callimach. p. 15).] — Wie hier, so behält *ἢ* in der Thesis vor vokalischem Anlaut an gleicher Versstelle seine Länge A 150 und bei Kallimachos selbst Pall. lav. 61. Die mittlere Silbe von *ἐνδῖος* wird von unserem Dichter ebenso auch Hymn. VI, 39 und frg. an. 24 gekürzt, hingegen frg. 124 und frg. an. 159 gelängt.



Zu V. 3ff. vgl. Preller, Griech. Myth. I<sup>3</sup>, 424. V. 4. Die Formen *γάλακος* und *γάλακι* sind als kallimacheisch bezeugt, vgl. frg. 551 (Herodian II, p. 646, 29 Lentz), wo Schneider die durch die Worte des Grammatikers *ὡς ἀπὸ εἰς ξ ληγοῦσης εὐθείας* nahegelegte und durch Herodian I, 352, 3 bestätigte Besserung *γάλακος*, *γάλακι* vermissen läßt. W.

Man kann hinzufügen, daß die beiden Grammatikerstellen sich wechselseitig ergänzen und berichtigen, denn I, 352 ist nach II, 646 zu schreiben: *ἡ γὰρ κλίσις αὐτοῦ <ὡς> ἀπὸ εὐθείας κτέ.* Mit *κύματος ἄκρω ὠτῳ* vgl. Suidas: *κύματος*  
 13 *ἄκρον ὠωτον· ὁ ἀφρός*, ein Bruchstück, das schon Hecker auf Grund von Hymn. II, 112 (*ἄκρον ὠωτον*) dem Kallimachos zugewiesen hat (frg. an. 40 Schneider).

V. 5. Ob statt *ἔξει* nicht vielmehr *ἔσσει* (*ἐπὶ* — *ἔσσει* = *ἐφ' ἑσσει*) das Ursprüngliche ist, steht dahin.

V. 7. Zur Schreibung *κέν* vor *Φλεγύαιο* vgl. Merkel, Prolegg. ad Apollon. Rhod. CVI. W.

V. 8. Ischys heißt hier *πλήξιππος*, wie er im hom. Hymn. in Apoll. Pyth. 32 das Prädikat *εὐπιππος* erhält. Die von Phrynichus p. 309 (Lobeck) getadelte Form *μειρός* ist der Koine eigen und auch in dieser bisher nur durch geringe Gewährsmänner vertreten. Mit *μειρόν τι* vgl. H. II, 24, III, 132 u. dgl. mehr.

[V. 10. Der aus *ο* 494 und *μ* 407 zusammengesetzte Vers erweist sich als singulär gegenüber der von Tan (De Call. Homeri interprete, Straßburg 1893, p. 85) ermittelten Regel, daß unser Dichter homerische Versschlüsse nicht unverändert übernimmt, vgl. *ε* 487 *χύσιν τ' ἐπεχέυατο φύλλων* mit Kol. I, 11. W.]

V. 11. *στιβήεις* (bisher nur aus Suidas nachgewiesen) dürfte hier eher den „Reif“ des Alters als jenen der Morgenfrühe bezeichnen. Vgl. Com. anonym. (IV, 604 Mein. = III, 524 Kock): *γήρως εὐρῶτα καὶ πάχνην*. In Ägypten, wo der Dichter schrieb, ist die Morgenkühle nicht intensiv genug, um den Ausdruck „ein bereifter Nachbar“ zu rechtfertigen, und die Lokalfarbe zu wahren zeigt sich der Verfasser der „Hekale“ eben in der unmittelbar folgenden Schilderung

wenig beflissen. [Anders urteilen hierüber Crusius, Knaack, Maaß, Reinach und v. Wilamowitz.] Die zwei bejahrten Frauen — denn als solche kennzeichnet sie der unerschöpfliche, nur vom Schlaf gehemmte Redefluß — weckt, wie billig, ein greiser und darum früh vom Schlummer verlassener Nachbar.

V. 12. Der heterogenische Plural *λύχνα* war bereits aus Kallimachos angeführt im Etym. M., p. 572, 22. Die dort zitierten Worte, frg. 255, kann man nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf eben unsere Stelle beziehen. Mit *ἑωθινὰ λύχνα* mag man auch Hymn. III, 182: *τὰ δὲ φάεα μηχανύονται* vergleichen.

Zu V. 13 vgl. Einleitung S. 6.

V. 14 = frg. 278, wo jedoch die Worte trotz der vom zitierenden Autor (Schol. ad. Apollon. Rhod. III, 1150) hinzugefügten Erklärung: *ἐπεὶ καὶ πλόος λέγεται ἡ ὁδός* selbst von Bentley mit einem „*nescio quid sibi velint*“ abgetan und von anderen durch die Schlimmbesserung *ἔργει* statt *ἔργει* verderbt worden sind, während *περὶ πλόου* ungebessert geblieben ist. Die aktive Form *ἔργω* wurde trotz des Zeugnisses Herodians (I, 452, 26): *τὸ δὲ ἔργω κατὰ συγκοπὴν τοῦ ἐγείρω*, von Nauck, Mél. Gréco-Rom. IV, p. 320, Anm. 18, verworfen. Mit dieser synkopierten Form ist bei Kallimachos auch *ἄρχμενος* und *θρίζω* zu vergleichen; über letzteres handelt Reitzenstein, Rostocker Programm 1890—1891, S. 12.

V. 15. Zu *ἄμαξαν* vgl. Schneider I, 141 und II, 414.

[V. 16. Da vor *ἀκουήν* ein  $\Sigma$  erkennbar scheint, so wird statt *ἔνδον* vielmehr *ἐντός* zu schreiben sein. H. van Herwerden schlägt (wie Polack brieflich mitteilt) vor, *κωφώμενον* zu lesen. (Die an das bekannte *illi inter sese magna vi brachia tollunt* erinnernde Tonmalerei erweist sich als beabsichtigt, da die sonstigen Fälle von *ssdd*: Hymn. II, 45, 74; VI, 101 und Epigr. 64, 1 durch Anaphora o. dgl. entschuldigt sind; vgl. Beneke, De arte metrica Callimachi, p. 15, 19. W.)]

## A n h a n g.

## E x k u r s I.

Die Reihenfolge, in der die vier Kolumnen vorliegen, läßt sich meines Erachtens nicht aufrecht erhalten; schon die vorauszusetzende Anlage des Epyllions zwingt zu dieser Folgerung. In Kol. I drängt bereits alles zum Schlusse, der Kampf mit dem Stiere ist zu Ende und Theseus läßt durch einen Boten seine Rückkehr nach Athen melden; Kol. II und III enthalten attische Stammsage: es scheint mir nun ganz ausgeschlossen, daß der Dichter eine derart ausführliche Abschweifung am Schlusse des Ganzen eingefügt hätte. So wenig wir von der Anlage des Epyllion wissen und so ablehnend man sich gegen gewagte Rekonstruktionsversuche verhalten mag, als sicher kann gelten, daß eine Episode, wie Kol. II und III sie enthalten, am Schlusse des Epyllions nicht zu rechtfertigen ist.

Abgesehen von diesem inneren Grunde bietet der paläographische Tatbestand Anhaltspunkte genug, um die Reihenfolge, in der die Kolumnen anzusetzen sind, festzustellen. Die Tafel ist von zwei verschiedenen Händen beschrieben: die eingehende Begründung füge ich, um den Gang der Untersuchung nicht durch eine größere Abschweifung aufzuhalten, am Schlusse an. Kol. I und IV rühren von gleicher Hand her, ebenso Kol. II und III. Es ist nun von vornherein wahrscheinlicher, daß die von gleicher Hand geschriebenen Kolumnen nacheinander geschrieben wurden, als anzunehmen, daß die erste Hand Kol. I schrieb, dann die zweite Hand mit den Kol. II und III einsetzte und zuletzt wieder die erste zur Feder griff. Es ergeben sich zwei Möglichkeiten; die Kolumnen können geschrieben worden sein in der Reihenfolge II, III, IV, I oder IV, I, II, III: nach dem zu Anfang Bemerkten kommt die letztere Möglichkeit außer Betracht. Der hellere Grund, auf dem Kol. I geschrieben ist, sowie deutliche Wischspuren im Raume zwischen Kol. I und II führten mich zur Annahme, daß Kol. I ursprünglich von gleicher Hand beschrieben war wie Kol. II und III. Mit

Kol. II und III setzte die neue ein: wollte sie, am Schlusse dieser Kolumne angelangt, weiter fahren, so mußte sie zu Kol. I zurückkehren und dieselbe löschen; mit dieser kam das Epyllion zu Ende, so daß eine weitere Tilgung nicht mehr nötig war.

Die Richtigkeit dieser Vermutung erhält ihre Bestätigung aus einem rein äußerlichen Umstande. Die einzelnen Kolumnen sind durch Längsstriche voneinander getrennt; der Strich nun, der Kol. I von II trennt, kann nicht vom Schreiber der ersteren herrühren; schon die verwischten Tintenspuren an seinem oberen Ende deuten darauf hin, daß die vorausgegangene Löschung sich bis zu ihm hin erstreckte, ohne ihn aber selbst in Mitleidenschaft zu ziehen. Dazu kommt, daß der freie Raum zwischen dem Zeilenende der Kol. I und dem Trennungsstriche höchst auffallend wäre bei der Annahme, daß ihn der Schreiber der ersteren gezogen. Der Strich läuft knapp am Zeilenbeginne der Kol. II, steht aber in einem ganz ungerechtfertigten Abstände vom Zeilenende der Kol. I; hätte ihn der Schreiber der letzteren gezogen, so würde er ihn unmittelbar an das Ende seiner Zeilen, nicht aber in so bedenkliche Nähe an den Zeilenbeginn der Kol. II gerückt haben. Der Schreiber, der die frühere Schrift der Kol. I löschte, ließ den Trennungsstrich stehen, da er ihn einmal selbst noch benützen konnte, außerdem aber eine 15 Tilgung desselben den Anfang der Kol. II stark gefährdet haben würde.

Der auffallende freie Raum, sowie der gedrängte Charakter der Schrift am Beginne der Kol. I erklären sich aus einem Einblicke in die Psychologie des Schreibers; bei dem vorgesteckten Raume durfte er seiner Feder nicht freien Spielraum gönnen, wollte er die Verslänge in einer Zeile unterbringen. Anfangs befeißigt er sich daher einer engeren Schrift; der freibleibende Raum am Schlusse der Zeile belehrt ihn, daß für die Verslänge hinlänglich Platz vorhanden ist, er drängt die Buchstaben weniger eng aneinander, so daß die letzten Zeilen bis an den Trennungsstrich hinanreichen. Der Vorgang ist demjenigen entgegengesetzt, der in Hand-

schriften häufig beobachtet werden kann, wo der Schreiber die Größenverhältnisse seiner Vorlage zwar einhalten will, aber am Beginne der Seite mit dem Raum zu wenig sparsam umgeht, so daß er am Schlusse die Buchstaben eng aneinander rücken muß, um eine Seite der Vorlage auf dem gleichen Raume unterzubringen. Ich füge noch hinzu, daß die Länge der Zeile der Kol. I vom Beginne derselben bis zum Trennungsstrich gerechnet genau mit der Zeilenlänge in Kol. II und III übereinstimmt, wodurch die Annahme, daß Kol. I ursprünglich von gleicher Hand wie diese letzteren beschrieben war, an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Die knappe Aufführung der paläographischen Eigentümlichkeiten, die ich im folgenden gebe, dient hauptsächlich dem Zwecke, die Unterscheidung der zwei Hände zu erhärten. Dieselbe macht sich schon einer oberflächlichen Betrachtung durch den plumpen Ductus der zweiten und dritten Kolumne bemerkbar, der sicher nicht auf die geringere Güte des Schreibrohres, dessen sich der Schreibende bediente, allein zurückzuführen ist. Die Buchstabenformen, an und für sich betrachtet, weichen zwar in ihren Grundformen wenig voneinander ab, wie es die Annahme einer in einer Schule überlieferten und allgemein geübten Tradition von vornherein erwarten läßt. Wenn sich jedoch selbst auf Inschriften der individuelle Zug im spröden Material häufig genug nachweisen läßt, so gelingt dies bei handschriftlichen Texten auch da fast immer, wo, wie im vorliegenden Falle, eine gleiche Schulung auch eine gewisse Gleichheit in den Grundformen der Buchstaben erzielt hat.  $\pi$  erscheint mit zwei Ausnahmen ( $I_5 \pi\alpha\tau\alpha\rho\acute{\iota}$ ;  $I_{10} \pi\alpha\alpha\eta\sigma\iota$ ) in sämtlichen Kolumnen in der bekannten spitzen Form, wie sie schon die kursiven Beischriften des Hypereides-Papyrus A aufweisen: an letztere erinnert auch die Kreuzform des  $\psi$ ;  $\alpha$  erscheint fast durchgehends in der kursiven, mit einem Zuge auszuführenden Form.  $\eta$  findet sich in allen Übergängen von der reinen Majuskel- bis zur Minuskelform. Bei  $\varepsilon$  ist die Ausführung in zwei Ansätzen fast immer deutlich erkennbar. Ebenso ist die Form des Doppellambda, sowie die kursive, in



einem Zug auszuführende Form des  $\varphi$  beiden Schreibern gemeinsam.

Der Unterschied der Hände zeigt sich aber ganz unverkennbar in der verschiedenen Federführung; der Zug in der ersten und vierten Kolumne ist leicht und flüssig, im Vergleiche zu den beiden anderen fast elegant zu nennen. Die Leichtigkeit der Federführung bekundet sich sowohl in einem gewissen Schwunge, der den Hasten gefällige Krümmungen gibt (vgl.  $I_{11}$   $\varphi\acute{\upsilon}\lambda\lambda\omicron\nu$ ), das  $\alpha$  häufig in weitgeschweiftem Bogen ansetzen läßt, als auch in der außerordentlich großen Anzahl kursiver Verbindungen, die namentlich der vierten Kolumne den Charakter einer ziemlich ausgebildeten Majuskelskursive verleihen.  $\omega$  und  $\pi$  erscheinen meistens mit dem folgenden Buchstaben verbunden; die Verbindung  $\pi\omicron$  wird 16 fast durchgängig in einem Zuge ausgeführt, ebenso größere Buchstabenkomplexe (vgl.  $IV_7$   $\acute{o}\pi\pi\acute{o}\tau\epsilon$ ,  $I_4$   $\acute{\alpha}\pi\acute{o}\pi\rho\theta\iota$ ). Häufig erscheint  $\varepsilon$  an den vorhergehenden Buchstaben derart angelehnt, daß ein Teil des letzteren zugleich als erstere Hälfte des  $\varepsilon$  dient (vgl.  $VI_6$   $\Phi\lambda\epsilon\gamma\acute{\upsilon}\alpha\omicron$ ); bei vorausgehendem  $\sigma$  liebt es der Schreiber, dasselbe in einem Zuge zum unteren Teil des  $\varepsilon$  überzuführen, an den er dann den Haken ansetzt (vgl.  $IV_7$   $\acute{o}\pi\alpha\sigma\sigma\epsilon$ ,  $IV_{11}$   $\chi\epsilon\iota\rho\epsilon\varsigma \acute{\epsilon}\pi\alpha\gamma\rho\iota$ ,  $I_4$   $\acute{\alpha}\upsilon\sigma\epsilon$ ). Der vierten Kolumne eigentümlich ist die Verbindung von  $\omicron$  mit  $\sigma$ , die für  $ou$  verlesen werden könnte (vgl.  $IV_3$   $\kappa\acute{\upsilon}\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$ ,  $IV_6$   $\Phi\omicron\iota\beta\omicron\varsigma$ ,  $IV_7$   $\theta\upsilon\gamma\alpha\tau\rho\acute{o}\varsigma$ ,  $IV_{13}$   $\acute{\upsilon}\delta\alpha\tau\eta\gamma\acute{o}\varsigma$ ). Ganz gewöhnlich ist die kursive Verbindung  $\epsilon\rho$  (vgl.  $I_7$   $\mu\epsilon\rho\iota\mu\nu\acute{\epsilon}\omega\nu$ ,  $IV_3$   $\xi\rho\iota\acute{\zeta}\omicron\iota$ ), ebenso  $\chi\rho$  und  $\tau\rho$ . Die Reihe der Ligaturen ist damit nicht erschöpft, gelegentlich erscheinen  $\alpha$ ,  $\varphi$ ,  $\theta$  und andere Buchstaben in unmittelbarer Verbindung mit den umgebenden. Auch für sich allein stehende Buchstaben verraten durch den Federansatz häufig ihre Loslösung aus kursiven Verbindungen: vgl. z. B.  $\pi$  in  $I_3$   $\pi\acute{\epsilon}\lambda\acute{\omega}\rho\iota\omicron\nu$ ;  $V_{14}$   $\pi\alpha\rho[\acute{\epsilon}] \pi\lambda\acute{o}\omicron\nu$ ; Schlußsigma in  $I_6$   $[\acute{\omega}]\mu\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  usw. Hervorzuheben ist noch die Minuskelform des  $\kappa$  in  $IV_4$   $\acute{\alpha}\kappa\rho\epsilon\eta$ .

Die Schrift der zweiten und dritten Kolumne trägt ein völlig verschiedenes Gepräge: kursive Verbindungen kommen zwar vor (vgl.  $II_8$   $\xi\rho\upsilon\mu\alpha \chi\theta\omicron\nu\acute{o}\varsigma$ ,  $III_{12}$   $\beta\alpha\rho\acute{\nu}\varsigma \chi\acute{o}\lambda\omicron\varsigma$ ), jedoch in so geringer Anzahl, daß sie den Gesamteindruck, den

diese Kolumnen hervorrufen, nicht beeinträchtigen. Meistens sind die Buchstaben ohne Verbindung nebeneinander gemalt und man sieht es ihrem schwerfälligen Zuge, der jede gefällige Rundung und jeden Schwung vermissen läßt, förmlich an, daß sich der Schreiber zwar seine Arbeit sauer genug werden ließ, ohne es aber zu einem solchen Flusse zu bringen, wie sein Nachfolger, dessen Feder in flottem Zuge über das Holz glitt; so kecke Verbindungen, wie z. B. IV<sub>6</sub> *ὀπάσσει, πυκνοί* (IV<sub>15</sub>), indem die ersten drei Buchstaben vermittelt zierlicher Schnörkel in einem Zuge ausgeführt sind, oder *οὐκέτι* (IV<sub>10</sub>), wo *ι* mittels einer in die Höhe gehenden Schlinge mit *τ* verknüpft ist (vgl. ähnlich *σι* in I<sub>11</sub> *χύσιν*), sucht man beim Schreiber der zweiten und dritten Kolumne vergebens. Der Unterschied der beiden Hände läßt sich dahin feststellen, daß Kol. I und IV eine ziemlich ausgebildete Majuskelskursive bieten, zu der in Kol. II und III sich zwar Ansätze finden, die aber den Charakter der Unziale nicht wesentlich beeinträchtigen.

Joseph Zingerle.

#### Exkurs II.

Einen Exkurs möchte ich an das Gleichnis knüpfen, mit dem die erste Kolumne schließt. Blätter, namentlich die abfallenden, begegnen in der griechischen und in der römischen Literatur allenthalben, wo die Unzählbarkeit das *tertium comparationis* ist; vgl. *B* 468 (= 151) *μόριοι ὅσσα τε φύλλα καὶ ἄνθεα γίγνεται ὥρη*, Verg. *Aen.* II, 310 *quam multi in silvis autumni frigore primo | lapsa cadunt folia* und Washietl. De *imag. similitudinibusque* Ovid., p. 23. Bemerkenswert ist vom ästhetischen Standpunkte, daß hier allem Anscheine nach Blätter mit Blättern verglichen werden, vom literarhistorischen, daß sich der *φυλλοχόος μείς* bei Dichtern — von Nonnos 38, 278 abgesehen — nur noch in einem bei Pollux (I, 231) bewahrten Fragmente des Hesiod (260) und bei Apollonios findet. Im vierten Buche der Argonautika lesen wir V. 217 ff.:

17 ὅσσα τε πόντου | κύματα χειμερίοιο κορύσσεται ἐξ ἀνέμοιο, |  
 ἢ ὅσα φύλλα χαμαῖζε περικλαδέος πέσεν ὕλης | φυλλοχόω ἐνὶ  
 μῆνι· τίς ἂν τάδε τεκμήραιτο; | ὥς οἱ ἀπειρέσιοι ποταμοῦ

παρεμέτρειον ὄχθας. Nun steht es fest, daß sich in den Werken des Kallimachos und des Apollonios Anklänge finden. Das Scholion zu Apoll. I, 1309 bezeugt, daß der Vers καὶ τὰ μὲν ὥς ἡμελλε κατὰ χρόνον ἐκτελέσθαι sich bei Kallimachos fand (frg. 212), wie man vermutet hat, in der Hekale; vgl. frg. 126 mit Apoll. IV, 1323, frg. 277 mit I, 1353, frg. an. 93 mit III, 617, frg. 479 mit II, 926. Fraglich bleibt die Priorität und der Zweck einer bewußten Anspielung; vgl. was ich Wien. Stud. XIV, 211 und 219 darüber bemerkt habe. Wer kann bei frg. 212 entscheiden, wem die Priorität gebührt, wer die Absicht des Dichters bei Πελλήνην . . . Ἀχαιίδα (II, 13) erkennen? Hecker (S. 33 und 107) und Schneider (II, 176 A. 1) schlossen aus den Nachahmungen der Hekale bei Apollonios, daß diese nicht gegen Apollonios gerichtet gewesen sei. Daß manche dieser Anspielungen polemische Tendenz haben, ist Gercke zuzugeben, so Apoll. III, 1340 ff. (τῆμος ἀρήροτο νεὶός ὑπ' ἀκαμάτῳ ἀροτῆρι | τετράγυνός περ ἐοῦσα) gegen H. III, 175, wo der Gedanke, Helios verweile beim Anblick des Artemisreigens und der Tag werde dadurch überlang, eingeleitet werde durch die Wendung: μὴ νεῖον, τημοῦτος ἐμαὶ βόες εἵνεκα μισθοῦ | τετράγυνον τέμνοιεν ὑπ' ἀλλοτρίῳ ἀροτῆρι; vgl. Reitzenstein, Ind. lect. hib., Rostock 1890—1891, S. 12 mit A. 10. Daß das chronologische Verhältnis von H. II, 106 οὐκ ἄγαμαι τὸν αἰοδόν, ὃς οὐδ' ὅσα πόντος αἰίδει und Apoll. III, 932 ἀκλειῆς ὃδε μάντις, ὃς οὐδ' ὅσα παῖδες ἴσασιν | οἶδε νόφ' φράσσασθαι nicht feststeht, hat Studniczka, Hermes XXVIII, 16, A. 1 betont. [Die Beziehung wird geleugnet von v. Wilamowitz, Göttinger gel. Anzeigen, 1893, 743, A. 1.] Prüfen wir nun einige zur Hekale gehörige Fragmente. Mit frg. 44 ἀρμοὶ που κἀκείνῳ ἐπέτρεχε λεπτὸς ἰουλος steht Apoll. I, 972 ἴσόν που κἀκείνῳ ὑποσταχύεσκον ἰουλοι in Beziehung. Nach dem Zeugnis des Scholiasten wurde ἴσον bei der zweiten Rezension für ἀρμοὶ eingesetzt, ne quid sibi surreptum quereretur Callimachus, wie Ruhnken urteilte (Ep. crit. 286). Möglich wäre es auch, daß Kallimachos das ungewöhnliche Wort seinem Gegner durch eine Art von Zitat vorhielt. Auf die Frage nach der doppelten

Rezension der Argonautika will ich um so weniger eingehen, als mir Lindes Schrift „De diversis recension. Apoll. Rhod. Argon.“, Göttingen 1885, nicht zugänglich ist. Ich bemerke nur, daß Merkel, Prolegg., p. LXXI das *ἀροῦι* im Scholion für eine Interpolation aus dem Etym. Magn. erklärt. Eine ähnliche Lektion hat vielleicht Apollonios seinem Lehrer mit dem *θώρηκα στάδιον* geben wollen (III, 1226): wenigstens gibt der Scholiast zwei Auffassungen von *στάδιος* zu und zitiert als Beleg für die zweite das kallimacheische Fragment 59: *στάδιον δ' ὑφέεστο χιτῶνα*. Warum ich das umgekehrte Verhältniß nicht für wahrscheinlich halte, wird sich aus der Besprechung von frg. 46 ergeben: *βουσόον, ὃν τε μύωπα βοῶν καλέουσιν ἀμορβοί*. Es kommen zwei Stellen des Apollonios in Betracht: I, 1265 *ὥς δ' ὅτε τις τε μύωπι τετυμμένος ἔσσυτο ταῦρος* und III, 277: *οἷστρος | τέλλεται, ὃν τε μύωπα βοῶν κλείουσι νομῆες*. Näke (S. 60) und andere haben behauptet, Kallimachos ahme die Stelle aus dem dritten Buche nach. Dann bleibt aber unerklärt, warum Apollonios das erstemal *μύωψ* ohne weiters gebraucht und es das zweitemal, wir würden sagen, mit Anführungszeichen versieht. Das erklärt sich aber, wenn Kallimachos in der Mitte liegt, den nach seiner Ansicht unpassenden (vgl. das Schol. zu Ap. III, 277) oder nicht gewählten Ausdruck den *ἀμορβοί* in den Mund legt und als Antwort seine eigene Erklärung zu hören bekommt, wobei *οἷστρος* gleichsam als Lemma gewählt und für das ungewöhnliche *ἀμορβοί* das triviale *νομῆες* gesetzt  
18 wird. Dieses Verhältniß spricht für Gerckes Hypothese (Rhein. Mus. XLIV, 145, A. 5 und 149), die Hekale sei nach den beiden ersten und vor den beiden letzten Büchern des Apollonios erschienen. Diese Hypothese erklärt es auch, wie sich Apollonios auf das Gleichnis in der Hekale, die, wie erwähnt, gegen ihn gerichtet war, beziehen konnte. [Möglich wäre es, in *τις ἂν τᾷδε τεκμήραιτο* eine — verunglückte — Anspielung auf das in frg. 442 niedergelegte Prinzip des Kallimachos zu erblicken. Daß Apoll. III, 918 ff. später liegt als die Hekale, hat v. Wilamowitz a. a. O. 741 ff. bewiesen. Seither habe ich das Verhältniß von Kallimachos und Apollonios

mit Berücksichtigung der von Ehrlich (De Call. hymnis quaest. chronol., Breslauer phil. Abh. VII, 3), Knaack (Artikel „Apollonios“ in Pauly-Wissowas Real-Encycl.) und v. Wilamowitz (a. a. O.) geäußerten Ansichten ausführlich erörtert in meinen „Kallimacheischen Studien“ (Wien 1895, Programm des Gymnasiums im XVII. Bezirk, S. 15, 18 ff.).]

Wilhelm Weinberger.

### Nachtrag.

Ob die Zeichen IB oberhalb der ersten lesbaren Zeile der Kol. II als Zahlzeichen aufzufassen seien, läßt sich zurzeit nicht mit Sicherheit entscheiden. Dafür scheint zu sprechen, daß eben in der zweitnächsten Kolumne an nahezu gleicher Stelle IΔ erscheint. Dürfte man darauf weiterbauen und die zwei Bezeichnungen auf die 12. und 14. Kolumne des ganzen Gedichtes beziehen, so wäre dadurch im Verein mit dem in der „Einleitung“ S. 5 Gesagten ein Minimalmaß für den Umfang des Epyllions gewonnen. Doch zeigen sich Kol. IV, nicht nur zur Linken (wo man etwa *Ἐκάλῃς* geschrieben denken könnte), sondern überdies auch zur Rechten dieser zwei Buchstaben Schriftspuren, die jene Annahme und die aus ihr zu ziehenden Schlüsse zweifelhaft machen.



### 35. War Archimedes von königlichem Geblüte?<sup>1</sup>

Das wird wohl allgemein geglaubt auf Grund von Plutarch Vita Marcelli 14, 7 (365, 9ff. Doehner): *καὶ μέντοι καὶ Ἀρχιμήδης, Τέρωνι τῷ βασιλεῖ συγγενὴς ὢν καὶ φίλος, ἔγραψεν, ὥς κτέ.* Doch ist es mindestens ebenso möglich, daß die gesperrten Worte nur Bezeichnungen des von Archimedes innegehabten Ranges sind. Über diese unseren Adelstiteln oder Ordensauszeichnungen verwandten Prädikate hat einst Letronne (*Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte* 313f., 322—328 und 376) gehandelt, ungleich eingehender und auf ein riesenhaftes Urkundenmaterial gestützt Strack im *Rhein. Mus.* LV, 161 ff.: „Griechische Titel im Ptolemäereich.“ In Ansehung des Ursprungs dieser Titulaturen, die man einerseits schon im alten Ägypten, andererseits am persischen Hofe antrifft, mag vielleicht die Vermutung statt-haft sein, daß beide Völker aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben, die dann wohl keine andere sein konnte als babylonischer Hofbrauch. Wie dem immer sein mag, in den Diadochenstaaten war diese Titelinstitution ungemein weit verbreitet. Daß auch die sizilischen Fürsten dieses Machtmittel anzuwenden geneigt waren, das ließ sich von vornherein vermuten. Polybios, auf den Strack verweist, liefert den urkundlichen Beleg dafür, daß diese Übung dem syrakusanischen Hof zur Zeit des Archimedes nicht fremd war (VII, 4, 4 = II, 318, 10 B. Wobst). Nur ein Umstand kann Bedenken erregen: daß nämlich der niedrigere und der höhere Titel hier nebeneinander erscheinen, während sie in den Inschriften niemals kumuliert werden. „Wer eine höhere

---

<sup>1</sup> Aus *Rhein. Mus.* LXIII, 624f. (1908).

Stufe der Ehrenleiter erreicht, legt den Titel, der die niedrigere bezeichnet, ab.“ (Strack a. a. O. 175.) Allein ob sich nicht Plutarch solch ein Mangel an strenger Genauigkeit zutrauen läßt? Wenn der große Naturforscher zuerst, wie es nicht anders sein konnte, zum „Freund des Königs“ ernannt und später zum „Verwandten des Königs“ vorgerückt war, sollte da nicht ein um die Einhaltung strenger Etikette wenig bekümmerter Autor die beiden sukzessiv erfolgten Auszeichnungen haben verbinden können? Auch ein Schriftsteller unserer Tage würde in einem analogen Falle schwerlich ein Bedenken tragen zu schreiben: N. N. war Großkreuz und Kommandeur eines bestimmten Ordens, während hier ebenso wie dort die später verliehene höhere Ordensauszeichnung die frühere und um einen Grad tiefer stehende gleichsam auslöscht und in sich aufnimmt.

---

### 36. Zu Arnobius.<sup>1</sup>

„Es regnet Emendationen“ — so schrieb einmal Adolf Torstrik in einer Anzeige der „Aristotelischen Studien“ von Hermann Bonitz. An dieses Wort haben uns die „Studien zu Arnobius“ erinnert, die Karl Meiser kürzlich in den Sitzungsberichten d. königl. bayr. Akad. d. Wissensch. (Jahrgang 1908, 5. Abhandlung) veröffentlicht hat. Verbesserungen wie jene von *erunt* zu *serunt* I, 13 (11, 13 Reifferscheid), von *solidet* in *sol videt* IV, 36 (171, 17), von *properata omni festinatio* in *properantia omni festinantius* VII, 46 (281, 17), die mit den gelindesten Mitteln erzielte Ersetzung des Heilgottes durch den Weingott VII, 32 (266, 6) und manche andere, gehören zu dem Besten, was die Textkritik jemals geleistet hat. Aber freilich: auch Meiser ist dem Lose glücklicher Konjekturealkritiker nicht vollständig entgangen. Von seinen Erfolgen berauscht, hat er hin und wieder in das gesunde Fleisch des Textes geschnitten, weit häufiger den Gedanken des Autors richtig erkannt, aber allzu unbekümmert um die Probabilität der Herstellung dieser nur den Weg gewiesen, ohne selbst das gesicherte Ziel zu erreichen. So fordert seine glänzende Arbeit nicht selten den Widerspruch heraus und drängt den Leser zu Nachträgen und Nachbesserungsversuchen, von denen einige im folgenden verzeichnet werden mögen.

I, 45 (30, 1) heißt es von Christi Wunderheilungen: *claudos currere praecipiebat, et iam pes processerat*. Hier verdanke ich *et iam* Gelen, dem Meiser gefolgt ist, *pes* diesem selbst und modifiziere demgemäß Moritz Haupts *processerant*.

---

<sup>1</sup> Aus Rhein. Mus. LXIV, 158 ff. (1908).

Meiser schreibt: *et iam pes incedere poterat* an Stelle des handschriftlichen: *etiam operis res erat*. Mit *poterat* aber vermag ich mich nicht zu befreunden. „Kaum war das Zauberwort gesprochen, so hatte es schon seine Wirkung getan“ — so schildert man angemessen und drastisch den Erfolg einer Wundertat: das bloße Vermögen aber, die *δύναμις* statt der *ἐνέργεια*, scheint hier nicht an ihrem Platze.

II, 59 (94—95) hat Meiser sicherlich mit Recht neben Hagel, Platzregen, Landregen und Schnee auch den Tau in den verdorbenen Text eingeführt. Allein die Schreibung <in> *foliis rorem dilatarit* mit der Wiedergabe: „und auf den Blättern den Tau ausgebreitet hat“ gilt uns hauptsächlich darum als bedenklich, weil *dilatare* doch eher ein Breitmachen oder Verbreitern als ein bloßes Ausbreiten bedeutet. Ich wage die Vermutung, daß das korrupte *foliora* der Handschrift aus *folia rore* entstanden ist. Auf das noch halb geschlossene Blatt fällt ein Tautropfen und bewirkt durch den von ihm geübten Druck die Entfaltung des Blattes. Danach hätte der ganze Satz zu lauten: *edissertate, inquam, et dicite, quid sit quod grandinem torqueat, quod guttatim faciat pluviam labi, quod imbrem saeve* (die Handschrift bietet *suae*, was Meiser in *effuse* verwandelt), *nives plumeas et folia rore dilatarit*. (Da *faciat labi* auch zu *imbrem* und *nives* gehört, so kann man auf Reifferscheids Ersetzung des handschriftlichen *plumeas* durch *in plumas* verzichten.)

II, 78 (111, 21) will Meiser das schon von früheren Herausgebern angefochtene *nolimus* der Handschrift in *molimur* ändern. Sollte nicht vielmehr die Überlieferung heil und der Sinn des Satzes: *dum ipsi nobis argumenta conquirimus, quibus esse videatur falsum id quod esse nolimus* derjenige sein, den ich am liebsten griechisch wiedergebe: ὁ τι εἶναι οὐ βουλόμεθα, λογισμοῖς ἀθαιρέτοις πιθόμεθα ψεῦδος εἶναι? Freilich müßte dann der Schluß des Satzes verstümmelt und etwa also zu ergänzen sein: *atque adnitimur verum* <esse id quod nobis gratum>. Doch vielleicht findet ein anderer eine plausiblere Gestaltung des von uns vermuteten Gedankens.

III, 33 (133, 22). Die Wiedergabe der Stelle „Vulkan bedeutet nach eurem eigenen Sprachgebrauche Feuer, Venus Liebesgenuß“ ist augenscheinlich richtig: ob aber auch die Änderung von *adsensu* in *ac sensum* <*amoris*>? Statt *amoris* würde ich jedenfalls das geringschätzigere <*voluptatis*>, zumal unmittelbar nach *pronuntiatis*, vorziehen, die Verbindung mit *sensum* aber durch ein *autem* oder in engerem Anschluß an die Überlieferung durch ein steigerndes *ad*<*eo*> (sogar die Wollust ward von euch unter die Götter versetzt) herzustellen empfehlen. Danach hätte der Text mehrfache Einbuße, sonst aber keine Schädigung erfahren und würde lauten: *praetermittimus . . . Vulcanum, quem esse omnes ignem pari voto pronuntiatis, <voluptatis> ad<eo> sensu<m> . . . Venerem, et quod sata in lucem proserpant, cognominatam esse Proserpinam.*

IV, 10 (148, 21) soll *in sedibus* einem *inter divos* Platz  
155 machen. Solcher Gewaltsamkeit entgehen wir, wenn wir *in sedibus* <*caelestibus*> ergänzen, eine Verbesserung, die, wie ich soeben erst sehe, dem Gedanken nach (*in sedibus diuinis*) von Reifferscheid vorweggenommen ist.

VI, 13 (224, 24). Die Meldung, daß Praxiteles in der Darstellung der knidischen Venus die von ihm geliebte Kratine zum Modell genommen hat, scheint in tadelloser Weise überliefert. Das Verbum *coegisse*, das Meiser durch *redegissee* ersetzen will, entspricht, so denke ich, gar wohl der Gedanken- nuance, der Bildhauer habe das Antlitz der Göttin in die Ähnlichkeit mit den Zügen der Hetäre gleichsam hinein- gezwängt; *sollertiarum certamine* aber weist auf den Wettstreit des Praxiteles mit den Kunstgriffen oder Kniffen rivalisierender Künstler, ich meine nicht unpassend, hin. [Der Satz lautet bei Reifferscheid: *ad formam Cratinae meretricis . . . os Veneris Cnidiae, — † sollertiarum coegisse certamine?*]

VII, 22 (255, 16) dünkt uns die Änderung von *procedere* in *producere*, dem das Objekt fehlt, einigermaßen gewaltsam. Hat Arnobius nicht vielmehr gesagt: Wir alle beten und wünschen, die Erdgöttin möge *inextinguibili semper <fetus> fecunditate pro[ce]dere*?

Zu lebhaftem Widerspruch fordert uns ein Teil der Be-



handlung von VII, 50 (283, 31) heraus. Über das „Steinbild der Magna Mater“ von Pessinus hat Meiser in einem eigenen Abschnitt S. 14—18 aufs trefflichste gehandelt und Torheiten der Vorgänger aufs schlagendste widerlegt. Es war das ein schwarzer Stein, in dem man sich einbildete, „schwache, verschwommene Umrisse eines weiblichen Antlitzes“ zu erkennen. An unserer Stelle hat nun der Verfasser in *corporis* mit trefflicherem Blicke *oris* erkannt. Unmöglich aber scheint uns, diesem das Adjektiv *torpidi* voranzustellen und von „starrem Gesichtsausdruck“ dort zu sprechen, wo Gesichtszüge überhaupt nur mit Mühe zu erkennen waren (vgl. *faciem minus expressam* 283, 18). Ich irre vielleicht nicht, wenn ich Meisers Besserung durch die Schreibung *corrosi oris* zu vervollständigen glaube. [Dann lautet die Stelle: *et quis hominum credet, terra sumptum lapidem . . . fuliginei coloris atque atri, corrosi oris, deum fuisse matrem?*]

Schließlich sei noch der zweite Abschnitt der Abhandlung: „Zur Charakteristik des Arnobius“ S. 9—14 mit dem Ausdruck warmer Zustimmung hervorgehoben. Der Unglimpf, der in jüngster Zeit, wie ich hier erfuhr, über das Haupt des Arnobius ausgegossen ward, könnte nicht unverdienter sein. Uns hat der beredte und gelehrte Apologet, der im Lehrgedicht des Lucrez besser als in den Evangelien Bescheid weiß, der Vorkämpfer des praktischen Christentums, der an dem Stellvertretungsdogma eine einschneidende Kritik übt, der Feuergeist, der mit dem ganzen Eifer des Neophyten die wirklichen oder vermeintlichen Schäden des Volksglaubens aufdeckt und geißelt, stets als eine der eigenartigsten und anziehendsten Figuren der großen Übergangszeit vom alten zum neuen Glauben gegolten.

### 37. Zu Kallimachos.<sup>1</sup>

Hymnus in Dianam v. 119 ff. wird der Göttin Entwicklung zur Schützenmeisterschaft geschildert:

ποσσάκι δ' ἀργυρέοιο, θεή; πειρήσαιο τόξου;  
πρῶτον ἐπὶ πτελέην, τὸ δὲ δεύτερον ἦκας ἐπὶ δρῦν,  
τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ θῆρα· τὸ τέτατον οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῦν,  
ἀλλὰ μιν εἰς ἀδίκων ἔβαλες πόλιν κτέ.

Daß die Überlieferung nicht heil ist, das erkennen die neueren Herausgeber einmütig an. Denn wie sollte der Dichter dort, wo er von dem dritten zum vierten Schuß übergeht, mit den Worten οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῦν wieder auf den zweiten zurückgreifen? Das konnte er, so beantworten sie diese Frage, nur dann tun, wenn er gleichzeitig in einem Verse, den wir nicht mehr besitzen, auch die beiden andern Schüsse wieder namhaft machte. So hat man denn nach V. 121 eine Lücke angenommen und sie mit Moritz Haupt oder mit O. Schneider ausgefüllt durch die Einschaltung des Verses:

οὐκ ἔτ' ἐπὶ πτελέην ἦκας βέλος, οὐκ ἐπὶ θῆρα,  
oder:  
οὐδ' ἔτ' ἐπὶ πτελέην οὐδ' ἀγροτέρους ἐπὶ θῆρας.

Ich behaupte nicht, daß die Annahme einer derartigen Lücke schlechtweg unzulässig sei; aber die Wahrscheinlichkeit der Annahme wird durch zwei Erwägungen geschmälert. Erstens fragt man vergebens nach dem Grund dieses Ausfalls, wie ein Homoioteleuton ihn liefern würde. Zweitens und haupt-

<sup>1</sup> Aus Wiener Studien XXXII, 1 ff. (1910).

sächlich: die nicht aller Gewaltsamkeit bare Voraussetzung beseitigt nicht jeden Anstoß der Überlieferung. Einen solchen erblicke ich vielmehr darin, daß das verallgemeinernde „Tier“ sich nicht etwa bloß dort findet, wo es ganz und gar an seinem Platze wäre, nämlich in der negativen Wendung: „Das nächste Ziel der Göttin war nicht mehr ein Tier, sondern die Wohnstätte frevelhafter Menschen.“ Bei der bloßen Aufzählung der Schußziele hingegen würde man nach „Ulme“ und „Eiche“ weit eher ein besonderes Tier namhaft gemacht zu sehen erwarten. So ist denn das vorgeschlagene Heilmittel jedenfalls nicht so plausibel, daß man sich bei ihm endgültig zu beruhigen genötigt wäre. Mein Gegenvorschlag ist wohl nicht so gewaltsam, daß er nicht einer Erwägung wert sein sollte. Ich möchte nämlich als die ursprüngliche Gestalt des V. 121 f. vermuten:

τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ σῦν, τὸ δὲ τέτρατον οὐκ ἔτι θῆρα,  
ἀλλὰ μιν εἰς ἀδίκων ἔβαλες πόλιν —.

Die vorausgesetzte Verderbnis mußte freilich eine zweistufige sein. Zunächst mag das dem Schreiber noch im Ohre liegende *δρῦν* das daran anklingende *σῦν* verdrängt haben (τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ δρῦν). Dann forderte der Unsinn zu einer Besserung auf, die man schlecht und recht durch die Vertauschung von *δρῦν* und *θῆρα* vornahm, wobei überdies das nicht leicht zu entbehrende *δέ* mit in die Brüche ging. Zum Rhythmus und zur Gestaltung des Verses vgl. man das homerische (N 20):

τρίς μὲν ὀρέξαιτ' ἰών, τὸ δὲ τέτρατον ἵκετο τέκμων

und das hesiodeïsche (ἐκῆ 596):

τρίς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέτρατον ἰέμεν οἴνου.

Meine Vermutung lenkt übrigens in die Bahn zurück, die Meineke einst betreten, aber meines Erachtens nicht beharrlich genug beschritten hat (p. 163 sq.); „*Sed redeo ad Callimachi locum, in quo nemo monitus dubitabit quin aliquid corruptum sit, ipsa rei natura docente, postquam primum ictum dea ulmo, secundum quercui, tertium ferae intulit, iam ad quartum*“

*transeuntem poetam non sic pergere potuisse, οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῶν ἔβαλε, sed debuisse non iterum feram percussit. Eam ob causam ego οὐκ ἐπὶ θῆρα vel, quod etiam magis Callimacheum est, οὐκ ἔτι θῆρα conieceram.*"

So wollte denn Meineke schreiben:

*τὸ τρίτον αὖτ' ἐπὶ θῆρα, τὸ τέτατον οὐκ ἔτι θῆρα,*

ohne sich zunächst an dieser lästigen Wiederholung zu stoßen. Doch er beeilt sich hinzuzufügen: „*Nunc nescio an Hauptio accedendum sit post οὐκ ἔτ' ἐπὶ δρῶν versum excidisse suspicanti* —“.

### 38. Zu Kallimachos.<sup>1</sup>

Das 54. Epigramm ist seltsamerweise bisher nicht geordnet worden, obgleich es zu den verständlichsten und durchsichtigsten gehört, die Kallimachos geschrieben hat. In Meinekes Ausgabe (1861) S. 109 lauten die zwei Distichen also:

*Τὸ χρέος ὡς ἀπέχεις, Ἀσκληπιέ, τὸ πρὸ γυναικὸς  
Δημοδίκης Ἀκέσων ὄφελεν εὐξάμενος,  
Γινώσκεις. ἢν δ' ἄρα λάθῃ καὶ μισθὸν ἀπαιτῆς,  
Φησὶ παρέξεσθαι μαρτυρίην ὁ πίναξ.*

Nur der 3. Vers bietet ein kritisches Problem. Mit vollstem Recht hat Tyrwhitt mit Änderung eines Buchstabens die Konstruktion hergestellt, indem er aus dem *γινώσκειν* der Überlieferung *γινώσκεις* machte. Tat Meineke wohl daran, diese Besserung anzunehmen, so war er übel beraten, als er Porsons kritischen Eingriff, die Ersetzung von *μὴν* durch *μισθόν*, in den Text aufnahm. Wäre dieses Wort überliefert, so müßte es Bedenken erregen, da die Abstattung einer Schuld (*τὸ χρέος*) nicht füglich die Zahlung eines Lohnes heißen kann. Es war aber überdies zu einer Änderung kein Grund vorhanden, da *μὴν* bekanntlich ein Neutrum ebenso-wohl als ein Maskulinum oder Femininum vertreten kann. Die Unvollständigkeit des Verses erheischt darum eine andere Ergänzung. *λάθῃ* neben *ἀπαιτῆς* erfordert unbedingt die Hinzufügung des Akkusativs des 2. Personalpronomens. Der Pyrrhichius aber, der zwischen diesem Verbum und *καὶ μὴν ἀπαιτῆς* gestanden hat, kann, da eine Anrede wie *φίλε* durch

<sup>1</sup> Aus Rhein. Mus. LXV, S. 156f. (1910).



den Zusammenhang ausgeschlossen ist, wohl nur eine Partikel, und kaum eine andere als eine Zeitpartikel gewesen sein. Das sinnwidrige *ἄρα* endlich, das v. Wilamowitz wenigstens in der ersten Auflage seiner Ausgabe mit Fug als verderbt bezeichnet hat, will durch ein einsilbiges Wort ersetzt sein, doch kaum durch ein anderes als das in Verbindung mit *δέ* eine scharfe gegensätzliche Wendung ausdrückende *αὐ*. So gewinnen wir die folgende Fassung:

*γινώσκεις. ἦν δ' αὖ σε λάθῃ <ποτέ> καὶ μιν ἀπαιτῆς —.*

Kaum tut es not, den Gedanken des Gedichtchens mit einem Worte zu beleuchten. Akeson hatte dem Heilgott für den Fall der Genesung seiner Gattin ein Weihgeschenk gelobt. Dieses Geschenk und wahrscheinlich den Akt seiner Übergabe stellte das Bild dar, unter dem das Epigramm geschrieben gedacht wird. Asklepios wird an die Erfüllung des Gelöbnisses erinnert; sollte er diese einmal vergessen und die Abstattung der Schuld von neuem verlangen, so erklärt das Bild, das erforderliche Zeugnis ablegen zu wollen.

Statt an *<ποτέ>* läßt sich auch an *<πάλι>* denken und mit Annahme eines leichten Hyperbaton *πάλι καὶ* im Sinne von *καὶ πάλι*, „und von neuem“, verstehen.

### 39. Zu Maximos Tyrios.<sup>1</sup>

Karl Meiser hat sich jüngst in einer sehr wertvollen und ergebnisreichen Studie mit Maximos Tyrios beschäftigt (Sitzungsberichte d. königl. bayer. Akad. d. Wissensch., philos., philol. und histor. Klasse, Jahrgang 1909, 6. Abhandlung). Er hat das Verständnis und die Würdigung des von der neueren Literaturgeschichte teils ignorierten, teils mit gar wenig Billigkeit behandelten Schriftstellers erheblich gefördert. Nicht ohne ein Wort der Verwahrung können wir jedoch an Meisers Versuch vorübergehen, in dem 9. Vortrage des Maximos eine Bestätigung der von Martin Schanz aufgestellten These zu erblicken, die platonische Apologie sei „eine freie Schöpfung Platons“ (S. 31). Ich habe allerdings, was ich gegen diese Behauptung zu sagen hatte, bereits auf der Kölner Philologenversammlung 1895 vorgebracht (vgl. auch „Griechische Denker“ II<sup>2</sup>, S. 81 und 541). „Stilisierte Wahrheit“, so nannte und nenne ich den Inhalt der Apologie. Daß der Dichter-Philosoph die poetische Freiheit so weit getrieben habe, um vor Gericht beeidete Zeugenaussagen wie jene des Bruders des Chaerephon frei zu erfinden — solch eine Annahme gilt mir noch immer als unbedingt unzulässig, nicht minder die Voraussetzung, Platon habe den auf eine bescheidene und darum freilich unwirksame Geldbuße lautenden Gegenantrag, die *ἀντιτίμησις*, bei der er sich selbst unter den zur Zahlung Erbötigen nennt, willkürlich fingiert. Zur äußeren Beglaubigung tritt aber auch die innere Wahrscheinlichkeit mit nahezu zwingender Gewalt hinzu. Daß Sokrates den gegen ihn angestregten Prozeß

---

<sup>1</sup> Aus Wiener Studien XXXI, 181 ff. (1910).

nicht zu dem benützt haben sollte, wozu er ihn nach Platon in der Tat benützt hat, zu einer großartigen Demonstration, zu einer ergreifenden Darlegung der Beweggründe und Ziele seines Wirkens, daß er die Reden der Ankläger vollständig unbeantwortet gelassen, daß er all das, was ihm  
 182 in dieser feierlichen Stunde, man möchte sagen, von selbst auf die Lippen trat, gewaltsam zurückgedrängt, daß er, der Redegewaltige, in einem ebenso unnatürlichen als aller Sitte hohnsprechenden Schweigen verharret habe — wer möchte das glauben, auch wenn keine Zeile der Apologie auf uns gekommen wäre! Daß er sterben wollte, daß seine Verteidigungsreden, die nicht seinen Freispruch bezweckten, dieser Aufgabe gar wenig angepaßt und darum keine Verteidigungen im eigentlichen, technischen Sinne dieses Wortes waren, das wußte Platon so gut wie wir. Er stimmt hierin ganz und gar mit Xenophon überein; der einzige ernste Widerspruch zwischen den beiden Gewährsmännern bezieht sich auf jene *ἀντιτίμῃσις*, über die der zu jener Zeit in weiter Ferne weilende Xenophon augenscheinlich nicht genau unterrichtet war.

Wir benützen diesen Anlaß, um einige der von Meiser in reicher Fülle vorgebrachten, zum größten Teil überaus scharfsinnigen „Kritischen Bemerkungen“ (S. 32—67) zu überprüfen und ihnen unsere eigenen Vorschläge gegenüberzustellen. Unseren Zitaten fügen wir, hierin Meiser folgend, die Dübnerschen Seiten- und Zeilenzahlen bei und führen dessen Text insoweit an, als er mit der Überlieferung übereinstimmt. (J. J. Reiskes Ausgabe ist mir leider unzugänglich.)

Wir bedauern es, mit einer der verfehltesten Konjekturen den Anfang machen zu müssen. S. 34 bespricht Meiser die Stelle III, 6 = 8, 13—17 wie folgt: „Der Kranke läßt sich schneiden und brennen, er erträgt Hunger und Durst in der Hoffnung, dadurch gesund zu werden: es kann also nicht richtig sein, wenn es heißt:

*ἀντικαταλλαττόμενος ταῦτα τῆς προσδοκίας τοῦ ὕπνου . . .*

Die Hauptsache ist die dauernde Gesundheit und Genußfähigkeit . . . Also ist statt *τοῦ ὕπνου* zu lesen *τοῦ τετραπύου*

(= τοῦ μέλλοντος ἀγαθοῦ). Vgl. 31, 5 ὑγιασθῆναι und τὸ τερπνόν“. Die zuletzt angeführte Stelle (p. 124, 41—42) beweist das Gegenteil dessen, was Meiser sie beweisen lassen will. Wir lesen dort: εἰν γὰρ τούτου ἀφέλῃς μὲν τὸ ὠφελοῦν, τὸ τερπνὸν δὲ προσθῆς κτέ. Also, wie zu erwarten, das Angenehme nicht identifiziert, sondern kontrastiert mit dem dauernd Nützlichen. „τερπνόν ist“ (so äußert sich zu einer anderen Stelle Meiser selbst S. 58) „wie häufig synonymer Ausdruck zu ἡδονή“. Ebenso schreibt er S. 56: „Der Begriff ἡδονή liegt ja schon in τερπνότατον.“ Das dauernd Nützliche aber im Bereiche des körperlichen Befindens heißt das Gesunde. Ich zweifle daher nicht daran, daß in τοῦ ὕπνου an unserer Stelle nichts anderes zu suchen ist als τοῦ ὑγιουῶς (ΥΓΙ = ΥΠ) oder vielleicht τοῦ ὑγεινοῦ. [So schrieb schon, wie Mekler mitteilt, Neoph. Dukas (Wien 1810) unter Verweisung auf 37, 7 = p. 147, 40 Dübner: οἷον εἴ τις καὶ ἰατρικὴν καλοῖ τέχνην, ἀπεληλαμένην μὲν τοῦ ὑγεινοῦ, περὶ δὲ τὰ αὐτὰ φάρμακα (περὶ δ' αὐτὰ τὰ φάρμακα?) ἐξεταζομένην. Hieß es nicht: περὶ δὲ τὰ φάρμακα αὐτὰ ἐξεργαζομένην? Das wäre also eine Kunst, die sich bloß mit den Mitteln, aber ganz und gar nicht mit dem Zweck beschäftigte. Z. B. eine Chemie der Medikamente, die diese durchaus nicht als Medikamente ins Auge faßte.]

In der Besprechung von VI, 7 = 20, 18 hat Meiser 183 (S. 35—36) unseres Erachtens schwer geirrt. Das überlieferte πάλιν ist von Markland und Reiske, denen Dübner gefolgt ist, längst zu πάλαι verbessert und mit dem folgenden ἐδέξαντο ἂν κτέ. richtig verbunden worden. Hierüber weitläufig zu werden, widerstrebt uns, da wir hier nichts Eigenes zu bieten haben. Übrigens schiene uns, selbst wenn Meisers Auffassung und Interpunktion der Stelle richtig wäre, στρατοπέδων πάλιν eine an sich ungeeignete Verbindung. Nur beiläufig sei bemerkt, daß die S. 37 vorgeschlagenen Einschaltungen von αῶρ' οὐ δεινὸν nach λέγοντας IX, 2 (31, 51) und von ἀναίτιος nach βεβιωκὼς μὲν πόρρω ἡλικίας IX, 3 (32, 25) gleich sehr entbehrlich scheint. Doch darauf wollten wir den Leser nur aufmerksam machen. Ein Wort der Begründung

ist hingegen vonnöten zur Verteidigung der Überlieferung in 32, 35: ἐπὶ μεθύοντων δικαστῶν. Es ist hier vom Publikum, das der Aufführung der „*Wolken*“ beiwohnte, und von dem Einfluß, den diese Aufführung auf die Verurteilung des Sokrates ausübte, die Rede. δικαστῶν mit Meiser S. 37 durch θεατῶν zu ersetzen, scheint uns weder nötig noch an sich empfehlenswert. „*Trunkene Richter*“ — diese Verbindung ist rhetorisch überaus wirksam, da das Richteramt mehr als jedes andere besonnene Nüchternheit erfordert, und da der verhängnisvolle Einfluß, den die am Feste des Weingottes versammelten Theaterbesucher wirklich oder vermeintlich auf das Schicksal des großen Weisen geübt haben, hierdurch in prägnantester Weise bezeichnet und verurteilt wird.

VII, 9 = 26, 27—29 ἡγεῖτο γὰρ, οἶμαι, ὁ Σωκράτης Αἰσχίνου μὲν φιλοσοφήσαντος καὶ Ἀντισθέנוῦς ὄνασθαι ἂν ὀλίγα τὴν Ἀθηναίων πόλιν· εἰ δὲ Ἀλκιβιάδης ἐφιλοσοφεῖ ἢ Κριτίας ἢ Κριτόβουλος ἢ Καλλίας, οὐδὲν ἂν τῶν δεινῶν τοῖς τότε Ἀθηναίοις ξυνέπεσεν.

„Man erwartet statt ἐφιλοσοφεῖ φιλοσοφοίη und statt ξυνέπεσεν ξυμπείσιν, da es, wie ὄνασθαι ἂν im ersten Gliede von ἡγεῖτο abhängen muß.“ (S. 36.) Die Gewaltsamkeit solch einer Doppeländerung macht uns stutzig. In Wahrheit ist sie ganz und gar unnötig. Maximus will erklären, warum Sokrates auch Angehörige der vornehmsten Kreise (τοὺς πλουσίους καὶ τοὺς ἐνδόξους καὶ τοὺς εὐγενεστάτους) für die Philosophie zu gewinnen bemüht war. Im zweiten Teil des Argumentes hat er die direkte Rede der indirekten vorgezogen, sich selbst an die Stelle des Sokrates gesetzt. Das tut er mit bestem Bedacht. Er ersetzt den Vorblick des Sokrates, der nur ein ganz vager sein konnte, durch den  
 184 ungleich wirksameren historischen Rückblick, den er natürlich nicht dem Sokrates selbst in den Mund legen konnte, auch schon darum nicht, weil der wirkliche Erfolg der Absicht des athenischen Weisen keineswegs entsprochen hat. Hätte dieser — das ist sein Gedanke — einen Alkibiades oder Kritias in Wahrheit zu Philosophen gemacht (d. h. hätten diese wirklich als Philosophen gelebt und somit ent-



weder der politischen Tätigkeit entsagt oder sie in wahrhaft philosophischem Geiste ausgeübt), dann wäre Athen von den schweren Unglücksfällen, die es damals trafen, verschont geblieben. Man denke an die 30 Tyrannen, an deren Spitze Kritias stand, und an die verhängnisvolle sizilische Expedition, deren Haupturheber Alkibiades war. Der überlieferte Text ist somit jeder Anfechtung entzogen.

Unmittelbar darauf hat Meiser einen Fehler der Überlieferung richtig erkannt, doch möchten wir dem von ihm vorgeschlagenen Heilmittel ein anderes vorziehen. Unvollständig ist der Satz: οὐδὲ γὰρ ἡ Διογένους ζήλωσις, θυλάκιον καὶ βακτηρία, ἀλλ' ἔξεστι κτέ. Nach ζήλωσις will er <σωτηρία> einsetzen; wäre es nicht besser, nach βακτηρία (oder auch nach θυλάκιον) den Ausfall eines Verbums und zwar von <ἔρκει> anzunehmen? [Oder von ἔρκοῦν nach θυλάκιον?]

X, 1 = 35, 17 werden Poesie und Philosophie als nahezu identisch dargestellt. Sie heißen ein χρῆμα διττὸν μὲν κατὰ τὸ ὄνομα, ἐπλοῦν δὲ κατὰ τὴν οὐσίαν καὶ διαφέρειν τὸ αὐτοῦ (sic!) οἶον εἴ τις den Tag für etwas anderes als die vom Sonnenlicht beschienene Erde oder umgekehrt erklären würde. Aus den zwei verderbten Worten haben Meisers Vorgänger οὐδὲν ἑαυτοῦ gemacht, während er selbst τῷ αὐτῷ vorsieht (S. 38). Das Richtige dünkt uns τοσοῦτον = „nur so viel“, „nicht mehr als“.

X, 4 = 36, 32 lesen wir: πλὴν εἰ μὴ νομίζεις Ὅμηρον ἐντετυχηκέναι τοῖς θεοῖς τοξεύουσιν ἢ διαλεγόμενοις ἢ θύουσιν ἢ τι ἄλλο δρῶσιν οἷα περὶ αὐτῶν ἐκεῖνος ἔδει. Daß die Götter auch bei Homer niemals opfern und daher θύουσιν verderbt ist, unterliegt keinem Zweifel. Allein Meisers Konjekture: „θύουσιν, denn dies gehört zur Tätigkeit des Zeus“ (S. 39), erscheint völlig unzulässig. Ist es doch eben lediglich Zeus und keiner der andern Götter, der regnen läßt. Ich verfiel auf μεθύουσιν im Hinblick auf das Zechgelage der Götter im I. Buche der Ilias und finde nun, daß bereits Markland<sup>1</sup> diese Verbesserung vorweggenommen hat, eben

<sup>1</sup> [Vor diesem schon Heinsius nach Neoph. Dukas a. a. O. Mekler vermutet δπύνουσιν.]

jener Kritiker, dessen Emendationen dutzendweise durch den Codex Regius bestätigt worden sind.

X, 7 = 38, 1 wird der Dichter und der Philosoph aufgefordert, gleichmäßig die Wahrheit zu sprechen. Dieses  
 185 Gebot wird hier (37, 51) in die Worte gefaßt: ἀληθῆ λέγω  
 καὶ ψιλῶς λέγει. Meiser ergänzt den Satz S. 39: ἀληθῆ  
 λέγω <καὶ φιλόσοφος λέγει> καὶ ψιλῶς λέγει. Er übersieht  
 jedoch merkwürdigerweise, daß es gerade der Philosoph ist,  
 der ψιλῶς, d. h. ohne Verse, in Prosa spricht. Was hier  
 fehlt, ist die Erwähnung des Dichters. Man wird daher  
 meines Erachtens zu schreiben haben: καὶ ψιλῶς <καὶ ἐμμελῶς>  
 λέγει. Auch an καὶ ἐμμέτρως läßt sich denken, aber unserem  
 ersten Vorschlag kommt größere paläographische Wahrschein-  
 lichkeit zu.

Nach einer Reihe überwiegend vortrefflicher Emen-  
 dationen begegnen wir S. 42 einer solchen, die nur halb  
 gelungen scheint. Überliefert ist XIV, 5 = 53, 8—10 τί δὲ  
 νῦν ἀποροῦντες περὶ τοῦ δαιμονίου τοῦ Σωκράτους συνεγένετο  
 διηγουμένῳ . . . . . ὃ διηγείτο περὶ μὲν τοῦ Ἀχιλλέως κτέ.  
 Meiser ersetzt τί δὲ durch τί δ' εἰ. Er hätte wohl daran  
 getan, überdies οἱ vor νῦν mit Dübner einzuschalten.

Schwer hat unseres Erachtens Meiser in der Behand-  
 lung von XIX, 3 = 75, 30 geirrt. Ich begnüge mich damit,  
 seine Wiedergabe der Stelle hierher zu setzen (S. 46): „Und  
 natürlich verkündet Gott allen, die darum bitten, die Wahr-  
 heit, die zu erfahren immer nützlich ist, auch wenn der, der  
 sie erfährt, ungerecht ist und dadurch andere übervorteilen  
 will.“ Ich glaube vielmehr den folgenden Gedanken zu er-  
 kennen: „Die Gottheit kann ihrer Natur nach nicht anders  
 als die Wahrheit sprechen. Sie verkündet sie darum jenen,  
 die sie um einen Bescheid angehen, immer und überall, ohne  
 jede Rücksicht auf deren Nutzen oder Schaden, ja selbst  
 dann, wenn die Kenntnis der Wahrheit vom Frevler in sträf-  
 licher Weise mißbraucht wird.“ Das ist der Gedanke, der  
 aus den überlieferten Worten hervorschimmert und den man  
 aus ihnen ohne Änderung eines Buchstabens, nur durch An-  
 nahme und Ergänzung mehrerer Lücken, gewinnen kann.

Daß der Satz lückenhaft überliefert ist, hat übrigens schon Davis und nach ihm Dübner erkannt, ohne jedoch, wie ich meine, das richtige Verständnis gewonnen zu haben. Ich schlage vor, zu schreiben: *καὶ δηλαδὴ πᾶσι τοῖς δεομένοις θεοσπίζει ὁ θεὸς τὸ ἀληθές, <εἴτε> μαθεῖν <εἴτε> καὶ <ἀγνοεῖν> συμφέρει, καὶν μέλλῃ ὁ μαθὼν ἄδικος ὢν πλεονεκτήσειν.*

An die „völlige Verwirrung“, die im 2. Kapitel der 23. Rede herrschen soll (S. 52), glauben wir nicht. Doch würde die Darlegung des Gedankenzusammenhanges allzuviel Raum erfordern. Es genüge uns die Bemerkung, daß Meiser uns hier einiges trefflich gebessert, anderes aber arg mißverstanden zu haben scheint. Ich will nur die zwei Zeilen XXIII, 2 = 92, 42—44 genauer besprechen: *εἰ δέ τις μέρος τοῦ ὅλου ἀποτεμώμενος καθ' αὐτὸ σκοπεῖ διὰ μαρτύρων τῶν χρωμένων τούτῳ ἢ μή· οὕτω γὰρ ἂν καὶ τὰ ἄλλα πάντα, οἷς 186 ἄνθρωποι χρωῶνται, κατ' ἴσον ἂν τύχοι τιμῆς καὶ ἀτιμίας καὶ διατελοῖ ἐν ἀμφισβητησίμῳ κρίσει πλανώμενα.* Es ist hier vom Idealstaat Platons die Rede, und jenen, die ihn in Bausch und Bogen verwerfen, wird (kurz gesagt) die relative statt der absoluten Beurteilung menschlicher Dinge überhaupt, der Bräuche, Einrichtungen, ebenso wie der Nahrungs- und Heilmittel, der Lebensweise usw. ans Herz gelegt. Fehlerhaft scheint in diesem Satze nur *σκοπεῖ*, das Markland und Reiske durch *σκοποῖ*, dann *διαμαρτύρων*, das die Kritiker durch *διὰ μαρτύρων*, endlich *οὕτω γὰρ ἂν*, welches diese durch *οὕτω γ' ἂν* ersetzt haben. Unzulässig erscheint uns hingegen Meisers Schreibung *<οὐ> δεῖ μαρτύρων*, nicht minder seine Wiedergabe: „Wenn man aber einen Teil des Ganzen getrennt für sich betrachtet (d. h. den Idealstaat Platons für sich ohne Rücksicht auf die wirklich bestehenden Staaten), dann bedarf man keiner Zeugen, die davon Gebrauch machen oder nicht.“ Vielmehr: „Wenn man aber einen Teil vom Ganzen absonderte (d. h. die einzelne Institution von der Gesamtheit der übrigen Voraussetzungen und gegebenen Bedingungen) und für sich auf Grund des Zeugnisses beurteilte, das die Verwendung oder Nichtverwendung jenes einzelnen Bestandtheiles liefert, dann würde auch alles andere Mensch-

liche bald der Ehre, bald der Unehre theilhaft werden und das Urtheil darüber ein allezeit unsicheres und schwankendes bleiben.“

XXXIII, 3 = 92, 54 *περὶ Ὁμήρου σκοπῶμεν ἀδεκάστως μάλα, οὐθ' ὅστις Πλάτωνι χαίρει ἀτιμάζων Ὀμηρον, οὐθ' ὅστις Ὀμηρον θαυμάζει μεμφόμενος Πλάτωνι.* Hier will Meiser S. 52—53 zwischen *μάλα* und *οὐθ' ὅστις* die zwei Worte *〈οὐ πειθόμενοι〉* einschalten. Dem Gedanken fügt diese Zutat nichts bei; der Übergang aber vom Plural *σκοπῶμεν* zu den nachfolgenden Singularen ist der freien Lebendigkeit des griechischen Ausdrucks völlig angemessen. Die kollektive Gesamtheit wird in die Bestandteile zerlegt, aus denen sie sich zusammensetzt. Zumal das generalisierende *ὅστις* steht, ähnlich wie *πᾶς*, *ἕκαστος* u. dgl. mehr, gar häufig „mit Pluralen in Beziehung . . . sowohl der Plural auf den Singular bezogen als umgekehrt“ (Krüger, Griechische Grammatik, § 58, 4, 5). Nicht selten wird das verkannt, und über Fälle solcher Verkennung und daraus entspringender unnötiger Änderungen habe ich einst — „Nachlese zu den Bruchstücken griechischer Tragiker“ S. 31f. [hier I, 122f.] — ziemlich eingehend gehandelt. Ich übersetze unsere Stelle wie folgt: „Über Homer wollen wir völlig unbefangen handeln, derart, daß weder der Freund Platons Homer mißachtet, noch der Bewunderer Homers Platon geißelt.“

187

XXIII, 3 = 93, 14: *κατὰ τὸ ἀκριβέστατον μᾶλλον ἢ χρειωδέστατον, ὥνπερ τρόπον καὶ τοῖς τὰ ἀγάλματα τοῦτοις διαπλάττουσιν.* So viel führt Meiser an und fügt die Bemerkung hinzu (S. 53): „Platon bildete seinen Staat mehr nach dem Ideale als nach der Wirklichkeit, wie es auch die Künstler bei den Götterbildern machen, also: *ὥνπερ τρόπος* (sc. *ἐστίν*).“ Ehe wir uns entschließen, an der zu einem formelhaften Ausdruck verwachsenen Verbindung *ὥνπερ τρόπον* (= *ὡς* oder *καθάπερ*) zu rühren, muß die Notwendigkeit der Änderung und überdies auch ihre Zulänglichkeit erwiesen sein. Keines von beiden ist der Fall. Der Dativ *τοῖς* — *διαπλάττουσιν* weist zurück auf *αὐτῶ* in dem von Meiser nicht angeführten, unmittelbar vorangehenden Satzteil: *ἀλλ' ἐστὶν αὐτῶ ξυνοικήσις*



καὶ ἡ πολιτεία γιγνομένη λόγῳ. Das heißt in der Tat, es stehe dem Staats- und Gesellschaftsbildner Platon ein Ideal vor Augen, ganz so — das fügt Maximos erläuternd hinzu — wie den Bildhauern, die Götterbilder schaffen, und dabei (so ungefähr heißt es im folgenden) nicht irgend einen dem Ideal genau entsprechenden Körper in der Wirklichkeit vorfinden und nachbilden, sondern zerstreute Züge der Schönheit, die ihnen die Erfahrung darbietet, zusammenlesen und zu einem Ganzen vereinigen. Einen Fehler scheint jedoch jener Satz in Wahrheit zu enthalten, das weder von Meiser noch (so viel ich sehen kann) von einem seiner Vorgänger angefochtene, aber jeder Erklärung widerstrebende *τούτοις*. Ich vermute dafür *τύποις*.

XXV, 1 = 100, 30. *Ἀναλαβόντες αὐθις αὖ τοὺς περὶ ἔρωτος λόγους ὥσπερ ἀρχὴν μακρᾶς ὁδοῦ μετ' ἀνάπαυλαν βαδίζομεν ἐπὶ τὸ τέλος*. Hier soll *ἀρχὴν*, da der Autor „nicht mehr am Anfange der Untersuchung steht, nicht richtig sein“ und durch *ἔκνη* ersetzt werden. Ich vermag nicht beizupflichten. Es ist mißlich, *ἀρχὴν*, dem das *τέλος* gegenübersteht, zu beseitigen; solange das Ende nicht erreicht ist, kann der vorangehende Teil des Weges immer noch Anfang heißen.

XXVI, 5 = 105, 9. *Οὗτός ἐστιν ὁ ἔρως . . . ὁ παράνομος, ὁ ἐμπληκτος, ὁ ἄωρος*. Durch das letzte Wort möchten wir das überlieferte *ἄδωρος* ersetzen, das Pierson in *μωρός*, Meiser in *ἄλογος* verwandeln will. Daß das Wort als Gipfel der Klimax nicht zu schwach ist, mag Kallimachos frg. 325 Schneider, und Hesychius s. v. zeigen.

XXVI, 7 = 106, 23—25. *Ὅταν γὰρ ψυχῆς ἀφέλῃς μὲν τὸ εἶδέναι, παράσχης δὲ τὸ δύνασθαι, δίδως τοῖς ἀμαρτήμασιν ἐπιρροὴν καὶ ἐξουσίαν καὶ δρόμον*. „Nicht *τὸ εἶδέναι* ist hier das richtige Wort, sondern *τὸ αἰδεῖσθαι*“ (S. 55). Ich hege 188 hier ein ähnliches Bedenken wie oben in betreff der Ausmerzung von *ἀρχὴν* neben *τέλος*. Wissen und Können, das entspricht sich so genau, daß man die Antithese nicht ohne zwingende Notwendigkeit antasten darf. Das Wissen schließt ja, zumal für einen Platoniker, das Wissen vom Guten und Rechten in sich. Sein Fehlen genügt, um allen schlechten



Antrieben die Bahn offen zu lassen. Das lehrt uns der Autor selbst einige Zeilen später: *τυραννίς ἀκόλαστος, ὅταν ἀπῇ μὲν ὁ λόγος, οἱ δὲ ὀφθαλμοὶ λιχνεύουσιν· ὧν ἐὰν ἀφέλῃς τὴν ἐξουσίαν κτέ*, wo λόγος die Stelle des εἰδέναι und ἐξουσία die Stelle des δύνασθαι einnimmt.

XXVIII, 6 = 114, 18—20. *χαλεπὸν μὲν εἰπεῖν καὶ ἀντιτάξασθαι πολλῷ καὶ γενναίῳ λογοποιῷ, ῥητέον δὲ ὁμῶς κτέ*. Meiser beanstandet wohl nicht mit Unrecht den Singular und schlägt vor, „πολλοῖς καὶ γενναίοις λογοποιοῖς“ herzustellen. Sollte es nicht geratener sein, den Ausfall eines Kollektivums anzunehmen und etwa zu vermuten: *πολλῷ καὶ γενναίῳ λογοποιῷ* (στρατοπέδῳ)? Etwa wie Platon im „Theätet“ 153a die Vorkämpfer der heraklitischen Flußlehre zusammenfaßt als *τοσοῦτον στρατόπεδον καὶ στρατηγὸν Ὀμηρον*. Zu einem derartigen Bilde würde auch *ἀντιτάξασθαι* nicht übel stimmen.

Zu XXIX, 5 = 117, 43 *εἰ δὲ καὶ τῆς Κρόνου ἀρχῆς ἐπελαβόμεθα, τίς ἂν ἡμῖν γεωργίας λόγος;* begegnet Meiser (S. 57) ein seltsames Versehen; er „erwartet *ἐπιλαβοίμεθα, τίς ἂν* (εἴη) *ἡμῖν* —“. Mit Unrecht, da doch an die Verwirklichung dieser Hypothese nicht gedacht werden kann.

Ich übergehe manches minder Wichtige, wie die mir entbehrlich scheinende Einschaltung von *τὸ ποιοῦν* nach *ἡ ἐπιστήμη* zu XXXIII, 7 = 133, 24 und wende mich zu 133, 44: *καταβαίνει ἡμέρα ἡ ὑπηρεσία ἀπὸ τοῦ ὅλου* [ἀπὸ] *τῶν ἀρίστων ἐπὶ τὰ φανλότεα*. „Das zweite ἀπό ist zu tilgen. „Es steigt die Unterordnung langsam herab von den Besten der Gesamtheit bis zu den Geringsten“ (S. 59). Die Besten der Gesamtheit — ein so müßiger Gedanke verurteilt den kritischen Eingriff, der ihn ins Dasein ruft. Nicht einen Überschuß, sondern einen Mangel scheint uns der Text aufzuweisen; man schreibe *ἀπὸ τοῦ ὅλου* (ἐπὶ τὰ μέρη), *ἀπὸ τῶν ἀρίστων ἐπὶ τὰ φανλότεα*. Ganz ähnlich wollte übrigens, wie ich nachträglich sehe, schon Markland schreiben, indem er *ἐπὶ τὸ μέρος* einzuschalten vorschlug.

XXXV, 1 = 136, 38 *ὁ μὲν χρηματιστὴς χρυσοῦ* (sc. *ἐργῆ*). *ὁ δὲ φίλινος μέθης, ὁ δὲ μουσικὸς ἔρωτος, ὁ δὲ φιλιρδὸς*

μελῶν, ὁ δὲ ῥήτωρ λόγων. „Statt μουσικός erwartet man φιλήδονος, μουσικός scheint Variante zu φιλωδός.“ So gewalttätig diese Vermutung aussieht, sie gilt uns im wesentlichen als richtig; nur scheint sie einer leichten Modifikation zu 189 bedürfen, um zugleich ein wenig sachgemäßer und um vieles plausibler zu werden. Bei Lichte besehen ist nämlich auch das Satzglied ὁ δὲ φιλωδός μελῶν nicht frei von jedem Anstoß. Denn nicht bloß der Sangesfrohe (was φιλωδός immer bedeutet), sondern der Musikfreund überhaupt liebt Melodien. Hier ist μουσικός ganz und gar an seinem Platze. So dürfen wir denn vielleicht annehmen, daß der Satz ursprünglich lautete: ὁ δὲ φιλήδονος ἔρωτος (vgl. 108, 46 ὁ δὲ ἐρῶν . . . ἡδονῆς ἐρᾶ), ὁ δὲ μουσικός μελῶν. Die Verderbnis mag sich in zwei Stufen vollzogen haben: zuerst durch den zufälligen Platzwechsel von μουσικός und φιλήδονος, dann durch die Anpassung des letzteren Wortes an seine neue Umgebung: ist doch von φιλήδονος zu φιλωδός der Weg kein allzu weiter.

XXXVI, 1 = 140, 38 καὶ γὰρ τροφήν αὐτοῖς ἀποχοῶσαν γῆ παρείχετο, καὶ λειμῶνας δασεῖς καὶ ὄρη κομῶντα καὶ καρπῶν χορηγίαν —. „Für λειμῶνας ist λειμῶνες herzustellen, denn λειμῶνες und ὄρη ist Apposition zu dem Subjekte γῆ, Objekt ist τροφήν und χορηγίαν“ (S. 62). Mit Verlaub, wozu dienen denn die Prädikate δασεῖς und κομῶντα? Dem Urmenschen, dessen glücklicher Zustand hier geschildert wird, bietet die Erde nicht nur Feld- und Baumfrüchte als Nahrung dar, sondern auch dichtbewachsene Wiesen als bequemes Ruhelager und das reiche Laub der Bergwälder als schattiges Obdach.

XXXVII, 4 = 146, 27. ἡ δὲ ἀληθὴς ἐρμονία . . . . σῶζει μὲν ψυχὴν μίαν, σῶζει δὲ οἶκον, σῶζει πόλιν, σῶζει ναῦν, σῶζει στρατόπεδον (S. 63). Lassen auch die letzten zwei Satzglieder eine angemessene Steigerung vermissen, von der Einzelseele bis zur Stadt ist der Aufstieg unverkennbar, und Meisers Vermutung, μίαν sei aus κοσμίαν verdorben, wird schwerlich irgendwo Beifall finden.

## 40. Die hippokratische Frage und der Ausgangspunkt ihrer Lösung.<sup>1</sup>

In der literarischen Wildnis, die hippokratische Frage genannt, hat Emil Littré vor 72 Jahren eine Lichtung geschaffen, die von dem seither wieder darüber gewachsenen Gestrüpp zu befreien, die Aufgabe des nachfolgenden Aufsatzes ist. Wenn diese Worte eine polemische Absicht anzukündigen scheinen, so beeile ich mich, einen derartigen Eindruck zu berichtigen. Mein Geschmack an Polemik war immer ein geringer, und er ist im Laufe der Jahre auf den Nullpunkt gesunken. Vielleicht ist es keine allzu vermessene Hoffnung, wenn ich meinen positiven Darlegungen die Kraft zutraue, eine Überzeugung zu schaffen, der die von gegnerischer Seite erhobenen Zweifel und Einwendungen nur wenig anzuhaben vermögen.

In der Einleitung zu seiner bahnbrechenden Neubearbeitung und Übersetzung der hippokratischen Schriften (*Oeuvres d'Hippocrate* Vol. I, Paris 1839) hat Littré auf die Anführung eines Ausspruchs des Hippokrates im platonischen „Phädrus“ hingewiesen, dem er für die Autorschaft des Buches „Von der alten Medizin“ entscheidende Bedeutung beimißt. Man kann diesen Hinweis (a. a. O. p. 295 ff.) geradezu eine Entdeckung nennen. Nicht als ob es vorher an Versuchen gefehlt hätte, die Phädrusstelle für die Echtheitsfrage hippokratischer Schriften zu verwerten. Schon Galen hatte diesen Weg betreten (vgl. XV, 4; 12; 103 Kühn). Neuere Kritiker waren ihm gefolgt. Allein daß all diese Versuche Fehlversuche waren, das hat Littré a. a. O. in einer

---

<sup>1</sup> *Philologus* N. F. XXIV, 213 ff. (1911).

Widerrede duldenden Weise erhärtet. Darüber gehen wir stillschweigend hinweg und wenden uns zu seinen positiven Erörterungen. Doch können wir uns, da Littré den hippo- 214 kratischen Text, wie wir meinen, nicht in allen Einzelheiten richtig verstanden hat, nicht mit einer bloßen Wiedergabe seiner Beweisführung begnügen. Wir versuchen vielmehr, diesen Text und Platons Bezugnahme auf ihn selbständig auszulegen und die also erläuterten Stellen der Beurteilung des Lesers zu unterbreiten.

Das Eindringen der neumodischen Naturphilosophie in den Bereich der Arzneiwissenschaft hat den Verfasser des Buches „Von der alten Medicin“ zu tiefgreifendem Widerspruch veranlaßt. Nachdem er die Ungereimtheiten, die Widersprüche und die „leeren“, d. h. jeder Bewahrheitung unzugänglichen „Hypothesen“ der von ihm angegriffenen Richtung gegeißelt und mit diesen negativen Erörterungen weittragende positive Gedanken verflochten hat, wendet er sich in § 20 gegen die „Ärzte und Sophisten“, welche die neue Richtung vertreten, und unter denen er Empedokles besonders namhaft macht. Ihren hochklingenden Ansprüchen tritt er mit großer Schärfe entgegen. Ihr vermeintliches Wissen von dem, „was der Mensch (an und für sich) ist, wie er entstanden ist und wie die Bestandteile seines Körpers sich einst aneinander gefügt haben“, bezeichnet er als Fiktionen, als Schöpfungen der Phantasie, nicht als Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung. Damit will er aber keineswegs den engen Zusammenhang zwischen der Medizin und der Naturforschung in Abrede stellen. Im Gegenteil. Der Arzt müsse über die Natur Bescheid wissen und mit dem Aufgebot aller Kräfte dieses Wissen erstreben. Dessen Gegenstand aber sei das Verhalten des Menschen zu dem, was er ißt und trinkt, und zu dem, was er sonst tut und treibt; kurz gesagt: es gelte zu erkennen, welche Wirkung jedes (Agens) auf jedes (Organ oder Gewebe) ausübt. Es folgen zwei Exemplifikationen dieser allgemeinen Forderung, deren eine die berauschende Kraft des Weines bildet. Hier sei die im allgemeinen postulierte Einsicht bereits gewonnen.

Wir wissen, so fügt er hinzu, auf welche Bestandteile des menschlichen Körpers der Weingenuß unmittelbar einwirkt. Der Verfasser glaubt sich augenscheinlich im Besitz einer Theorie der Trunkenheit, von der ich an einem anderen  
 215 Orte vielleicht nicht ganz mit Recht gesagt habe (Griechische Denker I<sup>3</sup>, 243), daß sie, welche immer sie gewesen sein mag, „jedenfalls grundfalsch“ war. Ich hätte vielmehr sagen sollen, daß sie jedenfalls unzulänglich oder unvollständig war. Denn da diesem wie allen Alten die Existenz des Alkohols und seiner physiologischen Wirkung unbekannt war, so konnte seine Erklärung der Trunkenheit unmöglich eine vollständige sein. Allein einen beträchtlichen Teil des Erklärungsweges, den wir den richtigen nennen dürfen, konnte allerdings unser Autor ebenso zurückgelegt haben, wie ihn Aristoteles zurückgelegt hat. Es war immerhin nichts Geringes, zu erkennen, daß die Trunkenheit, also ein krankhafter Zustand des ganzen Menschen, von einem bestimmten Teile seines Körpers, und zwar vom Kopfe seinen Ausgang nimmt.<sup>1</sup>

Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Wichtiger ist es, darauf hinzuweisen, daß an dieser Stelle ganz und gar nicht von Therapie, kaum von Pathologie, sondern in weitaus überwiegendem Maße von bloßer Physiologie die Rede ist. Es gilt unserem Autor, feststehende Kausalverbindungen zwischen äußeren Einwirkungen und inneren Veränderungen menschlicher Körperteile zu ermitteln. Man könnte sagen, er wolle das Ursachennetz in seine einzelnen Fäden zerlegen, oder besser, er wolle Fäden des ursächlichen Zusammenhanges, aus denen

---

<sup>1</sup> Vgl. Aristoteles Probl. III, 12 (872b, 29ff.): τὸ γὰρ μεθύειν ἐστίν, ὅταν ᾗ (ὅταν πλεῖον ᾗ oder πλεονάζῃ?) τὸ θερμὸν ἐν τοῖς περὶ τὴν κεφαλὴν τόποις. ib. 25 (874b, 13) τὸ μὲν γὰρ μεθύειν ἐν τοῖς περὶ κεφαλὴν τόποις. ib. De generatione animal. II, 6 (744b, 6) ἂν γὰρ καὶ ὅποσονοῦν βίωρος γένηται περὶ τὴν κεφαλὴν δι' ὑπνον ἢ μέθην ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων —. Von vermehrtem Blutandrang statt von bloßer Steigerung der Wärme spricht der Verf. von De flatibus 14 (VI, 112 Littré): πάλιν ἐν τῇσι μέθῃσι, πλέονος ἐξαίφνης γενομένου τοῦ αἵματος, μειαπίπτουσιν αἱ ψυχαὶ καὶ τὰ ἐν τῇσι ψυχῇσι φρονήματα.



sich das gesamte Kausalnetz zusammensetzt, entdecken und feststellen. Und hier verlassen wir den Verfasser des Buches „Von der alten Medicin“, auf den wir alsbald zurückkommen werden, und wenden uns zum platonischen „Phädrus“.

In jener Partie dieses Gespräches, in der Platon der alten, auf bloße Routine aufgebauten Rhetorik den Krieg erklärt und sich bemüht, ihren Bau auf neue Grundlagen zu stellen, beruft er sich vorerst auf das Beispiel eines Meisters dieser Kunst. Aus den Theorien des Anaxagoras habe Perikles die auf die Natur des Geistes und der Erkenntnis bezüglichen Lehren in sich aufgenommen und dieser theoretischen Bildung nicht weniger als seiner natürlichen Begabung verdanke er seine erstaunlichen rednerischen Erfolge. Dann wird eine Parallele herbeigezogen. Wie der Redekünstler die Natur des Geistes, so müsse der Heilkünstler die Natur des Leibes richtig erkannt haben. In beiden Fällen müsse die Erkenntnis bis zur Gesamtnatur aufsteigen. Für die letztere Behauptung wird das Zeugnis des Hippokrates angerufen. Nun wird diese Forderung wie an anderen Stellen der hippokratischen Schriftensammlung, so auch in dem fraglichen Abschnitt des Buches „Von der alten Medicin“ ausgesprochen in den Worten: ἐπεὶ τοῦτό γέ μοι δοκεῖ ἀναγκαῖον εἶναι ἡγεῖσθαι, περὶ φύσιος εἰδέναι καὶ πάντα σπουδάζειν ὥς εἴσεται. Diese Übereinstimmung ist keine beweiskräftige. Anders steht es um die Ausführung des Gedankens an beiden Stellen. Daß Platon die hippokratische These in freierer Darstellung wiedergibt, das sagt er uns schon durch die Worte: τὸ τοίνυν περὶ φύσεως σκοπεῖ τί ποτε λέγει Ἱπποκράτης τε καὶ ὁ ἀληθὴς λόγος (voraus ging der Satz: χορὴ μέντοι πρὸς τῷ Ἱπποκράτει τὸν λόγον ἐξετάζοντα σκοπεῖν εἰ συμφωνεῖ). Und nun folgen ein paar Zeilen, die sich von der hippokratischen Schrift scheinbar weit entfernen. Sie sind es aber, die dem genauer Aufmerkenden die Übereinstimmung der beiden Gedankengänge bereits deutlich offenbaren. Platon fährt nämlich fort: ἄρ' οὐχ ὥδε δεῖ διανοεῖσθαι περὶ ὅτουοῦν φύσεως; Hier wird somit der Blick von der Gesamtnatur hinweg auf ihre einzelnen Bestandteile

gelenkt. Dann folgt die Frage, ob dieser einzelne Bestandteil „einfach oder vielgestaltig“ (*ἀπλοῦν ἢ πολυειδές*) sei. Diese Vorbereitung war unbedingt notwendig, wenn der Verfasser des „Phädrus“ zu dem dem hippokratischen Vorbild inhaltlich streng entsprechenden Satze gelangen wollte: *ἂν μὲν ἀπλοῦν ἦ, σκοπεῖν τὴν δύναμιν αὐτοῦ, τίνα πρὸς τί πέφυκεν εἰς τὸ δρᾶν ἔχον ἢ τίνα εἰς τὸ παθεῖν ὑπό του.* — Ist  
 217 das nicht das vollkommene Gegenstück zum hippokratischen: *ὁ τι ἅφ' ἐκάστου ἐκάστῳ συμβήσεται?* Es schließt sich bei Platon noch die Anwendung auf den Fall des *πολυειδές* an: *ἐὰν δὲ πλείω εἶδη ἔχῃ, ταῦτα ἀριθμησάμενον, ὅπερ ἔφ' ἐνόε, τοῦτ' ἰδεῖν ἔφ' ἐκάστου τῷ τί ποιεῖν αὐτὸ πέφυκεν ἢ τῷ τί παθεῖν ὑπό του* (so schreibe ich an beiden Stellen statt *ὑπὸ τοῦ* mit dem Venetus T).

Wenn diese Übereinstimmung so lange unbemerkt und auch Littrés Hinweis so lange unbeachtet geblieben ist, so ist daran im letzten Grunde die Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit des platonischen Genius schuld. Wie konnte — so hat augenscheinlich mehr als einer gefragt — der Verfasser des „Timaeos“ eine Schrift lobend anführen, die alle naturphilosophischen Konstruktionen als „leere Hypothesen“ verurteilt und aus dem Bereich der Wissenschaft hinaus in jenen der „Malerei“ verweist? Wer so urteilt, der mag daran erinnert werden, daß es solche Argumente waren, auf Grund deren die Athetesensucht einst in Platons Schrifttum gewütet und dieses schließlich auf ein Viertel seines Bestandes zurückzuführen versucht hat. Man hatte sich vorerst auf Grund einiger Schriften des Philosophén ein Bild von Platon gemacht, und was diesem Bilde widersprach, das sollte nicht sein Werk sein. Auch verliert jener Einwand alle Kraft, sobald man die Phädrusstelle an sich unbefangen auslegt. Zeigt doch auch sie keine Spur von spekulativer Waghalsigkeit. Sie ist vielmehr ganz und gar von dem Geiste nüchterner Analyse und streng erfahrungsmäßiger Forschung erfüllt. Welche Fähigkeit ein Ding besitze, auf ein anderes Ding zu wirken oder von diesem Einwirkungen zu erleiden, — wer solch eine Frage aufwarf

oder die von einem anderen aufgeworfene billigend anführte und derartige Einzelerkenntnisse zur Basis seines Wissens machte, der ist zur Zeit, da er dies tat, kein spekulativer Himmelstürmer gewesen, oder er hat doch zum mindesten danach gestrebt, etwaige spekulative Verwegenheiten, die er sich auf einem Gebiete gestatten mochte, mit empirischer Behutsamkeit auf anderen Gebieten zu versöhnen. Dabei sehen wir von der Frage ab, ob denn Platon, weil er jener hippokratischen Schrift eine in ihr enthaltene These entnahm und sie verwertete, darum auch den Gesamtinhalt jenes 218 Buches zu vertreten entschlossen war. Jedenfalls sei aber daran erinnert, daß der Geist, aus dem das Buch „Von der alten Medizin“ geflossen ist, dieser Geist nüchterner Analyse, kritischen Zweifels und vorsichtigen induktiven Aufbaus, wenn nicht schlechtweg platonisch, so doch im höchsten Maße sokratisch heißen darf. Und von diesem Geiste seines Meisters ist auch der Jünger selbst zur Zeit, als er den „Phädras“ schrieb, nicht ganz und gar entblößt gewesen. Man denke an die beißende Kritik, die an den Auswüchsen der Mythendeutung nicht weniger als an den Stilfehlern der lysianischen Rede geübt wird.

Sokratischen Geistes voll ist aber die Schrift „Von der alten Medizin“ in so hohem Grade, daß man sich versucht fühlen könnte, ihren Verfasser den Sokrates der Heilkunde zu nennen. Noch an einen anderen der führenden Geister jenes Zeitalters werden wir gelegentlich gemahnt, und zwar an Protagoras. Das Wort von dem Menschen als dem Maß aller Dinge kommt uns in den Sinn, wenn wir kurz vor der oben erörterten Stelle die merkwürdige Äußerung lesen: Nicht auf ein vermeintliches Wissen von der Natur solle man die Heilkunst gründen, sondern umgekehrt: „Die wahrhafte Naturerkenntnis sei nicht anderswoher zu gewinnen als eben aus der Heilkunde. Und dies sei möglich, wenn man diese, die Heilkunde, in ihrem ganzen Umfang in gehöriger Weise umspanne.“ (*νομίζω δὲ περὶ φύσιος γνῶναι τι σαφές οὐδαμῶθεν ἄλλοθεν εἶναι ἢ ἐξ ἰητρικῆς· τοῦτο δὲ οἶόν τε καταμαθεῖν, ὅταν αὐτήν τις τὴν ἰητρικὴν ὀρθῶς πᾶσαν*

περιλάβη.<sup>1</sup> Diese im weitesten Umfang verstandene Arznei-  
wissenschaft umfaßt natürlich, was ja auch die alsbald  
folgenden Beispiele lehren, neben der Therapie und Pathologie  
die Anatomie und insbesondere die Physiologie. Im Hinblick  
auf die letztgenannte, einer besonderen Benennung noch ent-  
behrende Disziplin und auf ihren Kern, das Verhältnis des  
219 Menschen zur Außenwelt, wird der Gedanke angedeutet,  
nicht die Natur an sich, sondern ihre Einwirkung auf den  
Menschen sei das allein mögliche Objekt oder doch der  
alleinige Ausgangspunkt unserer Naturerkenntnis. Der weit-  
reichende Gedanke hat leider keine volle Ausgestaltung ge-  
funden; allein so viel sehen wir, daß der Verfasser des  
Buches, das uns hier beschäftigt, von einem Strahl der  
Relativitätslehre gestreift worden ist. Hier mag man von  
einem inneren Widerspruch reden. In Wahrheit handelt es  
sich um Gedankenkeime, die erst voll entfaltet ihre gegen-  
seitige Abgrenzung, und auch dann nicht ohne den Schein  
eines inneren Widerspruches, finden werden. Gewisse Teile  
der Physiologie (die physiologischen Sinneslehren) führen  
uns in die Erkenntnis der Außenwelt ein. Das hindert aber  
den Physiologen nicht, seine Wissenschaft auf eben diese  
Erkenntnis, auf Physik und Chemie zu gründen.

Daß Platon im „Phädras“ unter Hippokrates eben den  
Verfasser des Buches „Von der alten Medizin“ verstanden  
hat, daran scheint uns ein Zweifel nicht gestattet. Allein  
freilich, auch Platon konnte irren, und wir würden sein  
Zeugnis hintansetzen müssen, wenn es einem älteren und  
vertrauenswürdigeren widerspräche. Ein solcher Widerspruch  
könnte sich nur dann ergeben, wenn durch derartige Zeug-  
nisse ein zweifellos echter Grundstock hippokratischer Schriften  
nachgewiesen wäre und es somit ein feststehendes Vergleichs-  
objekt gäbe, an dem wir die Schrift „Von der alten Medizin“

---

<sup>1</sup> I, 622 Littré = I, 24 Kühlewein, dessen Tilgung des vom  
Marcianus bezeugten und durchaus angemessenen *πᾶσαν* ich so wenig  
annehme wie jene der zwei Worte *τὴν ἐπιχειρήν*. Es ist die Paradoxie  
des hier geäußerten Gedankens, welche die nachdrückliche Wieder-  
holung hervorgerufen hat.



in bezug auf Stil, Sprache und Gedankengehalt zu messen vermöchten. An einem solchen jedem Zweifel entrückten Vergleichsobjekt fehlt es aber ganz und gar. Ältere und neuere Versuche, einen sonstigen unbestreitbar echten Kern aus der hippokratischen Sammlung auszusondern, haben insgesamt fehlgeschlagen. Darin stimmen wir einem Forscher rückhaltlos zu, den wir im übrigen in dieser Frage leider unseren Gegnern beizählen müssen. (Vgl. H. Diels, Über einen neuen Versuch, die Echtheit einiger hippokratischen Schriften nachzuweisen. Berliner Sitzungsberichte 1910, LIII. Man vergleiche ferner desselben Aufsatz im Hermes XLV, 125ff. und meine Gegenbemerkungen im Anzeiger der Wiener Akademie 1910, Nr. 4.)<sup>1</sup>

Der Versuch eines Brückenschlages zwischen der Medizin, 220 bzw. der Physiologie einerseits und demjenigen, was im damaligen Wissen die Stelle unserer Physik und Chemie vertrat, andererseits ist für die Schrift, die wir erörtern, in hohem Maße bezeichnend. Der Grundgedanke des Buches wird im Beginn des § 22 ausgesprochen (I, 626 Littré = I, 26 Kühlewein). Ich setze die Stelle unter Herstellung der zum Teil nur von Kühlewein, zum Teil von sämtlichen Herausgebern verkannten Interpunktion und unter Ausscheidung einer groben Interpolation hierher: *Δεῖν δέ μοι δοκεῖ καὶ ταῦτα εἰδέναι, ὅσα τῷ ἀνθρώπῳ παθήματα ἐπὶ*

<sup>1</sup> Auf die gegen mich gerichtete erste Anmerkung des Akademieaufsatzes will ich nur kurz direkt erwidern, da dieser ganze Aufsatz eine indirekte Erwiderung bildet. Daß „der platonische Hippokrates ‚naturphilosophische Konstruktionen‘ seinem System zugrunde legt“, diese Behauptung findet an dem Wortlaut der Phädrusstelle keinerlei Anhalt. Ebenso wenig hat dort Platon dem Hippokrates eine „von Allgemeinbegriffen ausgehende Richtung“ zugeschrieben; läßt er ihn doch vielmehr von kausalen Einzelerkenntnissen ausgehen. Endlich, eine umfassende theoretische Grundlegung seiner Kunst verlangt Platon wie vom Rhetor so vom Arzte. Wenn er jedoch Perikles diese theoretische Bildung der anaxagoreischen „Meteorologie“ verdanken läßt, so folgt daraus keineswegs, daß auch der von ihm gepriesene Hippokrates den gleichen Weg zu wandeln empfehlen müsse. Denn daß es „die ἀδολεσχία καὶ μετεωρολογία φύσεως περί (sei), die Platon an Hippokrates rühmt“, auch diese Annahme steht mit dem Wortlaut der Phädrusstelle nicht im Einklang.



δυναμίων ἔρχεται καὶ ὅσα ἀπὸ σχημάτων. λέγω δὲ τί τοῦτο; δύναμιν μὲν εἶναι τῶν χυμῶν τὰς ἀκρ(η)τότητάς<sup>1</sup> τε καὶ ἰσχύν· σχήματα δὲ λέγω ὅσα ἐνεστὶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τὰ μὲν [γὰρ] κοιλὰ τε καὶ ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα, τὰ δὲ καὶ ἐκπεπταμένα, τὰ δὲ στερεὰ τε καὶ στρογγύλα, τὰ δὲ πλατεῖα τε καὶ ἐπικρεμάμενα, τὰ δὲ διατεταμένα, τὰ δὲ μακρὰ, τὰ δὲ πυκνά, τὰ δὲ μανά τε καὶ τεθηλότα, τὰ δὲ σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά.

221 Nicht alle Einzelheiten meiner Schreibung, die auf dem Zeugnis theils von A, theils von A und M beruht, will ich rechtfertigen. Nur auf die sinnverwirrende Interpolation möchte ich hinweisen, die in allen Handschriften außer in A durch die Aufnahme des von mir eingeklammerten γὰρ und durch jene des auch von Kühlewein ausgeschiedenen ἐστὶ vor συνηγμένα entstanden ist. Alle Herausgeber haben nach ἀνθρώπῳ stark interpungiert und so den widersinnigen Gedanken gewöhnen: „Formen nenne ich alles, was im Menschen enthalten ist!“ In Wahrheit verdeutlicht der Autor den Begriff der σχήματα — in welchem er die Gestalt mit der mechanischen Beschaffenheit zu einem Ganzen verbindet — durch eine Fülle von Einzelinstanzen: „Unter Formen verstehe ich, was im menschlichen Körper an hohlen und sich verengenden Gebilden, an weit geöffneten, an festen und runden usw. vorhanden ist“.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Nicht von Extremen, ἀκρότητες, kann hier füglich die Rede sein, sondern von stark ausgeprägten, in ihrer Reinheit und Ungemischtheit auftretenden Beschaffenheiten. Das von mir vermutete Wort findet sich auch in De victu in acutis § 15 (II, 346 Littré = I, 137, 16 Kühlewein): μέγα μὴν διαφέρει καὶ οἶνον καὶ μέλιτος ἀκρητότης ἐς ἰσχύν. Vgl. auch in § 3 unserer Schrift: ἀκρητα καὶ μεγάλας δυνάμιας ἔχοντα und mehreres Ähnliche, wie ἀκρητόν τε καὶ ἰσχυρόν (§ 14). Zum Plural vgl. δριμύτητος καὶ ἀκρησίας (§ 18 fin.).

<sup>2</sup> Zu ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα vergleiche man Herodot VII, 176: ἐξ εὐρέος συνάγεται ἐς στενὸν κτέ. — Nebenbei bemerkt: das Sätzchen: λέγω δὲ τί τοῦτο; habe ich einst genau so wie in A auch in M gefunden. Kühleweins Angabe dürfte auf einem Irrtum beruhen. Jedenfalls ist seine Schreibung: λέγω δὲ τι τοιοῦτον eine Schlimmbesserung trotz der gleichartigen Wendung § 24. Dieselbe Lebhaftigkeit des Ausdrucks

Es folgt alsbald die Nutzenanwendung. Die also bestimmten „Formen“ des menschlichen Körpers werden zur Erklärung seiner Funktionen verwendet, wobei fortwährend auf physikalische, in der anorganischen Welt begegnende Vorkommnisse hingewiesen wird. Die Verbindung der beiden Gebiete stellen Wendungen her wie (c. 22 und c. 23 in.): *καταμανθάνειν δὲ δεῖ ταῦτα ἕξωθεν ἐκ τῶν φανερῶν* oder: *πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα καὶ ἔσω καὶ ἔξω τοῦ σώματος εἶδεα σχημάτων*. (Beiläufig sei es bemerkt, daß bei diesem Anlaß das, was wir Kapillarität nennen, wohl zum erstenmal erwähnt und zur Aufhellung organischer Verrichtungen verwandt wird.) Nicht anders in betreff der unseren chemischen entsprechenden stofflichen Eigenschaften (der *δυνάμεις*). Auch hier schweift der Blick des weitsehenden Forschers mehrfach aus dem Bereich des lebenden Körpers in jenes der toten Stoffe hinüber. Dort, wo er den von seinen naturphilosophischen Gegnern übermäßig hoch veranschlagten Einfluß der Wärme und Kälte auf ein bescheidenes Maß herabzusetzen trachtet, verweist er auf Erfahrungen, die wir *καὶ ἐν τῷ ἀνθρώπῳ* <sup>222</sup> *καὶ ἔξω τοῦ ἀνθρώπου* machen können, auf Stoffe, die, wie Holz und Leder, weniger empfindlich sind als der lebende Menschenleib, und auf welche trotzdem die zusammenziehende oder auflockernde Kraft materieller Agenzien ungleich stärker wirkt als deren Temperatur (§ 15 fin.). Man sieht, unser Autor betrat einen Weg, der nach Jahrtausenden zu den Errungenschaften der modernen Physiologie geführt hat. Er hätte es mit Freuden begrüßt, wenn man ihm die Verdauung als einen chemischen Prozeß oder den Blutumlauf als die Wirkung eines Druck- und Pumpwerkes erwiesen hätte.

Doch nicht die Tiefe oder Weite der Gedanken soll uns die Echtheit der in Frage stehenden Schrift verbürgen helfen.

---

hat man verkannt § 19 (617 L. = 22, 2 K.) indem man in den Worten: *μέχρι τινός* ein — gar wundersames — „Glossem“ vermutet hat. Man hat, denke ich, nur den Akzent zu verändern und zu schreiben: *οὐδύναι δὲ καὶ καῦμα καὶ φλογμός ἔσχατος κατέχει μέχρι τίνος;* Eine Frage, auf die die Antwort erfolgt: *μέχρις ἂν τὰ ὀστέα κτε.*

Hat doch mehr als ein bedeutender Kopf der sogenannten hippokratischen Sammlung seine Spur aufgedrückt. Uns war es nur um den Nachweis zu tun, daß Platons Ausspruch, Hippokrates habe das Studium der Heilkunst auf jenes der Gesamtnatur gegründet, in vollem Maße von dem Autor des Buches „Von der alten Medicin“ gilt. Das Wort im „Phädrus“: *τίνα πρὸς τί πέφυκεν εἰς τὸ δοῶν ἔχον ἢ τίνα εἰς τὸ παθεῖν* ist eine bloße Verallgemeinerung des in unserer Schrift be-  
 gegnenden: *ὁ τι ἄφ' ἐκάστου ἐκάστω συμβήσεται*.<sup>1</sup>

223 Schwerlich wird heute noch jemand das Urteil wieder-  
 holen, das der treffliche Friedrich Blaß im Jahre 1887 ausgesprochen hat. Er fand in dem Buche „Von der alten Medicin“ ebenso wie in der „Schutzrede für die ärztliche Kunst“ (*περὶ τέχνης*) entschieden die Entwicklungsstufe des

<sup>1</sup> Zu *ἐκάστου* muß man aus dem Vorhergehenden hinzudenken: *τῶν ἐσθιομένων καὶ πινομένων καὶ τῶν ἄλλων ἐπιτηδευμάτων*, zu *ἐκάστω* aber: *τῶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ ἐνεόντων*, wie es zwei Zeilen später heißt. Ich würde das nicht ausdrücklich bemerken, wenn nicht jüngst Diels (in der oben erwähnten Anmerkung) eine ganz verschiedene Auffassung unter Verweis auf eben diese Stellen bekundet hätte. Nach ihm achtet „der Empiriker De prisca medicina auf die einzelnen Fälle“. Mit Verlaub: nicht von einzelnen Fällen, sondern von einzelnen wirkenden Faktoren einer- und von einzelnen Körperteilen, auf die sie wirken, andererseits ist hier die Rede, und zwar zum Behuf der Gewinnung allgemeiner Normen, auf die sich das Vorangehende sowohl als das Folgende ausschließlich bezieht. Wenn in der weiteren Ausführung des Gedankens auch von der Eigenart individueller Fälle oder von Idiosynkrasien gehandelt wird, so geschieht dies nur in der Absicht, diese individuellen Abweichungen mit dem Vorhandensein allgemeiner Gesetzmäßigkeiten in Einklang zu bringen. Wir sollen — das verlangt der Autor alsbald — uns nicht damit begnügen, den Käse für ein Beschwerden bereitendes Essen zu erklären; es gelte vielmehr zu erkennen, welcherlei Beschwerden er bereitet, wodurch und welchen der menschlichen Körperteile er sich unzutraglich erweist. Leiden nun Einzelne, so fährt unser Autor fort, durch den Käsegenuß mehr als Andere, so nötigt uns dies zu der Annahme, „daß der dem Käse feindliche Bestandteil, der so und so beschaffene Saft“, in dem Körper dieser Individuen „in größerer Menge“ als in jenem Anderer vorhanden ist. Nur von diesem Untertheil des Argumentes, nicht von dem Hauptsatz: *τι ἄφ' ἐκάστου ἐκάστω συμβήσεται*, gilt der Ausspruch, daß der Verfasser darin auf die einzelnen Fälle achte.

4. Jahrhunderts“ vertreten (Die attische Beredtsamkeit I<sup>2</sup>, S. 89). In bezug auf *περὶ τέχνης* brauche ich wohl der eingehenden Zergliederung ihres Stil- und Sprachcharakters (Die Apologie der Heilkunst, 1. Aufl. 1890, 2. Aufl. 1910) nichts beizufügen. In diesem Punkte wenigstens haben meine Darlegungen keinerlei Widerspruch erfahren, und niemand hat einen Zweifel daran geäußert, daß jene Sophistenrede ein Werk des 5. Jahrhunderts sei. In genau gleichem Maße wie von ihr gelten manche meiner gegen Blaß vorgebrachten Argumente (Apol. d. Heilk.<sup>2</sup> S. 158) auch von der Schrift, die wir jetzt im Auge haben. Da jedoch Blaß ein Anzeichen der jüngeren Entstehungszeit der beiden Schriften „in ihren großen wohlgebauten Perioden“ erblickt hat, so will ich ein paar Beispiele von stilistischer Unbeholfenheit hervorheben und auf Perioden verweisen, in denen der Verfasser sichtbarlich mit seinem Stoffe ringt, nicht weniger, sondern mehr als einer der Redner, deren Wirksamkeit teils ganz und gar, teils überwiegend in das 5. Jahrhundert fällt. Um entbehrliche Wiederholungen zu vermeiden, begnüge ich mich damit, im Texte, der den Schluß dieses Aufsatzes bildet, einige der für den Stilcharakter bezeichnenden Stellen, deren Gliederung und Interpunktion von den Herausgebern vielfach verkannt ward, durch den Druck hervorzuheben.

Über den Lehrgehalt des bedeutenden Werkes, über seine wahrhaft erstaunliche Ideenfülle, will ich mich hier nicht weiter verbreiten. Littrés Bemerkungen hierüber (Oeuvres d'Hippocrate I, 557 ff.) sind noch immer in hohem Maße lesenswert. Daß das Buch „Von der alten Medicin“ einen tiefdenkenden und erfahrungsreichen Arzt zum Verfasser hat, einen Mann von hoher allgemeiner Bildung, dessen Denken und Streben aber durchweg in der ärztlichen Praxis wurzelt — welchem Leser des Buches braucht man das zu sagen? <sup>224</sup> Gegen Ermerins' törichten Einfall, in dem Verfasser einen Sophisten zu erblicken und sein Buch mit dem Blättchen *Νόμος* und der Rede „Von der Kunst“ zu einem Ganzen zusammenzuschweißen — gegen diese und verwandte Gewaltsamkeiten bedarf es keines Aufgebots von Gründen. So tritt



uns denn zunächst die Frage entgegen, welche sonstigen Bestandteile der hippokratischen Sammlung eine Verwandtschaft mit dem Buche bekunden, in welchem Platon mit Recht oder Unrecht das Werk des großen Hippokrates erblickt hat. Auch bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, folgen wir zunächst Littrés Spuren.

Der französische Forscher hat die Aufmerksamkeit auf eine schlagende Übereinstimmung gelenkt, die zwischen einem (dem zehnten) Abschnitt unseres Buches und einer Partie (dem Kap. 9) der Schrift „Von der Diät in akuten Krankheiten“ besteht (I, 315 Littré). Ich setze die beiden Stellen nebeneinander.

ἔστι γὰρ οἷσιν αὐτῶν συμφέρει μονοσιτέειν, καὶ τοῦτο διὰ τὸ συμφέρον οὗτοι ἑαυτοῖσιν ἐτάξαντο, ἄλλοισι δ' ἀριστήν διὰ τὴν αὐτὴν ἀνάγκην· οὕτω γὰρ αὐτοῖσι συμφέρει . . . . . οἱ μὲν γὰρ ἦν ἀριστήσωσιν, μὴ συμφέροντος αὐτοῖσιν, εὐθέως βαρέες καὶ νοθοὶ καὶ τὸ σῶμα καὶ τὴν γνώμην . . . . . τοῦτο δέ, ἦν ἀριστὴν μεμαθηκώς τις, καὶ οὕτως αὐτῷ συμφέρον ἦν, μὴ ἀριστήσῃ, ὅταν τάχιστα παρέλθῃ ἡ ὥρη, εὐθὺς ἀδυναμίῃ δεινῇ, τρόμος, ἀψυχίῃ· ἐπὶ τοῦτοις ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, οὖρον χλωρότερον καὶ θερμότερον, στόμα πικρόν, καὶ τὰ σπλάγχνα δοκεῖ οἱ κρέμασθαι . . . ταῦτα δὲ αὐτὰ . . . συγκαίει τὴν κοιλίην —. (I, 590 ff. L. = I, 10, 21 ff. K.).

καὶ τοὺς μὲν γε μὴ μεμαθηκότας ἀριστᾶν, εἰ ἀριστήσωσιν, εὐθέως ἄρρωστους ποιεῖ καὶ βαρέας ὅλον τὸ σῶμα καὶ ἀσθενέας καὶ ὀκνηροὺς . . . ἄλλὰ μὴν καὶ οἱ μεμαθηκότες δις σιτεῖσθαι τῆς ἡμέρης, ἦν μὴ ἀριστήσωσιν, ἀσθενέες καὶ ἄρρωστοί εἰσιν καὶ δειλοὶ ἐξ πάντων ἔργων . . . κρέμασθαι γὰρ δοκεῖ τὰ σπλάγχνα αὐτοῖσι, καὶ οὐρέουσι θερμὸν καὶ χλωρὸν καὶ ἡ ἄφοδος συγκαίεται . . . ἔστι δ' οἷσι καὶ τὸ στόμα πικραίνεται καὶ οἱ ὀφθαλμοὶ κοιλαινούνται —.

(II, 282 ff. L. = I, 123, 4 ff. K.).

225 So einleuchtend die Verwandtschaft der beiden Stellen ist, so fest wir überzeugt sein können, daß hier kein bloßer



Zufall waltet, so schwierig ist es, über die Art des Zusammenhanges volle Klarheit zu gewinnen. Eines freilich können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen. Gehören beide Schriften nicht einem und demselben Autor, dann ist der Verfasser des praktisch-diätetischen Spezialwerkes von dem Verfasser des theoretischen und methodologischen Buches „Von der alten Medicin“ und nicht umgekehrt abhängig. Liegt doch dort die Anwendung eines allgemeinen Gedankens vor, während hier dieser Gedanke — die Heilkunst bildet nur den Ausbau oder die Weiterführung der Diätetik — in seiner vollen Allgemeinheit und im Zusammenhange mit anderen, nicht minder weitgreifenden Theorien vor uns steht.

Allein am liebsten möchte man auf die Annahme solcher Abhängigkeit überhaupt verzichten und beide Schriften, wie Littré es getan hat, einem und demselben Autor zuweisen. Besteht doch eine Verschiedenheit in der Übereinstimmung, die den Gedanken an Entlehnung auszuschließen scheint. Es fehlt jedes Anzeichen eklektischer Unselbständigkeit in der innerlich geschlossenen Darstellung des Werkes „Von der Diät in acuten Krankheiten“. Was uns jedoch verhindert, diesen Schluß ebenso unbedenklich zu ziehen, wie Littré es tat, das ist der Mangel an völliger Gleichartigkeit des Stils und der Sprache. Ein Teil dieses Unterschiedes ist freilich auf Rechnung des verschiedenen Themas der zwei Werke zu setzen. Die methodologische Erörterung des Buches „Von der alten Medicin“ hat hie und da einen verwickelteren Satzbau in ihrem Gefolge; sie nötigte zu Versuchen eines, freilich recht unbeholfenen, Periodenbaues, zu denen der mehr dogmatische Charakter der diätetischen Schrift keine Veranlassung bot. Allein diese zeigt überdies ein stärkeres spezifisch-ionisches Gepräge als jene. In ihr begegnen häufiger ausschließlich ionisch-poetische oder doch in attischer Prosa fast unerhörte Worte wie *ἀμαρτιάς*, *ἀπαρτί*, *διελινύω*, *ἐκτεκνύω*, *κάρτα*, *μεσσηγύ*, *ποταίνιος*, *σάφα*, *σῖνος*, denen in der Schrift „Von der alten Medicin“ nur wenige Worte wie *ἄραδος*, *γυνίω*, *ἐξαλίζω*, *ἐξώστης* (*ἄνεμος*), *προμυλλαίνω*, *συγκυροίη*, gegenüberstehen. Auch das, von Platon abgesehen, der Atthis 226

fast fremde *ἁτάρ* wird hier oft, dort niemals angewandt. Im hippokratischen Corpus selbst selten und außerhalb dieser Sammlung kaum jemals auftauchende Kunstausrücke wie *ταχυθάνατος* und *φιλιδύναμος* erscheinen im Buche „Von der Diät in acuten Krankheiten“, nicht aber in jenem „Von der alten Medizin“. Hier tritt uns die, man möchte fast sagen verhängnisvolle, Schwierigkeit entgegen, die das hippokratische Problem zu einem nahezu unlösbaren macht. Man verstehe uns recht. Nicht die sprachlichen Diskrepanzen an sich, sondern ihr Vorhandensein im Verein mit dem Fehlen jenes Gegengewichtes haben wir im Auge, das eine unantastbare äußere Beglaubigung bietet. Wie anders bei Platon! Die stilistischen Verschiedenheiten zwischen den zwei hier besprochenen Schriften sind verschwindend klein, wenn wir sie mit den tiefgreifenden Unterschieden vergleichen, die z. B. zwischen dem „Gorgias“ und dem „Timaios“ bestehen. Allein diese Gespräche sind durch unzweideutige Aussagen eines unbedingt verlässlichen Zeugen, wie Aristoteles einer ist, als platonisch erwiesen. Somit erregen diese gewaltigen Unterschiede nicht den leisesten Zweifel an der Echtheit der genannten Dialoge; sie liefern uns nur das Material, mittels dessen wir verschiedene Stilperioden in Platons schriftstellerischer Wirksamkeit unterscheiden. In unserem Falle fehlt es so gut als vollständig an derartigen zeitgenössischen Zeugnissen, und jede ernste stilistische Diskrepanz droht darum sofort der Kritik den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Versuchen wir es, die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren solch eine Kritik sich bewegen mag. Man beginne damit, das sogenannte hippokratische Corpus von den Schriften zu säubern, denen, wie den 4 Büchern *De victu* und dem kleinen Buch *De hebdomadibus*, ihr unhippokratischer Ursprung auf der Stirn geschrieben steht, von der Rede *De arte* nicht zu sprechen, deren Autor ein Sophist ist und sich den Ärzten unter seinen Zuhörern gefissentlich gegenüberstellt. Dann scheide man jene Stücke aus, welche die antike Überlieferung entweder dem großen Koer einfach abspricht, wie den Anhang zur „Diät in acuten Krankheiten“, oder auch einem

anderen Autor zuweist, wie De natura hominis dem Polybos, einem Schwiegersohn des Hippokrates. In dem übrigbleiben-<sup>227</sup> den, weder durch innere Gründe noch durch entscheidende Zeugnisse verurteilten Schriftenbestande versuche man es, Schichten zu unterscheiden, deren formelle Verschiedenheiten sich durch ihre Abzweckung oder Bestimmung, vielleicht auch durch ihre Entstehungszeit, ausreichend erklären lassen. Hier mag man Aufzeichnungen, die inmitten der Ausübung des ärztlichen Berufes, gleichsam am Krankenbett, im Drang des Augenblicks in notizenhafter Kürze erfolgt sind, von anderen unterscheiden, die nicht mehr in erster Reihe zum eigenen Gebrauche, sondern für einen beschränkten Kreis von Schülern und engeren Landsleuten bestimmt waren. Hieran möchte man wieder andere reihen, die der vielgereiste, zum medicinischen Schriftsteller ersten Ranges herangereifte und seiner provinzialen Eigenart sich allgemach entledigende Arzt an die weitesten Kreise hellenischer Fachgenossen, ja selbst der Gebildeten überhaupt, gerichtet hat. In die letzte dieser Kategorien stelle ich unbedenklich die wunderbar reiche und reife Schrift „Von der alten Medicin“. Allein auf dieser Bahn mit Sicherheit fortzuschreiten, die vorhandenen Differenzen zu erklären, ohne doch an der Einheit der Autorschaft zu rütteln, daran hindert uns, wie bemerkt, der Mangel ausreichender äußerer Beglaubigung. Vielleicht gelingt es einer noch eindringenderen Untersuchung, diese ernststen Schwierigkeiten zu überwinden. Allein ein voller Erfolg ist leider wenig wahrscheinlich, und schwerlich wird es uns beschieden sein, die Gestalt des größten der Asklepiaden von unmittelbaren Vorgängern und unmittelbaren Nachfolgern oder Jüngern in jedem einzelnen Zuge mit Sicherheit zu scheiden.

Wie dem auch sein mag: die Schrift „Von der alten Medicin“ hat bisher bei weitem nicht die Beachtung und Würdigung gefunden, die ihr ebenso auf Grund des platonischen Zeugnisses als ihres inneren Wertes gebührt. Was jenes Zeugnis betrifft, so sei hier noch Eines bemerkt. Wie unwahrscheinlich darf es heißen, daß eben die Schrift, auf die Platon unter Nennung des Hippokrates Bezug nimmt,

und deren verbreitete Kenntnis er daher voraussetzen mußte, verloren gegangen sei. Wie wenig wahrscheinlich auch, daß  
 228 dieses außerordentliche Werk, weitaus das gedankenreichste der ganzen Sammlung, dessen Autor überdies die stärkste persönliche Note anschlägt, in dem ferner die zu allen Zeiten als das Eigentum des Hippokrates anerkannte Krasenlehre wie etwas völlig Neues auftritt, das Werk eines Unbekannten sei. Doch ob echt oder unecht: jedenfalls verdient die Schrift, deren Text noch immer ein wenig gereinigter ist, die Sorgfalt des Philologen. Bildet sie doch geradezu einen Markstein in der Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes. Nichts kann bemerkenswerter sein als der in ihr eröffnete Kampf mit der Willkür naturphilosophischer Systeme; ihre an ein skeptisches Wort des Xenophanes anknüpfende Verwerfung „leerer“ oder nicht verifizierbarer Hypothesen (vgl. Griechische Denker I<sup>3</sup>, 246); die in ihr unverkennbar hervortretende Ahnung der Abhängigkeit der Physiologie von Physik und Chemie; die Weite des Horizonts, die ihrem Autor erlaubt, die Einführung der Krankenkost an die Verdrängung der tierischen Nahrung durch die Speisenbereitung zu knüpfen; nicht am mindesten der Stoßseufzer, der nach Präzisionsinstrumenten und nach exakten Methoden gleichsam zu rufen scheint, auf Grund der Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bloßen „körperlichen Empfindung“ nicht weniger als des bloßen „Räsonnements“. Darum lassen wir dieser Erörterung die wesentlichen Partien des Textes, d. h. jene, die nicht vorwiegend den medicinischen Fachmann interessieren, hier folgen, indem wir uns in betreff der nicht wiedergegebenen Abschnitte (14—19) damit begnügen, auf die wichtigeren der Änderungen hinzuweisen, die wir an dem Kühleweinschen Text vorzunehmen nötig finden. Unsere Lesungen beruhen gleich jenen des soeben genannten Herausgebers fast ausnahmslos auf dem Zeugnis des Parisinus 2253 (A) und des Marcianus 269 (M), zwei Handschriften, die wir selbst vor geraumer Zeit mit Littrés Text möglichst sorgfältig verglichen haben.

In betreff der Dialektformen verzichte ich nahezu auf jeden Versuch, die ursprüngliche Textesgestalt wieder zu



gewinnen. Es ist gewiß peinlich, einem Autor, dem man im übrigen jede individuelle Besonderheit abzulauschen ängstlich bemüht ist, die buntscheckige Harlekinsjacke zu belassen, die ihm Schreiberlaune oder die Willkür antiker Herausgeber umgehängt hat. Allein ich sehe vorläufig keinen Weg, der uns in diesem Bereiche zum Echten und Ursprünglichen mit Sicherheit zu führen vermag. Hier hat der Herausgeber hippokratischer Texte zunächst wenigstens nur das Rohmaterial zu liefern, d. h. die Schreibungen der besten Handschriften unversehrt zu bewahren, aus denen dereinst vielleicht verlässliche Schlüsse zu ziehen möglich sein wird. Anders verfahren wir bei unserem Restitutionsversuche der Sophistenrede *περὶ τέχνης* (vgl. *Apol. d. Heilk.*<sup>2</sup> 69 ff.). Dort galt es, ein sprachliches Kunstwerk wiederherzustellen, wobei wir eine bloße Annäherung an die Wahrheit der vollständigen Verwilderung vorziehen zu müssen glaubten.<sup>1</sup>

1. *ὁκόσοι μὲν ἐπεχείρησαν περὶ ἱητρικῆς λέγειν ἢ γράφειν, 570*  
*ὑπόθεσιν σφίσιν αὐτοῖσιν ὑποθέμενοι τῷ λόγῳ, θεορμόν ἢ ψυχρὸν*  
*ἢ ὑγρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ἄλλο τι ὃ ἂν θέλωσιν, ἐς βραχὺ ἔγοντες*  
*τὴν ἀρχὴν τῆς αἰτίας τοῖσιν ἀνθρώποισιν νούσων τε καὶ*  
*θανάτου, καὶ πᾶσι τὴν αὐτὴν, ἐν ἣ δύο προθέμενοι, ἐν πολλοῖσι*  
*μὲν καὶ οἷσι λέγουσι καταφανέες εἰσὶν ἁμαρτάνοντες, μάλιστα*  
*δὲ ἄξιον μέμνησθαι, ὅτι ἀμφὶ τέχνης ἐούσης, ἥ χρέονται τε*  
*πάντες ἐπὶ τοῖσι μεγίστοισι καὶ τιμῶσι μάλιστα τοὺς ἀγαθοὺς*  
*χειροτέχνους καὶ δημιουργοὺς. εἰσὶν δὲ δημιουργοὶ οἱ μὲν φλαῦροι,*  
*οἱ δὲ πολλὸν διαφέροντες· ὅπερ, εἰ μὴ ἦν ἱητρικὴ ὅλως μὴδ' ἐν*  
*αὐτῇ ἔσκεπτο μὴδ' εὗρητο μὴδὲν, οὐκ ἂν ἦν, ἀλλὰ πάντες ἂν*  
*ὁμοίως αὐτῆς ἄπειροί τε καὶ ἀνεπιστήμονες ἦσαν, τύχῃ δ' ἂν*  
*πάντα τὰ τῶν καμνόντων διοικεῖτο. νῦν δ' οὐχ οὕτως ἔχει,*  
*ἀλλ' ὥσπερ καὶ τῶν ἄλλων τεχνέων πασέων οἱ δημιουργοὶ 572*  
*πολλὸν ἀλλήλων διαφέρουσιν κατὰ χεῖρα καὶ κατὰ γνώμην,*  
*οὕτω δὲ καὶ ἐπὶ ἱητρικῆς. διὸ οὐκ ἡξίουν ἐγῶγε κενῆς αὐτὴν*  
*ὑποθέσιος δεῖσθαι, ὥσπερ τὰ ἀφανέα τε καὶ ἀπορεόμενα· περὶ*

<sup>1</sup> [Die Zahlen am Rand bezeichnen im folgenden die Seitenzahlen der Ausgabe Littrés.]



ὧν ἀνάγκη ἦν τις ἐπιχειρῆν λέγειν, ὑποθέσει χρῆσθαι, οἷον περὶ τῶν μετεώρων ἢ τῶν ὑπὸ γῆν, ἃ εἴ τις λέγοι καὶ γινώσκoi ὡς ἔχει, οὔτ' ἂν αὐτῷ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖς ἀκούουσιν δηλαδὴ ἂν εἴη, εἴ τε ἀληθεῖα ἐστὶν εἴτε μὴ· οὐ γὰρ ἔστι πρὸς ὃ τι χρὴ ἀνενέγκαντα εἰδέναι τὸ σαφές.

2. Ἱητρικῇ δὲ πάσαι πάντα ὑπάρχει, καὶ ἀρχὴ καὶ ὁδὸς εὐρημένη, καθ' ἣν τὰ εὐρημένα πολλά τε καὶ καλῶς ἔχοντα ἡθροῦται ἐν πολλῷ χρόνῳ καὶ τὰ λοιπὰ εὐρεθήσεται, ἣν τις ἱκανὸς τ' ἐὼν καὶ τὰ εὐρημένα εἰδώς, ἐκ τούτων ὁρμώμενος ζητῇ· ὅστις δὲ ταῦτα ἀποβαλὼν καὶ ἀποδοκιμάσας πάντα ἐτέρῃ ὁδῷ καὶ ἐτέρῳ σχήματι ἐπιχειρεῖ ζητεῖν καὶ φήσῃ τι ἐξευρηκέναι, ἐξηπάτηται καὶ ἐξαπατᾶται· ἀδύνατον γάρ. δι' ἃς δὲ ἀνάγκας ἀδύνατον, ἐγὼ πειρήσομαι ἐπιδείξει, λέγων καὶ δεικνὺς τὴν τέχνην ὃ τί ἐστίν. ἐκ δὲ τούτου καταφανὲς ἔσται ἀδύνατα ἔοντα ἄλλως πῶς <τι> τούτων εὐρίσκεσθαι. μάλιστα δ' ἐμοὶ δοκεῖ περὶ ταύτης δεῖν λέγοντα τῆς τέχνης γνωστὰ λέγειν τοῖς δημότησιν· οὐ γὰρ περὶ ἄλλου τινὸς οὔτε ζητεῖν οὔτε λέγειν προσήκει ἢ περὶ τῶν παθημάτων ὧν αὐτοὶ οὔτοι νοσέουσιν τε καὶ πονέουσιν. αὐτοὺς μὲν οὖν τὰ σφῆων αὐτῶν  
574 παθήματα καταμαθεῖν, ὡς τι γίνεται καὶ παύεται καὶ δι' οἷας προσφάσις αὖξεται τε καὶ φθίνει, δημότας ἔοντας, οὐ ῥηίδιον, ὑπ' ἄλλου δ' εὐρημένα καὶ λεγόμενα εὐπετές. οὐδὲν γὰρ ἕτερον ἢ ἀναμιμνήσκειται ἕκαστος, ἀκούων τῶν ἐκ τῶν συμβαινόντων. εἰ δὲ τις τῶν ἰδιωτέων γνώμης ἀποτεύξεται καὶ μὴ διαθήσῃ τοὺς ἀκούοντας οὕτως, τοῦ ἔοντος ἀποτεύξεται· καὶ διὰ ταῦτα οὖν οὐδὲν δεῖ ὑποθέσιος.

3. Τὴν γὰρ ἀρχὴν οὔτ' ἂν εὐρέθῃ ἡ τέχνη ἢ ἱητρικὴ οὔτ' ἂν ἐζητήθῃ (οὐδὲν γὰρ αὐτῆς ἔδει), εἰ τοῖσι κάμνουσι τῶν ἀνθρώπων τὰ αὐτὰ διαιτερομένοισι τε καὶ προσφερομένοισιν ἄπερ οἱ ὑγιαίνοντες ἐσθίουσὶ τε καὶ πίνουσι καὶ τᾶλλα διαιτέοντα ξυνέφερον καὶ μὴ ἦν ἕτερα τούτων βελτίω. νῦν δ' αὕτη ἡ ἀνάγκη ἱητρικὴν ἐποίησε ζητηθῆναι τε καὶ εὐρεθῆναι ἀνθρώ-  
576 ποισιν, ὅτι τοῖσι κάμνουσιν ταῦτ' ἀπροσφερομένοισι ἄπερ οἱ ὑγιαίνοντες οὐ συνέφερον, ὡς οὐδὲ νῦν συμφέρει. ἔτι δὲ ἀνωθεν ἔγωγε ἀξιῶ οὐδ' ἂν τὴν τῶν ὑγιαίνόντων δίαιτάν τε καὶ τροφὴν ἢ νῦν χρέονται εὐρεθῆναι, εἰ ἐξήρκει τῷ ἀνθρώπῳ ταῦτ' ἐσθίοντι καὶ πίνοντι βοῖ τε καὶ ἵππῳ καὶ πᾶσιν ἐκτὸς ἀνθρώ-  
576

που, οἷον τὰ ἐκ γῆς φνόμενα, καρπούς τε καὶ ὕλην καὶ χόρτον. ἀπὸ τούτων γὰρ καὶ τρέφονται καὶ αὖξονται καὶ ἄπονοι διάγουσιν, οὐδὲν προσδεόμενοι ἄλλης διαίτης. καίτοι τὴν γε ἀρχὴν ἔγωγε ἀξιῶ καὶ τὸν ἄνθρωπον τοιαύτῃ τροφῇ κεχρησθαι, τὰ δὲ νῦν διαιτήματα εὐρημένα καὶ τετεχνημένα ἐν πολλῷ χρόνῳ γεγενῆσθαι μοι δοκεῖ. ὥς γὰρ ἔπασχον πολλά τε καὶ δεινὰ ὑπὸ ἰσχυρῆς τε καὶ θηριώδους διαίτης, ὡμά τε καὶ ἄκρητα καὶ μεγάλας δυνάμιας ἔχοντα ἐσφερόμενοι, οἷά περ ἂν καὶ νῦν ὑπ' αὐτῶν πάσχοιεν, πόνοισί τε καὶ νοῦσοισι περιπίπτοντες καὶ διὰ ταχέος θανάτοισιν — ἦσσαν μὲν οὖν ταῦτα τότε εἰκὸς ἦν πάσχειν διὰ τὴν συνήθειαν, ἰσχυρῶς δὲ καὶ τότε· καὶ τοὺς μὲν πλείστους τε καὶ ἀσθενεστέστην φύσιν ἔχοντας ἀπόλλυσθαι εἰκὸς, τοὺς δὲ τούτων ὑπερέχοντας πλείω χρόνον ἀντέχειν, ὥσπερ καὶ νῦν ἀπὸ τῶν ἰσχυρῶν βρωμάτων οἱ μὲν ῥηιδίως ἀπαλλάσσονται, οἱ δὲ μετὰ πολλῶν πόνων τε καὶ κακῶν — διὰ δὴ ταύτην τὴν χρεῖην καὶ οὗτοί μοι δοκεῖνσι ζητῆσαι τροφὴν ἀρμόζουσαν τῇ φύσει καὶ εὐρεῖν ταύτην ἣ νῦν χρῶμεθα. ἐκ μὲν οὖν τῶν πυρῶν, βρέξαντές σφας καὶ πτίσαντες καὶ καταλέσαντες τε καὶ διασῆσαντες καὶ φορύξαντες καὶ ὀπτήσαντες ἀπετέλεσαν μὲν ἄρτον, ἐκ δὲ τῶν 578 κριθῶν μάζαν, ἄλλα τε συχνὰ περὶ ταύτην προηγματευσάμενοι, ἠψησάν τε καὶ ὥπησαν καὶ ἔμιξαν καὶ ἐκέρασαν τὰ ἰσχυρὰ τε καὶ ἄκρητα τοῖς ἀσθενεστέροις, πλάσσοντες πάντα πρὸς τὴν τοῦ ἀνθρώπου φύσιν τε καὶ δύναμιν, ἡγεύμενοι ὅσων μὲν ἦν ἰσχυρὰ ἢ οὐ δυνήσεται κρατεῖν ἢ φύσις ἦν ἐσβάληται, ἀπὸ τούτων δ' αὐτῶν πόρους τε καὶ νοῦσους καὶ θανάτους ἔσεσθαι· ὅσων δ' ἂν δύνηται ἐπικρατεῖν, ἀπὸ τούτων τροφὴν τε καὶ αὖξιν καὶ ὑγίειν. τῷ δὲ εὐρήματι τούτῳ καὶ ζητήματι τί ἂν τις ὄνομα δικαιότερον ἢ προσήκον μᾶλλον θεῖν ἢ ἰητρικὴν, ὅτι γε (ὅτε γε?) εὐρηται ἐπὶ τῇ τοῦ ἀνθρώπου ὑγείῃ τε καὶ σωτηρίῃ καὶ τροφῇ, ἀλλαγμα κείνης τῆς διαίτης, ἐξ ἧς οἱ πόνοι καὶ νοῦσοι γίνονται.

4. Εἰ δὲ μὴ τέχνη αὕτη νομίζεται εἶναι, οὐκ ἀπεικός· ἥς γὰρ μηδεὶς ἐστὶν ἰδιώτης, ἀλλὰ πάντες ἐπιστήμονες ἕς τι διὰ τὴν χρῆσιν τε καὶ ἀνάγκην, οὐ προσήκει ταύτης οὐδὲνα τεχνίτην καλέεσθαι· ἐπεὶ τό γε εὖρημα καὶ μέγα καὶ πολλῆς σκέψεως τε 580

καὶ τέχνης. ἔτι γοῦν καὶ νῦν οἱ τῶν γυμνασίων τε καὶ ἀσκησίων ἐπιμελόμενοι αἰεὶ τι προσεξευρίσκουσιν, κατὰ τὴν αὐτὴν ὁδὸν ζητοῦντες ὅ τι ἐσθίων τε καὶ πίνων ἐπικρατήσῃ τε αὐτῶν μάλιστα καὶ ἰσχυρότατος αὐτὸς ἑωυτοῦ ἔσται.

5. Σκεψάμεθα δὲ καὶ τὴν ὁμολογουμένως ἱητρικὴν, τὴν ἀμφὶ τοὺς κάμνοντας εὐρημένην, ἣ καὶ ὄνομα καὶ τεχνίτας ἔχει, εἰ ἄρα τι καὶ αὐτὴ τῶν αὐτῶν ἐθέλει καὶ ὁπόθεν ποτὲ ἦρκεται. ἐμοὶ μὲν γάρ, ὅπερ ἐν ἀρχῇ εἶπον, οὐδ' ἂν ζητῆσαι ἱητρικὴν δοκέει οὐδεὶς, εἰ ταῦτά διαιτήματα τοῖσί τε κάμνουσι καὶ τοῖσιν ὑγιαίνουσιν ἡρμοζεν. ἔτι γοῦν καὶ νῦν ὅσοι ἱητρικῇ μὴ χρέονται, οἳ τε βάρβαροι καὶ τῶν Ἑλλήνων ἔνιοι, τὸν αὐτὸν τρόπον ὅνπερ οἱ ὑγιαίνοντες διαιτῶνται πρὸς ἡδονήν, καὶ οὐτ' ἂν ἀπόσχονται οὐδενὸς ὧν ἐπιθυμοῦσιν οὐθ' ὑποστεύλαιντο ἄν: οἱ δὲ ζητήσαντές τε καὶ εὐρόντες ἱητρικὴν, τὴν αὐτὴν ἐκείνοισι διάνοιαν ἔχοντες περὶ ὧν μοι ὁ πρότερος λόγος εἴρηται, πρῶτον μὲν, οἶμαι, ὑφείλον τοῦ πλήθους τῶν σιτίων αὐτῶν τοιῶν καὶ ἀντὶ πλεόνων ὀλίγιστα ἐποίησαν. ἐπεὶ δὲ αὐτοῖσι τοῦτο  
582 ἔστι μὲν ὅτε πρὸς τινὰς τῶν καμνόντων ἤρκεσε καὶ φανερόν ἐγένετο ὠφελῆσαν, οὐ μέντοι πᾶσί γε, ἀλλ' ἥσαν τινες οὕτως ἔχοντες ὥς μὴδ' ὀλίγων σιτίων δύνασθαι ἐπικρατεῖν — ἀσθενεστεροῦ δὲ δὴ τινος οἱ τοιοῖδε ἐδόκεον δεῖσθαι — εὖρον τὰ ὑψηλὰ, μίξαντες ὀλίγα τῶν ἰσχυρῶν πολλῷ τῷ ὕδατι καὶ ἀφαιρέμενοι τὸ ἰσχυρὸν τῇ κρήσει τε καὶ ἐψήσει. ὅσοι δὲ μὴδὲ τῶν ὑψημάτων ἐδύναντο ἐπικρατεῖν, ἀφείλον καὶ ταῦτα καὶ ἀφίκοντο ἐς πόματα, καὶ ταῦτα τῇσί τε κρήσεσι καὶ τῷ πλήθει διαφυλάσσοντες ὥς μετρίως ἔχη, μήτε πλείω τῶν δεόντων μήτε ἀκητέστερα προσφερόμενοι, μὴδ' ἐνδεέστερα.

6. Εὖ δὲ χρὴ τοῦτο εἰδέναι, ὅτι τισὶ τὰ ὑψηλὰ ἐν τῇσι νοῦσοισιν οὐ συμφέρει, ἀλλ' ἀντικρυς ὅταν ταῦτα προσαίρωνται, παροξύνονται σφίσιν αἰτιοῖσιν οἳ τε πυρετοὶ καὶ τὰ ἀλγήματα· καὶ δήλον τὸ προσερχθὲν τῇ μὲν νούσῃ τροφὴ τε καὶ αὔξησις γινόμενον, τῷ δὲ σώματι φθίσις τε καὶ ἀρρωστίη. ὅσοι δ' ἂν τῶν ἀνθρώπων ἐν ταύτῃ τῇ διαθέσει ἔοντες προσενέγκωνται ξηρὸν σιτίον ἢ μᾶζαν ἢ ἄρτον, καὶ ἢν πάννυ σμικρὸν, δεκαπλασίως ἂν μᾶλλον καὶ ἐπιφανέστερον κακωθεῖεν ἢ ὑψέον-  
584 τες, δι' οὐδὲν ἄλλο ἢ διὰ τὴν ἰσχὺν τοῦ βρώματος πρὸς τὴν

διάθεσιν· καὶ ὅτῳ ῥυφεῖν συμφέρει, ἐσθίειν δ' οὐ, εἰ πλείω φάγοι, πολὺ ἂν ἔτι μᾶλλον κακωθεῖν ἢ <εἰ> ὀλίγα· καὶ εἰ ὀλίγα δέ, πονήσειεν ἂν. πάντα δὴ τὰ αἷτια τοῦ πόνου ἐς τὸ αὐτὸ ἀνάγεται, τὰ ἰσχυρότατα μάλιστα τε καὶ ἐπιφανέστατα λυμαίνεσθαι τὸν ἄνθρωπον καὶ τὸν ὑγιᾶ ἔοντα καὶ τὸν κάμνοντα.

7. Τί οὖν φαίνεται ἑτεροῖον διανοηθεῖς ὁ καλεούμενος ἰητρὸς καὶ ὁμολογεομένως χειροτέχνης, ὃς ἐξεῦρε τὴν ἀμφοὶ τοὺς κάμνοντας δίαίταν τε καὶ τροφήν, ἣ ἐκείνος ὁ ἀπ' ἀρχῆς τοῖσι πᾶσιν ἀνθρώποισιν τροφήν, ἣ νῦν χρωάμεθα, ἐξ ἐκείνης τῆς ἀγρίας τε καὶ θηριώδους εὐρών τε καὶ παρασκευάσας διαίτης; ἔμοι μὲν γὰρ φαίνεται ὁ αὐτὸς τρόπος καὶ ἐν τι καὶ ὅμοιον τὸ εὖρημα. ὁ μὲν ὅσων μὴ ἐδύνατο ἡ φύσις ἢ ἀνθρωπίνη ὑγιαίνουσα ἐπικρατεῖν ἐμπίπτόντων διὰ τὴν θηριότητά τε καὶ ἀκρησίην, ὁ δὲ ὅσων ἡ διάθεσις, ἐν οἷῳ ἂν ἐκάστοτε ἕκαστος τύχῃ διακείμενος, μὴ δύνηται ἐπικρατεῖν, ταῦτα ἐξήτησεν ἀφελεῖν. τί δὴ ἐκείνου τοῦτο διαφέρει ἄλλ' ἢ πλεον τό γε εἶδος καὶ ὅτι 586 ποικιλώτερον καὶ πλεονος προηγματεῖς, ἀρχὴ δ' ἐκείνη ἢ πρότερον γενομένη;

8. Εἰ δὲ τις σκέπτοιο τὴν τῶν καμνόντων δίαιταν πρὸς τὴν τῶν ὑγιαίνόντων, εὖροι ἂν οὐ βλαβερωτέραν (1. βλαβικωτέραν) ἢπερ τὴν τῶν ὑγιαίνόντων πρὸς τὴν τῶν θηρίων τε καὶ τῶν ἄλλων ζώων. ἀνὴρ γὰρ κάμνων νοσήματι μῆτε τῶν χαλεπῶν τε καὶ ἀπόρων, μῆτ' αὖ τῶν παντάπασιν εὐηθέων, ἀλλ' ἢ αὐτῷ ἐξαμαρτάνονται μέλλει ἐπίδηλον ἔσεσθαι εἰ ἐθέλοι καταφαγεῖν ἄρτον καὶ κρέας ἢ ἄλλο τι τῶν <ἀφ' ὧν> οἱ ὑγιαίνοντες ὠφελέονται, μὴ πολλόν, ἀλλὰ πολλῷ ἔλασσον ἢ ὑγιαίνων ἂν ἐδύνατο· ἄλλος τε τῶν ὑγιαίνόντων φύσιν ἔχων μῆτε παντάπασιν ἀσθενέα μῆτ' αὖ ἰσχυρήν, φαγὼν τι <ἀφ' > ὧν βοῦς ἢ ἵππος ὠφελοῖτό τε καὶ ἰσχύοι, ὀρόβους ἢ κριθὰς ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων, μὴ πολὺ ἀλλὰ πολλῷ μεῖον ἢ <ἵππος ἢ βοῦς ἂν> δύναιτο, οὐκ ἂν ἦσσαν ὁ ὑγιαίνων τοῦτο 588 ποιήσας πονήσειέ τε καὶ κινδυνεύσειεν ἐκείνου τοῦ νοσέοντος ὃς τὸν ἄρτον ἢ τὴν μᾶζαν ἀκαίρως προσ-ηνέγκατο. ταῦτα δὴ πάντα τεκμήρια ὅτι αὐτὴ ἡ τέχνη πᾶσα ἢ ἰητρικὴ τῇ αὐτῇ ὁδῷ ζητεομένη εὐρίσκοιτο ἂν.



9. Καὶ εἰ μὲν ἦν ἀπλοῦν ὥσπερ ὑφήγητο, <εἰ> ὅσα μὲν ἦν ἰσχυρότερα ἐβλαπτεν, ὅσα δ' ἦν ἀσθενέστερα ὠφέλει τε καὶ ἐτρέφειν καὶ τὸν κάμνοντα καὶ τὸν ὑγιαίνοντα, εὐπετέες ἂν ἦν τὸ πρῆγμα· πολλὸν γὰρ τοῦ ἀσφαλέος ἂν ἔδει περιλαμβάνοντας (ἐπιλαμβανομένους?) ἄγειν ἐπὶ τὸ ἀσθενέστερον. νῦν δὲ οὐκ ἔλασσον ἀμάρτημα οὐδ' ἦσσαν λυμαίνεται τὸν ἄνθρωπον, ἦν ἐλάσσονα καὶ ἐνδεέστερα τῶν ἱκανῶν προσφέρεται· τὸ γὰρ τοῦ λιμοῦ μέρος δύναται ἰσχυρῶς ἐν τῇ φύσει τοῦ ἀνθρώπου καὶ γνῶσαι καὶ ἀσθενέα ποιῆσαι καὶ ἀποκτείνειν. πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα κακὰ ἑτεροῖα μὲν τῶν ἀπὸ πληρώσιος, οὐχ ἦσσαν δὲ δεινὰ καὶ ἀπὸ κενώσιος, διότι πολλὸν ποικιλωτέρη καὶ διὰ πλείονος ἀκριβεῖς ἐστὶ (sc. ἡ ἱητρικὴ). δεῖ γὰρ μέτρου τινὸς στοχάσασθαι· μέτρον δὲ οὐδὲ σταθμὸν οὐδὲ ἀριθμὸν, πρὸς ὃ 590 ἀναφέρων εἴη τὸ ἀκριβές, οὐκ ἂν εὖροις ἄλλ' ἢ τοῦ σώματος τὴν αἴσθησιν, <τὸ δὲ ἀτρεκές ὀλιγάκις ἐστι κατιδεῖν>· διὸ ἔργον οὕτω καταμαθεῖν ἀκριβῶς, ὥστε σμικρὰ ἀμαρτάνειν ἔνθα ἢ ἔνθα. κἂν ἐγὼ τοῦτον τὸν ἱητρὸν ἰσχυρῶς ἐπαινέοιμι τὸν σμικρὰ ἀμαρτάνοντα. [τὸ δὲ ἀτρεκές ὀλιγάκις ἐστι κατιδεῖν.] ἐπεὶ οἱ πολλοὶ γε τῶν ἱητρῶν ταυτὰ μοι δοκεῖν τοῖσι κακοῖσι κυβερνήτησι πάσχειν. καὶ γὰρ ἐκεῖνοι ὅταν ἐν γαλήνῃ κυβερνῶντες ἀμαρτάνωσιν, οὐ καταφανέες εἰσὶν· ὅταν δὲ αὐτοὺς κατάσχη χειμῶν τε μέγας καὶ ἄνεμος ἐξώστης, φανερῶς ἤδη πᾶσιν ἀνθρώποισι δι' ἀγνώσειν καὶ ἀμαρτίην δηλοὶ εἰσιν ἀπολέσαντες τὴν ναῦν. οὕτω δὲ καὶ οἱ κακοὶ τε καὶ οἱ πλείστοι ἱητροί, ὅταν μὲν θεραπεύωσιν ἀνθρώπους μηδὲν δεινὸν ἔχοντας, ἐς οὓς ἂν τις καὶ τὰ μέγιστα ἀμαρτάνων οὐδὲν δεινὸν ἐργάσαιτο — πολλὰ δὲ τὰ τοιαῦτα νοσήματα καὶ πολλόν τι πλείω τῶν δεινῶν ἀνθρώποις συμβαίνει — ἐν μὲν τοῖσι τοιούτοις ἀμαρτάνοντες οὐ καταφανέες εἰσὶν τοῖς ἰδιώτησιν· ὅταν δ' ἐν-τίχωσιν μεγάλῳ τε καὶ ἰσχυρῷ καὶ ἐπισφαλὲι νοσήματι, τότε σφέων τά τε ἀμαρτήματα καὶ ἡ ἀτεχνίη πᾶσι καταφανής ἐστιν· οὐ γὰρ ἐς μακρὸν (μακρὰν? Zwinger) αὐτῶν ἑκατέρου αἰτιμωραῖαι, ἀλλὰ διὰ τάχους πάρευσιν.

10. Ὅτι δ' οὐδὲν ἐλάσσονος ἀπὸ κενώσιος ἀκαίρου κακοπάθειαι γίνονται τῷ ἀνθρώπῳ ἢ ἀπὸ πληρώσιος, καταμανθάνειν καλῶς ἔχει ἐπαναφέροντας ἐπὶ τοὺς ὑγιαίνοντας. ἐστὶ γὰρ οἷσιν αὐτῶν συμφέρει μονοσιτέειν, καὶ τοῦτο διὰ τὸ συμφέρον



οὕτως αὐτοὶ συνετάξαντο (l. οὔτοι ἐαυτοῖσιν ἐτάξαντο z. T. mit Kühlewein), ἄλλοισι δὲ ἀριστὴν διὰ τὴν αὐτὴν ἀνάγκην· 592  
οὕτω γὰρ αὐτοῖσι συμφέρει καὶ μὴ τούτοισι οἱ (l. καὶ μὴ τοῦτο, εἰσὶ δ' οἱ) δι' ἡδονὴν ἢ δι' ἄλλην τινὰ συγκυρίην ἐπετήδευσαν ὁπότερον αὐτῶν· τοῖσι μὲν γὰρ πλείστοισι τῶν ἀνθρώπων οὐδὲν διαφέρει, ὁπότερον ἂν ἐπιτηδεύσωσιν, εἴτε μονοσιτεῖν εἴτε ἀριστὴν, τούτῳ τῷ ἔθει χρῆσθαι. εἰσὶ δὲ τινες οἱ οὐκ ἂν δύναιντο ἔξω τοῦ συμφέροντος ποιέοντες ῥηϊδίως ἀπαλλάσσειν, ἀλλὰ συμβαίνει αὐτῶν ἑκατέροισι παρ' ἡμέραν μίαν, καὶ ταύτην οὐχ ὅλην, μεταβάλλουσιν ὑπερφυῆς κακοπάθεια. οἱ μὲν γὰρ ἦν ἀριστήσωσι μὴ συμφέροντος αὐτοῖσιν, εὐθύς βαρέες καὶ νωθροὶ καὶ τὸ σῶμα καὶ τὴν γνώμην, χάσμης τε καὶ νυσταγμοῦ καὶ δίψης πλήρεις· ἦν δὲ καὶ ἐπιδειπνήσωσι, καὶ φῦσα καὶ στρόφος καὶ ἡ κοιλίη καταρρήγνυται· καὶ πολλοῖσιν ἀρχὴ νούσου αὕτη μεγάλῃς ἐγένετο, ἦν τὰ αὐτὰ σιτία, ἃ μεμαθήκεσαν ἀπαξ ἀναλίσκειν, ταῦτα δις προσενέγκωνται, καὶ μὴδὲν πλείω. τοῦτο δέ, ἦν ἀριστὴν μεμαθηκώς τις καὶ οὕτως αὐτῷ συμφέρον ἦν, μὴ ἀριστήσῃ, ὅταν τάχιστα παρέλθῃ ἡ ὥρη, εὐθύς ἀδυναμίῃ δεινῇ, τρόμος, ἀψυχίη· ἐπὶ τούτοις ὀφθαλμοὶ κοῖλοι, οὖρον χλωρότερον καὶ θερμότερον, στόμα πικρόν, καὶ τὰ σπλάγχνα δοκεῖ οἱ κρέμασθαι, σκοτοδινίη, δυσθυμίη, δυσεργείη· ταῦτα δὲ πάντα καὶ ὅταν δειπνεῖν ἐπιχειρήσῃ, ἀηδέστερος μὲν ὁ σίτος, 594  
ἀναλίσκειν δὲ οὐ δύναται ὅσα ἀριστιζόμενος πρότερον ἐδείπνει· ταῦτα δὲ αὐτὰ μετὰ στρόφου τε καὶ ψόφου καταβαίνοντα συγκαίει τὴν κοιλίην, δυσκοιτέουσιν τε καὶ ἐνυπνιάζονται τεταραγμένα τε καὶ θορυβώδεα. πολλοῖσι δὲ καὶ τούτων αὕτη ἀρχὴ νούσου ἐγένετο.

11. Σκέψασθαι δὲ χρή, διὰ τίνας προφάσεις αὐτοῖσιν ταῦτα συνέβη. τῷ μὲν, οἶμαι, μεμαθηκότι μονοσιτεῖν, ὅτι οὐκ ἀνέμεινεν τὸν χρόνον τὸν ἱκανὸν μέχρις αὐτοῦ ἡ κοιλίη τῶν τῇ προτεραίῃ προσενηνεγμένων σιτίων ἀπολαύσῃ τελῶς καὶ ἐπικρατήσῃ καὶ λαπαχθῇ τε καὶ ἡσυχάσῃ, ἀλλ' ἐπὶ ζέουσάν τε καὶ ἐξυμωμένην καινὰ ἐπεσηνέγκατο· αἱ δὲ τοιαῦται κοιλίαι πολλῷ τε βραδύτερον πέσσουσι καὶ πλέονος δέονται ἀναπαύσιός τε καὶ ἡσυχίης. ὁ δὲ μεμαθηκὼς ἀριστίζεσθαι, ὅτι οὐκ ἐπειδὴ τάχιστα ἐδείθη τροφῇς τὸ σῶμα καὶ τὰ πρότερα κατανέλωτο καὶ οὐκ εἶχεν οὐδεμίαν ἀπόλαυσιν, εὐθέως αὐτῷ προσεγένετο

καινή τροφή, φθίνει δὴ καὶ συντρίκεται ὑπὸ λιμοῦ. πάντα γὰρ ἃ λέγω πάσχειν τὸν τοιοῦτον ἄνθρωπον λιμῷ ἀνατίθῃμι. φημί δὲ καὶ τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους ἅπαντας, οἳ τινες ἂν ὑγιαίνοντες ἄσιτοι δύο ἡμέρας ἢ τρεῖς γένωνται, ταῦτα (ταὐτὰ?) πείσεσθαι, οἷά περ ἐπὶ τῶν ἀναρίστων γενομένων εἰρηκα.

- 596 12. Τὰς δὲ τοιαύτας φύσις ἐγωγέ φημι, τὰς ταχέως τε καὶ ἰσχυρῶς τῶν ἀμαρτημάτων ἀπολανούσας, ἀσθενεστέρας εἶναι τῶν ἑτέρων. ἐγγύτατα δὲ τοῦ ἀσθενέοντός ἐστιν ὁ ἀσθενής, ἔτι δὲ ἀσθενέστερος ὁ ἀσθενέων, καὶ μᾶλλον αὐτῷ προσήκει ὅτι ἂν ἀποτυγχάνῃ πονεῖν. χαλεπὸν δὲ τοιαύτης ἀκριβεῖς ἐούσης περὶ τὴν τέχνην τυγχάνειν αἰεὶ τοῦ ἀτρεκεστάτου.<sup>1</sup> πολλὰ δὲ εἶδεα κατ' ἱστορικὴν ἐς τοσαύτην ἀκριβειαν ἦκει, περὶ ὧν εἰρήσεται. οὐ φημι δὴ (l. δὲ Kühlewein) δεῖν διὰ τοῦτο τὴν τέχνην ὥς οὐκ ἐούσαν οὐδὲ καλῶς ζητεομένην τὴν ἀρχαίην ἀποβάλλεσθαι, εἰ μὴ ἔχει περὶ πάντα ἀκριβειαν, ἀλλὰ πολὺ μᾶλλον διὰ τὸ ἐγγίς, οἶμαι, εἶναι τοῦ ἀτρεκεστάτου οὐ δύνασθαι
- 598 ἢκειν λογισμῷ προσίεσθαι καὶ ἐκ πολλῆς ἀγνωσίης θαυμάζειν τὰ ἐξευρημένα, ὥς καλῶς καὶ ὀρθῶς ἐξεύρηται καὶ οὐκ ἀπὸ τύχης.

13. Ἐπὶ δὲ <τὸν> τῶν τὸν καινὸν τρόπον τὴν τέχνην ζητούντων ἐξ ὑποθέσιος λόγον ἐπαυελθεῖν βουλόμαι.<sup>2</sup> εἰ γὰρ τί ἐστιν θερμὸν ἢ ψυχρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ὑγρὸν τὸ λυμαινόμενον τὸν ἄνθρωπον, καὶ δεῖ τὸν ὀρθῶς ἱητρούοντα βοηθεῖν τῷ μὲν θερμῷ ἐπὶ τὸ ψυχρὸν, τῷ δὲ ψυχρῷ ἐπὶ τὸ θερμὸν, τῷ δὲ ξηρῷ ἐπὶ

<sup>1</sup> Ein Wort der Erklärung, da selbst Litré den Satz mißverstanden und mit Erotian (38, 9 Klein = 36 Franz) geschlimmbessert hat. Weil das Objekt der Arzneikunst, die Natur — das will der Autor sagen — so nuancenreich, so mannigfach und genau abgestuft ist, wie es das Vorangehende gezeigt hat, darum ist es für den Arzt so schwierig, das Richtige immer haarscharf zu treffen. — Am Schluß des Paragraphen habe ich die Lesarten von A und M, οἶμαι und εἶναι, kombiniert und A.s οὐ (so dort häufig statt οὐ) in οὐ verwandelt. Vgl. meine „Beiträge“ III, 27f. [hier I, 263f.].

<sup>2</sup> Vielleicht der schwierigste Satz des ganzen Buches. Die Kakophonie am Eingang würde beseitigt und die Härten des Bezugsakkusativs gemildert durch die Schreibung: ἐπὶ δὲ τὸν τῶν καινόν <τινα> τρόπον τὴν τέχνην κτέ. Allein solcher Unbestimmtheit des Ausdrucks widerstrebt wohl der Umstand, daß von diesem καινός; τρόπος; bereits § 2 (ἐτέρῃ ὁδῷ καὶ ἐτέρῳ σχήματι) die Rede war.

τὸ ὑγρόν, τῷ δὲ ὑγρῷ ἐπὶ τὸ ξηρόν· ἔστω μοι ἄνθρωπος μὴ τῶν ἰσχυρῶν φύσει, ἀλλὰ τῶν ἀσθενεστέρων. οὗτος δὲ πυρὸς ἐσθιέτω οὐς ἂν ἀπὸ τῆς ἕλῳ ἀνέλῃ ὠμούς καὶ ἀργούς καὶ κρέα ὠμὰ καὶ πινέτω (κἀπιπινέτω?) ὕδωρ. ταύτῃ χρεόμενος τῇ διαίτῃ εὖ οἶδ' ὅτι πείσεται πολλὰ καὶ δεινὰ· καὶ γὰρ πόνουσιν πονήσῃ καὶ τὸ σῶμα ἀσθενὲς (ἀσθενὴς?) ἔσται καὶ ἡ κοιλίη <οἱ?> φθαρήσεται καὶ ζῆν πολὺν χρόνον οὐ δυνήσεται. τί δὲ χρὴ βοήθημα παρεσκευάσθαι ὧδε ἔχοντι; θερμὸν ἢ ψυχρὸν ἢ ξηρὸν ἢ ὑγρόν; δηλον ὅτι τούτων τι. εἰ γὰρ τὸ λυμαινόμενόν ἐστι τούτων τὸ ἕτερον, τῷ ὑπεναντίῳ προσήκει λῦσαι, ὥς ὁ ἐκείνων λόγος ἔχει. τὸ μὲν γὰρ βεβαιότατόν τε καὶ προφανέστατον φάρμακον, ἀφελόντα τὰ διαιτήματα οἷς ἐχρήτο, ἀντὶ μὲν τῶν πυρῶν ἄρτον δίδόναι, ἀντὶ δὲ τῶν ὠμῶν κρεῶν ἐφθιά, πιεῖν τε ἐπὶ τούτοισιν οἶνον. ταῦτα μετὰβαλόντα οὐχ οἶόν τε μὴ οὐχ ὑγιὰ γενέσθαι, ἣν γε μὴ παντάπασις ἢ διεφθαρμένος ὑπὸ χρόνου τε καὶ τῆς διαίτης. τί δὴ φήσομεν; πότερον αὐτῷ ἀπὸ ψυχροῦ κακοπαθέοντι θερμὰ ταῦτα προσενέγκαντες ὠφέλησαν ἢ τάναντία; οἶμαι γὰρ ἔγωγε πολλὴν ἀπορίην ἐρωτηθέντι παρασχέιν <ἂν, εἰ> ὁ τὸν ἄρτον παρασκευάζων τῶν πυρῶν τὸ θερμὸν ἢ τὸ ψυχρὸν ἢ τὸ ξηρὸν ἢ τὸ ὑγρὸν ἀφείλατο; οὗτος γὰρ πυρὶ καὶ 600 ὕδατι δέδεται <καὶ κέκασται?> καὶ πολλοῖσιν ἄλλοισιν ἤρξασται, ὧν ἕκαστον ἰδίην δύναμιν καὶ φύσιν ἔχει, καὶ τὰ μὲν τῶν ὑπαρχόντων ἀποβέβληκεν, ἄλλοισι δὲ κέκορηται τε καὶ μέμικται.

20.<sup>1</sup> Λέγουσι δὲ τινές, ἰητροὶ καὶ σοφισταί, ὥς οὐκ ἔνι 620 [δυνατὸν secl. Reinhold] ἰητρικὴν εἰδέναι ὅστις μὴ οἶδεν ὃ τί ἐστὶν ἄνθρωπος, ἀλλὰ τοῦτο δεῖν <ν> καταμαθεῖν τὸν μέλλοντα ὁρθῶς θεραπεύσειν τοὺς ἀνθρώπους.<sup>2</sup> τείνει δὲ αὐτοῖς ὁ λόγος

<sup>1</sup> Die wichtigsten der in den hier übergangenen Abschnitten mir nötig scheinenden Änderungen sind: § 15 (606 L. = 17, 7 K.): <μ> ἢ διοίσει τι αὐτῷ προσενεγκεῖν κτέ. („Oder sollte es für ihn keinen Unterschied machen usw.?“) § 19 fin. (620 L. = 24, 1 K.): πάντων δὲ ἄριστα δάσκειται ὁ ἄνθρωπος ὅταν παύηται (A.s erste Hand bietet παῦει τε) καὶ ἐν ἡσυχίᾳ ἔη. (Vgl. „Beiträge“ III, 29f. [hier I, 265], wo ich auf die genau zutreffende Parallele hingewiesen habe: καὶ πλεονος δέονται ἀναπαύσιός τε καὶ ἡσυχίης (§ 11 med.).

<sup>2</sup> Ich habe die Stelle bereits in der Apologie der Heilkunst 184<sup>1</sup> = 171<sup>2</sup> behandelt. Wenn ἔνι nur von den geringeren Handschriften

ἐς φιλοσοφίην, καθάπερ Ἐμπεδοκλῆς ἢ ἄλλοι οἱ περὶ φύσιος  
 γεγράφασιν (εἰδέναι φασίν?), ἐξ ἀρχῆς ὃ τί ἐστὶν ἄνθρωπος καὶ  
 ὅπως ἐγένετο πρῶτον καὶ ὁπόθεν συνεπάγη. ἐγὼ δὲ τούτων  
 μὲν ὅσα τιμὴ εἰρηται ἢ σοφιστῇ ἢ ἱητροῦ ἢ γέγραπται περὶ  
 622 φύσιος ἡσσαν νομίζω τῇ ἱητρικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ.  
 νομίζω δὲ περὶ φύσιος γινῶναι τι σαφές οὐδαμῶθεν ἄλλοθεν  
 εἶναι ἢ ἐξ ἱητρικῆς· τοῦτο δὲ οἶόν τε καταμαθεῖν ὅταν αὐτὴν  
 τις τὴν ἱητρικὴν ὁρθῶς πᾶσαν περιλάβῃ. μέχρι δὲ τούτου  
 πολλοῦ μοι δοκεῖ δεῖν· λέγω δὲ τὴν ἱστορίην ταύτην, εἰδέναι  
 ἄνθρωπος τί ἐστὶν καὶ δι' οἷας αἰτίας γίνεται καὶ τᾶλλα  
 ἀκριβέως. ἐπεὶ τοῦτό γέ μοι δοκεῖ ἀναγκαῖον εἶναι ἱητροῦ,  
 περὶ φύσιος εἰδέναι καὶ πάνν σπουδάσαι ὥς εἴσεται, εἴ περ τι  
 μέλλει τῶν δεόντων ποιῆσειν, ὃ τί τέ ἐστὶν ἄνθρωπος πρὸς τὰ  
 ἐσθιόμενά τε καὶ πινόμενα καὶ ὃ τι πρὸς τὰ ἄλλα ἐπιτηδεύματα  
 [καὶ om. A], ὃ τι ἀφ' ἐκάστου ἐκάστῳ συμβήσεται. καὶ μὴ  
 ἀπλῶς οὕτως, πονηρόν ἐστιν βρῶμα τυρός, πόνον γὰρ παρέχει  
 τῷ πληρωθέντι αὐτοῦ, ἀλλὰ τίνα τε πόνον καὶ διὰ τί καὶ τίνι  
 τῶν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ ἐνεόντων ἀνεπιτήδειον. ἐστὶ γὰρ καὶ  
 ἄλλα πολλὰ βρώματα καὶ πόματα πονηρά, ἃ διατίθῃσι τὸν  
 ἄνθρωπον οὐ τὸν αὐτὸν τρόπον. οὕτως οὖν μοι ἔστω οἶον  
 οἶνος ἀκρητος πολλὸς ποθεῖς διατίθῃσι πως τὸν ἄνθρωπον,  
 καὶ πάντες ἂν οἱ εἰδότες τοῦτο γνοίησαν, ὅτι αὕτη δύναμις  
 οἶνου καὶ αὐτὸς (l. οὔτος) αἷτιος· καὶ οἷσί γε τῶν ἐν τῷ  
 ἀνθρώπῳ τοῦτο δύναται μάλιστα, οἶδαμεν. τοιαύτην δὲ βού-  
 624 λομαι ἀληθείην καὶ περὶ τῶν ἄλλων φανῆναι. τυρός γάρ,  
 ἐπειδὴ τούτῳ σημειῶ ἐχρησάμην, οὐ πάντας ἀνθρώπους ὁμοίως  
 λυμαίνεται, ἀλλ' εἰσὶν οἱ τινες αὐτοῦ πληρεῖς οὐδ' ὅτι οὖν  
 βλάπτονται, ἀλλὰ καὶ ἰσχὺν οἷσιν ἂν συμφέρῃ θαυμασίως  
 παρέχεται· εἰσὶ δ' οἱ χαλεπῶς ἀπαλλάσσουσι. διαφέρουσι  
 οὖν τούτων αἱ φύσεις· διαφέρουσι δὲ κατὰ τοῦτο, ὃ περ ἐν  
 τῷ σώματι ἐνεσσι πολέμιον τυροῦ καὶ ὑπὸ τούτου ἐγείρεται  
 τε καὶ κινεῖται· οἷς ὁ τοιοῦτος χυμὸς τυγχάνει πλείων ἐνεῶν

erhalten ist, so ist doch der altertümlichere Ausdruck, wie überdies das  
 Glossem *δυνατόν* lehrt, sicher das Ursprüngliche. Wie leicht ENI zu  
 EIH ward (A bietet *εἴη*), braucht nicht gesagt zu werden. Reinholds  
 von Kühlewein angenommene Umstellung gilt uns als völlig haltlos.  
 Zu dem vorangestellten *ἐξ ἀρχῆς* vgl. § 15 init.



καὶ μᾶλλον ἐνδυναστεύων ἐν τῷ σώματι, τούτους μᾶλλον κακοπαθεῖν εἰκός· εἰ δὲ πάσῃ τῇ ἀνθρωπίνῃ φύσει ἦν κακόν, πάντας ἂν ἐλυμήνατο. ταῦτα δὲ εἰ τις εἰδείῃ, οὐκ ἂν πάσχοι τὰδ(ε).<sup>1</sup>

21. Ἐν τῇσιν ἀνακομιδῇσι τῇσιν ἐκ τῶν νούσων, ἔτι δὲ καὶ ἐν τῇσι νούσοισι τῇσι μακροῇσι, γίνονται πολλαὶ συνταράξεις, αἱ μὲν καὶ ἀπὸ ταυτομάτου αἱ δὲ καὶ ἀπὸ τῶν προσενηχθέντων τῶν τυχόντων. οἶδα δὲ τοὺς πολλοὺς ἰητρούς, ὥσπερ τοὺς ἰδιώτας, ἦν τύχῳσι περὶ τὴν ἡμέρην ταύτην τι κεκαινουργηκότες, ἢ λουσάμενοι ἢ περιπατήσαντες ἢ φαγόντες τι ἑτεροῖον, ταῦτα δὲ πάντα βελτίῳ προσενηνεγμένα ἢ μὴ, οὐδὲν ἦσσαν τὴν αἰτίην τούτων τινὶ ἀνατιθέντας καὶ τὸ μὲν αἴτιον ἀγνοεῦντας, τὸ δὲ συμφορώτατον, ἦν οὕτω τύχῃ, ἀφαιρέοντας. δεῖ δὲ οὐ· ἀλλ' εἰδέναι, τί λουτρὸν ἀκαίρως προσ- 626  
γενόμενον ἐργάσεται ἢ τί κόπος. οὐδέποτε γὰρ ἡ αὐτὴ κακοπάθεια (ἀπὸ) τούτων οὐδετέρου, οὐδὲ γε ἀπὸ πληρώσιος, οὐδ' ἀπὸ βρώματος τοίου ἢ τοίου. ὅστις οὖν ταῦτα μὴ εἴσεται ὥς ἕκαστα ἔχει πρὸς τὸν ἀνθρώπον, οὔτε γινώσκειν τὰ γινόμενα ἀπ' αὐτῶν δυνήσεται οὔτε χρῆσθαι ὀρθῶς.

22. Δεῖν δὲ μοι δοκεῖ καὶ ταῦτα εἰδέναι, ὅσα τῷ ἀνθρώπῳ παθήματα ἀπὸ δυναμίων ἔρχεται καὶ ὅσα ἀπὸ σχημάτων. λέγω δὲ τί τοῦτο; δύναμιν μὲν εἶναι τῶν χυμῶν τὰς ἀκρο(χη)ότητάς τε καὶ ἰσχύν· σχήματα δὲ λέγω ὅσα ἔνεστιν ἐν τῷ ἀνθρώπῳ τὰ μὲν [γὰρ om. A.] κοιλὰ τε καὶ ἐξ εὐρέος ἐς στενὸν συνηγμένα, τὰ δὲ καὶ ἐκπεπταμένα, τὰ δὲ στερεὰ τε καὶ στρογγύλα, τὰ δὲ πλατέα τε καὶ ἐπικρεμάμενα, τὰ δὲ διατεταμένα, τὰ δὲ

<sup>1</sup> Indem ich τὰδε, das die Herausgeber in konstruktionswidriger Weise an die Spitze von § 21 stellen, an πάσχοι anschließe, das ein Objekt erheischt, glaube ich erst eine sinngemäße Verbindung der zwei Abschnitte hergestellt zu haben: Nur wer die spezifische Wirkung äußerer Agenzien kennt, ist davor bewahrt, harmlosen oder selbst nützlichen diätetischen Vorkommnissen die Schuld an einer Verschlimmerung beizumessen, die nicht ihre Wirkung ist. — Ich lasse die obigen Worte stehen, obgleich ich nachträglich sehe, daß Ermerins mir zuvorgekommen war. Hat doch auch er, wie seine übrigens willkürliche Schreibung αἱ δ' ἐν τῇσιν κτέ. zeigt, den Zusammenhang der zwei Abschnitte nicht verstanden. τὰδε bedeutet, wie so oft, „das Folgende“, das dann asyndetisch angereiht wird.



μακρά, τὰ δὲ πυκνά, τὰ δὲ μαλά τε καὶ τεθλητότα, τὰ δὲ σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά. τοῦτο μὲν οὖν ἐλκύσαι ἐφ' ἑαυτὸ καὶ ἐπισπάσασθαι ὑγρότητα ἐκ τοῦ ἄλλου σώματος πότερον τὰ κοιλὰ τε καὶ ἐκπεπταμένα ἢ τὰ στερεὰ τε καὶ στρογγύλα ἢ τὰ κοιλὰ τε καὶ ἐς στενὸν ἐξ εὐρέος συνηγμένα δύναιτ' ἂν μάλιστα; οἶμαι μέντοι, τὰ τοιαῦτα, τὰ ἐς στενὸν συνηγμένα ἐκ κοίλου τε καὶ εὐρέος. καταμανθάνειν δὲ δεῖ ταῦτα ἔξωθεν ἐκ τῶν φανερῶν. τοῦτο μὲν γάρ, τῷ στόματι κεκηνῶς ὑγρὸν οὐδὲν ἀνασπάσεις· προμυλῆνας δὲ καὶ συστειλάς πύσας τε τὰ χεῖλεα καὶ ἐπὶ τε (l. ἐπειτεν Kühlewein) αὐλὸν προσθήμενος ῥηιδίως ἀνασπάσεις ἂν ὅ τι ἐθέλεις. τοῦτο δέ, καὶ σικύαι προσβαλλόμεναι ἐξ εὐρέος ἐς στενότερον συνηγμέναι πρὸς  
628 τοῦτο τετέχνηνται, πρὸς τὸ ἔλκειν ἐκ τῆς σαρκὸς καὶ ἐπισπᾶσθαι, ἄλλα τε πολλὰ τοιοντότροπα. τῶν δὲ ἔσω τοῦ ἀνθρώπου φύσις καὶ σχῆμα τοιοῦτον κύστις τε καὶ κεφαλὴ καὶ ὑστέρα γυναιξίν· καὶ φανερῶς ταῦτα μάλιστα ἔλκει καὶ πλήρεά ἐστιν ἐπάκτου ὑγρότητος αἰεὶ. τὰ δὲ κοῖλα καὶ ἐκπεπταμένα ἐπεσρνεῖσαν μὲν ἂν ὑγρότητα μάλιστα δέξαιτο πάντων, ἐπισπάσασαιτο δ' ἂν οὐχ ὁμοίως. τὰ δὲ γε στερεὰ καὶ στρογγύλα οὐτ' ἂν ἐπισπάσασαιτο οὐτ' ἂν ἐπεσρνεῖσαν δέξαιτο· περιολισθάνοι τε γὰρ ἂν καὶ οὐκ ἔχοι ἔδρην ἐφ' ἧς μένοι. τὰ δὲ σπογγοειδέα τε καὶ ἀραιά, οἷον σπλήν τε καὶ πνεύμων καὶ μαζοί, προσκαθεζόμενα μάλιστα ἀναπίνοι καὶ σκληρυνθεῖν ἂν καὶ αὐξηθεῖν ὑγρότητος προσγενομένης ταῦτα μάλιστα. οὐ γὰρ ἂν  
630 <ἐν σπληνὶ> ὥσπερ ἐν κοιλίῃ ἐνῇ (l. ἐνεῖ) τὸ ὑγρὸν ἔξωθέν τε περιέχει αὐτὴ (l. περιέχει αὐτὸ) [ἡ κοιλίη] καὶ ἐξαλίζοιτ' ἂν καθ' ἑκάστην ἡμέρην.<sup>1</sup> ἀλλ' ὅταν πῆν καὶ δέξηται αὐτὸς ἐς ἑαυτὸν τὸ ὑγρὸν, τὰ κενὰ καὶ ἀραιὰ ἐπληρώθη καὶ τὰ σμικρὰ πάντη, καὶ ἀντὶ μαλθακοῦ σκληρὸς τε καὶ πυκνὸς ἐγένετο καὶ οὐτ' ἐκπέσσει οὐτ' ἀφίησιν· ταῦτα δὲ πάσχει διὰ τὴν φύσιν τοῦ σχήματος. ὅσα δὲ φῦσάν τε καὶ ἀνειλήματα ἀπεργάζονται ἐν τῷ σώματι, προσήκει ἐν μὲν τοῖσι κοίλοισί τε καὶ εὐρυχωροῖσιν, οἷον κοιλίῃ τε καὶ θώρακι, ψόφον τε καὶ πάταγον ἐμποίειν. ὅ τι γὰρ ἂν μὴ ἀποπληρωθῇ οὕτως ὥστε στήναι,

<sup>1</sup> Ich habe die von Litré begonnene Herstellung des schwer vererbten Satzes einen Schritt weitergeführt „Beiträge“ IV, 15 [hier I, 291].

ἀλλ' ἔχη μεταβολάς τε καὶ κινήσιας, ἀνάγκη ὑπ' αὐτέων νόφον καὶ καταφανέας κινήσιας γίνεσθαι. ὅσα δὲ σαρκώδεά τε καὶ μαλθακά, ἐν τοῖσι τοιοῦτοισι νάρκη τε καὶ πληρώματα (l. πληρώματα) οἷα ἐν τῇσιν ἀποσφαγῇσιν γίνεται.<sup>1</sup> ὅταν δ' ἐγκυρήσῃ πλατεῖ τι (l. τινὲ Kühlewein) ἀντικειμένῳ καὶ πρὸς αὐτὸ ἀντιπαίῃ καὶ φύσει τοῦτο τύχῃ ἐὼν μήτε ἰσχυρόν, ὥστε δύνασθαι ἀνέχεσθαι τὴν βίην καὶ μηδὲν κακὸν παθεῖν, μήτε μαλθακὸν τε καὶ ἀραιὸν, ὥστ' ἐκδέξασθαι τε καὶ ὑπεῖξαι, ἀπαλὸν δὲ καὶ τεθιγλὸς καὶ ἔναιμον καὶ πυκνόν, οἷον ἥπαρ, διὰ μὲν τὴν πυκνότητα καὶ πλατύτητα ἀνθέστηκέ τε καὶ οὐχ ὑπείκει· φῦσα δ' ἐπιχειομένη (l. ἐπισχομένη Reinhold) αὖξεται τε καὶ ἰσχυροτέρα γίνεται καὶ ὁρμῇ μάλιστα πρὸς τὸ ἀντιπαῖον. διὰ δὲ τὴν ἀπαλότητα καὶ τὴν ἐναιμότητα οὐ δύναται ἄνευ πόνων εἶναι, καὶ διὰ ταύτας τὰς προφάσιας ὁδύναται τε ὀξύταται καὶ πυκνότεραι πρὸς τοῦτο τὸ χωρίον γίνονται, ἐμπυήματά τε καὶ φύματα πλεῖστα· γίνεται δὲ καὶ ὑπὸ φρένας 634 ἰσχυρῶς, ἥσσον δὲ πολλόν. διάτασις μὲν γὰρ φρενῶν πλατεῖη καὶ ἀντικειμένη, φύσις δὲ νευρωδεστέρα τε καὶ ἰσχυροτέρα, διὸ ἥσσον ἐπώδυνά ἐστιν. γίνεται δὲ καὶ περὶ ταῦτα πόνοι καὶ φύματα (φύματα καὶ πόνοι?).

23. Πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα καὶ ἔσω καὶ ἔξω τοῦ σώματος εἶδεα σχημάτων, ἃ μεγάλα ἀλλήλων διαφέρει πρὸς τὰ παθήματα καὶ νοσέοντι καὶ ὑγιαίνουντι, οἷον κεφαλαὶ σμικραὶ ἢ μεγάλαι, τράχηλοι λεπτοὶ ἢ παχείες, μακροὶ ἢ βραχεῖς, κοιλίαι μακροὶ ἢ στρογγύλαι, θώρηκος καὶ πλευρέων πλατύτητες ἢ

<sup>1</sup> Über diese Stelle hat sich eine Flut von Konjekturen ergossen. A.s ἀποσφαγίσι (natürlich, wie schon Mercuriale sah, = ἀποσφαγῇσι) bedarf keiner Änderung. Das der Karotis beim Durchschneiden der Kehle massenhaft entströmende Blut raubt dem Gehirn seine Funktionsfähigkeit, noch ehe der Tod eintritt. Die Alten führten solche Betäubung und Lähmung auf das Eindringen der Luft und die dadurch bedingte Erkaltung des Innern zurück. Siehe Littré I, 632. Vgl. auch Aristoteles (Probl. 954a, 23) in betreff der ἀποπληξία und νάρκαι, die durch das Übermaß kalter schwarzer Galle erzeugt werden. Man denke überdies an die Etymologie von καρωίς (von καρῶω, betäuben). Das von mir vermutete πληρώματα schließt sich wenigstens an νάρκη passend an. Es können darunter Lähmungen ebensowohl als Sinnesstörungen jeder Art verstanden werden.

στενότητες, ἄλλα μυρία, ἃ δεῖ πάντα εἰδέναι ἢ διαφέρει, ὅπως τὰ αἷτια ἐκάστων εἰδῶς φυλάσσεται.

24. Περὶ δὲ δυναμίων χυμῶν αὐτῶν τε ἕκαστος ὅ τι δύναται ποιεῖν τὸν ἄνθρωπον [ἐσκέφθαι] καὶ πρότερον εἴρηται· <χρὴ δὲ> καὶ τὴν συγγένειαν <ἐσκέφθαι> ὥς ἔχουσι πρὸς ἀλλήλους.<sup>1</sup> λέγω δὲ τὸ τοιοῦτον· εἰ γλυκὺς χυμὸς ἐὼν μεταβάλλοι εἰς ἄλλο εἶδος, μὴ ἀπὸ συγκροήσιος, ἀλλ' αὐτὸς ἐξιστάμενος, ποῖός τις ἂν πρῶτος γένοιτο, πικρὸς ἢ ἀλμυρὸς ἢ στρυφνὸς ἢ ὀξύς; οἶμαι μὲν, ὀξύς. ὁ ἄρα ὀξύς χυμὸς ἀνεπιτηδεῖος  
 636 προσφέρων (προσφέρειν Kühlewein) ἂν τῶν λοιπῶν εἴη μάλιστα, εἴ περ ὁ γλυκὺς γε πάντων ἐπιτηδειότατος. οὕτως εἴ τις δύναιτο ζητῶν ἔξωθεν ἐπιτυγχάνειν, καὶ δύναιτο ἂν πάντων ἐκλέγεσθαι αἰεὶ τὸ βέλτιστον· βέλτιστον δὲ ἐστὶ τὸ προσωτάτω τοῦ ἀνεπιτηδείου ἀπέχον.

<sup>1</sup> Die von Littré begonnene Herstellung habe ich durch die Umstellung von ἐσκέφθαι und durch die Einschaltung der zwei Wörtchen χρὴ δὲ abzuschließen versucht „Beiträge“ IV, 15 [jetzt hier I, 291].

Anhang.

Kleine Anzeigen.





## Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk von der Burg und W. Heinzel).<sup>1</sup>

Herausg. von Ludwig und Richard Heinzel. Wien, Tempsky und  
Leipzig, Freytag, 1887. 133 S. 8°.

„Ich Überglücklicher! Emilie liebt mich und wird mein werden! . . . Unser ganzes Leben wird nur ein herrlicher vierstimmiger Hymnus sein.“ So beginnt, einem Romane gleich, der (von den Herausg. schön eingeleitete) Briefwechsel, der uns in die Unterrichts- gleichwie in die politischen und sozialen Zustände Altösterreichs lehrreiche Einblicke gewährt, vor allem aber in das Leben und Streben zweier begabter und gediegener Männer, von denen der eine, Enk von der Burg, in angesehener und einflußreicher Stellung (als Landeschulinspektor) gestorben ist und auch als Übersetzer Dantes, Epiktes usw. ein geachtetes Andenken hinterlassen hat, während der andere und ungleich bedeutender Angelegte in rastloser Arbeit seine Kräfte aufgezehrt hat, ehe sein Name über die engsten Kreise hinauszudringen vermochte. Wenceslaus Heinzel kam 1799 als Sohn des Schullehrers von Raab in Oberösterreich zur Welt und starb kaum vierzigjährig als Präfekt des Gymnasiums zu Görz, wohin er ein Jahr vor seinem Tode versetzt war, nachdem er von 1825—1838 in wechselnden Stellungen am Gymnasium zu Capo d'Istria gewirkt hatte. Wie nun dieser Mann, der reichhaltige und

---

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 1, Sp. 6ff. Um zwei zusammengehörige Stücke aneinander zu rücken und zugleich mit einem Gegenstand von allgemeinerem Interesse zu beginnen, bin ich in Ansehung der drei ersten Nummern von der streng chronologischen Ordnung abgewichen.

vielseitige Kenntnisse mit ebenso feinem als sicherem Urteil und die wichtigste Willenskraft mit nie erlahmendem idealem Schwunge verband, in jenem weltentrückten Erdenwinkel mit der Enge der Verhältnisse, mit dem Unverstand hoher Behörden und mit der Gebrechlichkeit des eigenen Körpers rang und schließlich dem ungleichen Kampfe erlegen ist, — davon geben uns die vergilbten Blätter dieses Briefwechsels, der das Jahrzehnt von 1828—1838 umfaßt, eine zugleich ergreifende und wahrhaft erhebende Kunde. Wie überrascht es, in der Stickluft des francisceischen Österreich einem so knorrigen und eigenartigen Charakter, einer so wahrhaft unerschöpflichen Arbeitsfreude und so durchaus originellem Denken zu begegnen, wie sie z. B. aus den folgenden Äußerungen zu uns sprechen (S. 47): „In meinem Hause da bin ich der Herr. Ich erziehe meine Kinder so: Vom Menschen steigen wir hinab bis zum Stein, d. h. wir betrachten den Menschen in seinen Metamorphosen (Einfluß Okenscher Gedanken, vgl. S. 21): dann entsteht uns die Geographie, und unser Ziel ist wieder der Mensch; so wird uns Geschichte und Sprache. Österreich ist der Mittelpunkt vom Boden unseres Gotteshauses. Die Mineralogie werde ich wahrscheinlich behandeln nach R. (lies K.) v. Raumer ... (S. 60 wird K. v. Raumers „Versuch eines Abc-Buchs der Krystallkunde“ das „treffliche, das herrliche Werkchen“ genannt) ... Das Schreiben soll zur Kunstübung werden, das Zeichnen begleitet die Naturgeschichte, die Geographie und Geschichte; Musik fehlt nicht; die Gymnastik veredelt sich zum Tanze. Überhaupt zielt meine ganze Erziehung auf Kunst: so empfangen sie Griechenland, und sie wandeln

<sup>7</sup> weiter καλὰ καὶ ὑπὲρ βιβάντες (nach Hymn. in Apoll. Pyth. 24) auf den Höhen sittlicher Kunst.“ Desgleichen S. 20—21 nach bitteren Äußerungen über unerquickliche kollegiale Verhältnisse: „Ich bin nur zu Hause gern, daher auch ziemlich geschwächter Gesundheit, so daß mir das Schreiben dieses Briefes selbst sauer wird. Und doch will ich nicht aufhören, ohne Dir etwas von meiner Familie geschrieben zu haben. Ich habe jetzt vier Kinder (eigentlich ist der

Älteste, von 5 Jahren, angenommen) und erwarte in Bälde das fünfte ... Ich begann mit Geographie und Naturgeschichte, jenes nur auf der Erdkugel und Karten, dieses in Bildern von den Knochen, Muskeln, Nerven, Därmen, Gefäßen usw. ... Zugleich habe ich eine kleine Sammlung von Polypen, Kracken, Muscheln, Schnecken, Krabben, Faltern, Käfern, Steinen usw. Auch für die Geschichte sorgte ich; meine Wahl fiel endlich nach langem Widerstreben auf die hebräische. Da übersetze ich denn mit aller Gewissenhaftigkeit die Bibel aus dem Hebräischen ins Deutsche und erzähle ihnen dann fast in demselben Tone Kapitel für Kapitel ... Dazu kommen, so oft das schöne Wetter und meine Gesundheit es erlauben, gymnastische Übungen im Garten. Sie schließen sich als Praxis an die Muskellehre“ usw.

Wie durch das Studium des Hebräischen, so hat Heinzel seine Sprachkenntnisse durch Erlernung des Sanskrit, des Neugriechischen, der slavischen Sprachen stetig erweitert; französischen, englischen, italienischen Zitaten begegnen wir auf Schritt und Tritt. Die klassischen Sprachen beherrscht er mit Meisterschaft, wie sich denn „unter den griechischen Gedichten“ seines Nachlasses „eines durch freie und geistreiche Nachbildung Aristophanischer Ausdrucksweise“ besonders hervortun soll (Einleitung S. 6). Erstaunlich ist das sichere und eindringende Verständnis, mit welchem er aus der Abgeschlossenheit jenes „qualvollen Ortes“ (S. 127) die Fortschritte deutscher Wissenschaft verfolgt. „In der klassischen Philologie waren F. A. Wolf, Voss, G. Hermann, Niebuhr, Lachmann seine Führer, auch die Anfänge Ritschls wußte er zu würdigen, während er die Schwächen Thierschs wohl erkannte“ (S. 7). Über J. Grimms Hauptwerk lesen wir S. 37 das schöne Wort: „Kein Münster steht in Deutschland und auf der weiten Erde so bewundernswert wie seine deutsche Grammatik“. Aber dies hinderte ihn nicht, um die Worte seines stimmfähigen Sohnes zu gebrauchen, „auch dem Verdienste des von der neuen Schule scheel angesehenen und auch von J. Grimm mißachteten K. F. Beckers gerecht zu werden“ (Einleitung S. 7). Früh

erkennt er die Notwendigkeit, den Ertrag der vergleichenden Sprachforschung der Behandlung der klassischen Sprachen zugute kommen zu lassen, und seinem skeptischen Freunde schreibt er schon 1835 (S. 42): „Wenn Du aber spottend wieder fragst, ob etwa vor Grimm und unserer Bekanntschaft mit dem Sanskrit keine Grammatik möglich war, so antworte ich keck: Nein!“ Und alle seine Kenntnisse und Einsichten weiß er einem großen Zusammenhang einzufügen. Die Sprachwissenschaft gilt ihm als „Physiologie des Geistes“ (S. 59), und „die Naturwissenschaften“ (so urteilt er bereits 1838) „erheben sich in ganzer Macht und breiten sich selbst in den Sprachen aus“ (S. 121). Seine freie Stellung auch gegenüber dem klassischen Altertum mag eine Anführung 8 kennen lehren: „Schrecklich ist mir stets der eitle Geist der Nachahmung ...; mit Wehmut lese ich die Gerusalemme liberata ...; es ist doch so allenthalben noch das Augustische Zeitalter“ (S. 46). Daß er den Weltangelegenheiten nicht gleichgültig gegenübersteht, ist selbstverständlich; allein die glühende Sehnsucht nach einer besseren Zukunft, die mitunter (wie S. 121) beredten Ausdruck findet, ist so wenig wie die gelegentlich hervorbrechend Verzweiflung über die Kümmerlichkeit und Hoffnungslosigkeit seines eigenen Daseins imstande, sein geistiges Gleichgewicht zu stören. „Das Revolutionieren stößt gegen eine“ seiner „vorzüglichsten Überzeugungen“; ihn leitet tiefer Sinn für die Kontinuität des Lebens „der Menschheit“, das ihm „von hoher Bedeutung ist in seiner Gegenwart erzeugenden Vergangenheit sowohl als in seiner Zukunft erzeugenden Gegenwart“ (S. 59). — In seinen letzten Lebensjahren ertönen die wehmutvollen Klagerufe: „Nicht jeder Boden ist für jede Pflanze, so auch nicht jeder Mensch für jedes Land: ich bin hieher gebannt, um für meine Familie zu leben, für mich und die übrige Welt — einer von den Toten“ (p. 66). „Ich bin fast zu einem Nerv geworden und lebe doch in dieser rauen Welt, die derb hereindrückt auf den Leib wie auf das Gemüt. Nun will ich nur mit den Kindern leben, ihnen opfere ich mein wissenschaftliches Leben, alles Große und Heilige

desselben“ — (S. 84, 85). Vgl. S. 94—95 die Klagen über die „glühende, baumlose Gegend“ und über die Unmöglichkeit, sich „eine Badewanne zu schaffen“!

Doch wir müssen schließen und fügen nur noch einige kritische Nachträge bei. Die Abbreviatur P. P. P. S. (S. 68) war aufzulösen in: *Patrum piarum scholarum*; das griechische Zitat auf der nächsten Seite ist = Euenos Frg. I Bergk; die Worte *πραῶς δίδασκε*. ΓΟΡΓ. gehen auf Platons Gorgias 489d: *πραότερόν με προδίδασκε*; sinnstörend ist S. 93, Z. 3 der Lesefehler „zuerst“ statt „zu ernst“; mit „Pr. Scr.“ S. 95, Z. 8 v. u. ist Präsident Serbensky gemeint, wie S. 107, Z. 3 v. u. zeigt; zu „Grafen“ S. 35, Z. 6 war ein *sic* zu setzen, da Graser (S. 32, Anm. 3) gemeint, und der Name von Enk verlesen ist.

---



## Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder.<sup>1</sup>

Vol. I (Bibl. script. Graec. et Rom. edita cur. C. Schenkl). Leipzig, Freytag, 1886. VIII u. 407 S. 8°.

Diese neue Herodotausgabe bietet uns eine übersichtliche und durch die Anwendung gut gewählter Kompendien durchsichtige Darstellung der handschriftlichen Überlieferung; sie bereichert diese durch eine neue Kollation der Wiener Hs. und sie ist bestrebt, die Ergebnisse der jüngsten Herodotforschung dem Texte des Autors zugute kommen zu lassen. Insbesondere Cobets Mitteilungen in der Mnemosyne und 87 van Herwerdens (noch unvollendete) Ausgabe erfahren eine weitgehende Berücksichtigung. Während sich der Herausgeber in dieser Weise um die Auswahl der Lesarten, im großen und ganzen mit Geschick und Einsicht, bemüht zeigt, hat der Leiter des Unternehmens, Carl Schenkl, eine stattliche Zahl von Verbesserungsvorschlägen beige-steuert. Über Einzelheiten läßt sich natürlich in dem einen wie in dem anderen Betrachte mehrfach rechten. So wären wir begierig die Gründe kennen zu lernen, welche zur Verwerfung der nach unserer Überzeugung zweifellos richtigen Reiskeschen Emendation zu III, 97 (*Κόλχοι δὲ τὸ ἐτάξαντο*) geführt haben, oder durch welche der Herausg. II, 16 fin. das überlieferte *οὐ* gegen unsere Anfechtung (Herod. Stud. II, 7—8 [hier 51f. u. 175f.]) verteidigen zu können glaubt, nicht minder wie er I, 31 init. *εἴπας* oder I, 32, 31 *ἄπῃρος δὲ ἐστὶ* zu rechtfertigen gewillt ist. Doch dies und ähnliches zu verhandeln ist dies nicht der geeignete Ort. Bedauerlich ist die Ungenauigkeit in der Wiedergabe der Lesart des Vindobonensis zu III, 6, 4

---

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Literaturzeitung 1887, Nr. 3, Sp. 86f.

(δι' ἔτους ἐκάστου statt δι' ἔτους ἔτεος ἐκάστου), aus welcher ich die Verbesserung δι' ἔτεος [ἔτεος ἐκάστου] gewonnen hatte (a. a. O. II, 45—46 [hier 92ff.]); desgleichen sollte zu I, 27 die Variante des cod. Remiger. und einiger Parisini ἀρᾶσθαι statt ἀρώμενοι jedenfalls erwähnt und wohl auch berücksichtigt werden. Ich schließe mit einigen kleinen Reklamationen. Zu III, 69, 28 wird die Tilgung der Worte τὰ γυνόμενα Herwerden zugeschrieben, während man bei diesem selbst liest: „del. Gomperz“. Andererseits wollte ich keineswegs, wie zu III, 105 fin. mißverständlich angenommen wird, die Form ἀναγίεις, die ich bei Hippokrates herstellte, auch unserem Geschichtschreiber aufdrängen.

. . . . .

## Herodoti Historiae, recens. Alfred Holder.<sup>1</sup>

Vol. II. Editio maior. (Bibl. script. Graec. et Roman. ed. cur. C. Schenkl.)  
Leipzig, Freytag, 1888. 420 S. 8°.

Wir haben dem vor Jahresfrist über den ersten Band dieser Ausgabe (DLZ. 1887, Sp. 86f.) Geäußerten nur wenig hinzuzufügen. Ihre Stärke besteht in der ungemein reichhaltigen Benützung der Herodotlitteratur, vornehmlich ihrer jüngsten Erzeugnisse, ihre Schwäche in dem Mangel eines festen und wohlgegründeten Urteils über die handschriftliche Grundlage des Werkes. In letzterer Rücksicht waren wir allerdings nicht wenig überrascht, an der für den relativen Wert der zwei Handschriftenklassen entscheidenden Stelle, V, 91 fin., die von Eltz beseitigte, von Cobet, Herwerden, Krüger, Tournier-Desrousseaux, uns selbst und manchen Anderen verurteilte Lesart der Klasse *a* wiederhergestellt zu sehen. Bedauerlich ist es, daß die unvollständige Mitteilung handschriftlicher Varianten den Leser nicht immer in den Stand setzt, eine vom Herausg. versäumte Verbesserung nachzuholen. So wäre wohl zu V, 87, 10 die Meldung: V' om. *καὶ* genügend, um als das Ursprüngliche die Schreibung *περίξ τὸν ἄνθρωπον τοῦτον λαβούσας, κεντεύσας* — *εἰρωτᾶν* erkennen zu lassen, gerade wie VIII, 105, 6 zu schreiben ist: *ἐκταμὼν* (mit Reiske) *ἀγινέων ἐπώλεε κτέ.* — Daß den Urhebern von Verbesserungsvorschlägen auch dann, wenn ihre Namen in der Herodotkritik völlig unbekannt sind, keinerlei Hinweis auf Zeit oder Ort der Veröffentlichung beigegeben ist, erscheint uns nicht weniger als dem Beurteiler in der *Revue critique* (1888, Nr. 3)

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 11, Sp. 391 f.

als ein arger Übelstand, der beseitigt sein müßte, ehe man über Prioritätsfragen mit irgend welcher Sicherheit urteilen könnte.

Zu Meinungsverschiedenheiten bietet dieser Band reichlichen Stoff. Wir begnügen uns damit, einige Berichtigungen beizusteuern, die weitläufiger Begründung entraten können. 392 V, 52, 18—19 scheint uns der (zuerst wohl von Kiepert vorgebrachte) Vorschlag, s. Herod. Stud. II, 583 Anm. [hier S. 115]: *δεύτερός τε καὶ τρίτος αὐτός ὀνομαζόμενος* <*Ζάβατος*>, *οὐκ αὐτός ἐὼν ποταμός* aus Gründen paläographischer Leichtigkeit sowohl als des herodoteischen Sprachgebrauchs den Vorzug zu verdienen vor Weißenborns Ersetzung des ersten *αὐτός* durch *Ζάβατος*. V, 69, 6 gilt uns K. F. Hermanns, oder richtiger Abichts (der zuerst damit aufgetreten ist) Änderung von *ΤΟΤΕΠΑΝΤΩΝ* in *τότ' ἐπανιών* als eine emendatio palmaris, der man endlich die gebührende Ehre erweisen sollte. Was soll aber an eben derselben hochwichtigen Stelle die Erwähnung von Madvigs Einfall, *δέκα* δὲ sei zu tilgen, da ja doch die Inschriftenfunde die Richtigkeit von Herodots Angabe über die Kleisthenischen Demen mehr und mehr erhärtet haben. [Dies zu modifizieren nach den Angaben des Aristoteles in der *Ἀθηναίων πολιτεία* cap. 21.] Höchst befremdlich war es mir, zwei meiner Änderungsvorschläge (Tilgung von *αὐτῶν* VI, 15, 3 und Einschaltung von *ἄλλ'* vor *ἄλλη* VIII, 140, 15) auf Cobet übertragen zu sehen, der weder in seinen Herodotea noch — soweit die Indices seiner sämtlichen kritischen Werke mir die Nachprüfung gestatteten — irgend sonstwo diese Änderungen vor oder nach mir empfohlen oder nur berührt hat!! VIII, 62, 3 hat nicht erst Werfer, sondern schon Reiske *μέν* hinzufügen wollen. Ebenso sollte zu VII, 223, 15 gesagt sein, daß bereits Dobree, Adv. S. 40, eine Lücke angenommen hat. Lob verdient es, wenn neben jenem, der einer Konjektur den letzten Schliff gegeben hat, auch ihr eigentlicher Urheber genannt wird. So zu VII, 236, 18: „*ἀκεῦνται* Stein (*ἀκέσονται* Reiske): *ἀνιεύνται*“. Allein ist es nicht völlig irreleitend, wenn wir nunmehr auch zu VII, 143, 13 die Anmerkung lesen: „*εἶπαι*

Gomperz (*εἰπεῖν* Stein): *εἶναι*“? In Wahrheit habe ich *εἶναι* in *εἶπαι* verwandelt, und Stein hat meine Änderung, unter Nennung meines Namens, angenommen, aber die von ihm bevorzugte Form in den Text gesetzt! Schließlich sei noch bemerkt, daß IX, 17, 4—5 sowohl Letronnes als mein Anteil an der Herstellung des Satzes unrichtig angegeben, und dieser selbst verballhornt wird durch eine Fassung (*ἐμῆδιζον γὰρ δὴ καὶ οὗτοι οὐ σφόδρα ἐχόντες*), für welche ich jede Verantwortung ablehnen muß. Rührt VII, 102, 1 die Athetese vom Herausg. her, oder sind die Worte „del. Herwerden“ nur ausgefallen? Schenkl hat auch zu diesem Band eine stattliche Zahl beachtenswerter Besserungsvorschläge beigesteuert.

---



## Otto Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis Theogoniis quaestiones criticae.<sup>1</sup>

Berlin, Nicolai, 1888. 110 S. gr. 8°.

Diese von Diels geförderte Erstlingsarbeit eines vielversprechenden jungen Gelehrten hat eine Reihe oftverhandelter, ebenso wichtiger als schwieriger Fragen ihrer endgültigen Lösung zugeführt. Die sogenannte „rhapsodische Theogonie“, der älteste Bestandteil der uns erhaltenen orphischen Literatur, ist nicht jünger als das sechste vorchristliche Jahrhundert — diese These Lobecks wird herrschenden Ansichten gegenüber wieder zu Ehren gebracht, in Übereinstimmung mit O. Gruppe, dessen wichtiges Buch (Die griech. Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orient. Religionen I, Leipzig 1887) dem Verf. erst nach Abschluß seiner Arbeit bekannt geworden ist. Paul Schusters widerstreitende Behauptungen werden in der eingehendsten und gründlichsten Weise widerlegt, Nachklänge jener Theogonie bei Xenophanes, Pindar, Äschylos, Parmenides, Anaxagoras, Platon und Aristophanes in schlagender und, wie uns dünkt, unwiderleglicher Weise aufgewiesen. — Der zweite Abschnitt handelt über die Theogonie des Epimenides, wobei die Fragmente durch einige, von Diels herrührende, ungemein wahrscheinliche Ergänzungen schwer geschädigter Stellen der Schrift Philodems „über die Frömmigkeit“ eine sehr erwünschte Bereicherung erfahren. Das Fazit dieser Untersuchung ist der Nachweis, daß die aus dem Inhalt der Lehren zu gewinnenden chronologischen Indizien mit dem neuerlich von Löscheke zu gebührender Geltung gebrachten

---

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Litteraturzeitung 1888, Nr. 27, Sp. 974.

Zeugnis Platons (Legg. I, 642d) über die Lebenszeit des kretischen Weisen in vollkommenem Einklang stehen: er lebte und schrieb am Ausgang des 6. Jahrh. — Den Schluß bildet die Sammlung und Erörterung der Bruchstücke des Pherekydischen Werkes, wobei an Diels' grundlegende Entdeckung (Pherekydes ist jünger als Anaximander, s. Archiv f. Gesch. d. Philos. I, 11—15) angeknüpft, und mit besonderem Glück die bedeutsamen Spuren des Einflusses erörtert werden, welchen der Theologe von Syros auf Äschylos geübt hat. [Doch vgl. jetzt gegen Diels' Zeitansatz Griech. Denker I<sup>3</sup>, 427.]

Ich schließe mit zwei Detailbemerkungen. Das Adjektiv *περιωπής* begegnet nicht allein, wie S. 8, Nr. 15 gesagt wird, in den orphischen Argonautica (V. 12), sondern ist auch in einer kürzlich zu Lozno in Bulgarien gefundenen Inschrift mit Sicherheit erkannt worden (Archäolog.-epigr. Mitteil. aus Österreich X, 66, A. 30a). Die vom Verf. S. 25 begonnene Emendation der bedeutsamen Stelle des Athenagoras aber (Supplic. pro Christian. p. 84 Otto) konnte ich zu gedeihlichem Ende führen. Die von Schuster zu Tode interpretierten Worte *προῆλθε δὲ καὶ θεὸς Ἰῆ διὰ σώματος* haben zu lauten: *προῆλθε δὲ καὶ θεὸς τρίτος (ᾱ) ἡδη σώματος* — nachdem nämlich die obere Hälfte des geborstenen Welteis zum Himmel, die untere zur Erde geworden war. [Die Stelle ward seither anders, meines Erachtens in wenig überzeugender Weise, behandelt von Zeller, Philos. d. Griechen I<sup>5</sup>, 92. Lobecks Vorschlag *θεὸς τις διώματος* ist neuerlich von Ed. Schwartz und Hilgenfeld (Berliner philol. Wochenschrift 1892, Nr. 52, 1646) angenommen worden, welch letzterer jedoch in *γῆ* gleich uns *ᾱ*, d. h. *τρίτος*, erkennen will.] Vgl. die a. a. O. angeführten, aber nur teilweise ausgenutzten Worte des Damascius (S. 382 K.): *καὶ τρίτον ἐπὶ τούτοις θεὸν σώματων* —.

## Alois Rzach, Kritische Studien zu den sibyllinischen Orakeln.<sup>1</sup>

(Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien.  
Philos.-histor. Klasse. Bd. XXXVIII, Nr. IV.) Wien, Tempsky in Komm.,  
1890. 134 S. 4°.

### *Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί.* Oracula Sibyllina, recens. Aloisius Rzach.

Leipzig, Freytag, 1891. XXI u. 321 S. gr. 8°.

Die am meisten verachteten Stiefkinder der griechischen Muse, die häufiger gescholtenen als gelesenen Sibyllisten, beginnen allgemach aus dem kalten Schatten der Vernachlässigung hervorzutreten. Zwei verdienstvolle Forscher haben gleichzeitig den auf diesen Literaturzweig bezüglichen Problemen eindringliches Studium gewidmet, indem der eine — Ludwig Mendelssohn im XLIX. Bande des Philologus — dieselben vornehmlich von der sachlich-historischen, der andere, Alois Rzach, von der sprachlich-literarischen Seite aus zu lösen sich bemüht zeigt.

In der Abhandlung Rs. wird eine lange Reihe einzelner Stellen kritisch in, wie wir glauben, überwiegend glücklicher Weise behandelt, die Sprache und Verskunst der Sibyllisten eingehend erforscht (vgl. z. B. S. 18ff. 23f. 34. 44. 113. 127), wobei gelegentlich auch Fragen der Homerischen Textkritik gründlich erörtert werden (so S. 32 und 40);

---

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Literaturzeitung 1891, Nr. 14, Sp. 495ff.  
Gomperz, Hellenika. II.

auch für das Gedicht des Pseudo-Phokylides fällt einiger Gewinn ab (S. 27). Das Fazit der gesamten Untersuchung ist die Erkenntnis, daß die einst vielgelesenen sibyllinischen Orakel an ungemein zahlreichen und tiefgreifenden Verderbnissen leiden, und die sprachliche und metrische Verwilderung derselben in nicht geringem Maße der Überlieferung und nicht den Verfassern selbst zur Last fällt. Es erhellt dies vor allem aus der Vergleichung der uns indirekt (durch Zitate der Kirchenväter, namentlich des Lactantius) bekannten Partien, aus der überraschenden Bekräftigung, welche der Autorität der besten direkten Zeugen — der Glieder der ersten Handschriftenklasse (Ω) — aus eben diesen Anführungen erwächst, aus der Vergleichung der zahlreichen Parallelstellen, welche uns einmal in besserer, einmal in schlechterer Überlieferung vor Augen liegen, aus den nahezu unglaublichen Differenzen der handschriftlichen Zeugen und der großen Menge von Korruptelen, welche die

<sup>496</sup> Hand nachbessernder und die Schäden verkleisternder halbgelehrter Leser deutlich erkennen lassen. Unter diesen Umständen und in Anbetracht der Tatsache, daß uns nur etwa die Hälfte der Sammlung durch Vertreter der vorzüglichsten Handschriftenklasse erhalten ist, eröffnet sich der Konjekturekritik ein weiter Spielraum. Um den aus dieser Sachlage sich ergebenden Forderungen vollauf zu genügen, tat — von dem allezeit erforderlichen kritischen Scharfsinn abgesehen — zweierlei not: innigste Vertrautheit einerseits mit den dichterischen Vorbildern der Sibyllisten, d. h. vornehmlich mit Homer, Hesiod, den Orphikern und den antiken Orakeln, andererseits mit den hauptsächlichsten stofflichen Quellen, den verschiedenen Bestandteilen der alt- und neutestamentlichen Literatur. In dem einen wie in dem andern Betracht hat der unermüdliche Sammelfleiß des Herausgebers wohl den denkbar höchsten Anforderungen Genüge getan. Das Ergebnis seiner kritischen Arbeit (zu welcher außer V. Klouček in Prag auch v. Hartel Erhebliches beigesteuert hat) ist eine Textgestalt der Sibyllinen, die von derjenigen bei Friedlieb und Alexandre wesentlich

abweicht und der ursprünglichen Form dieser religiös-moralischen Dichtungen ohne Zweifel beträchtlich näher kommt.

Über einzelnes läßt sich natürlich rechten. Den Vorwurf glättender Nivellierung, der Herrn R. schwerlich erspart bleiben wird, halten wir zwar im wesentlichen für unbegründet, doch leiht ihm die Behandlung der einen oder der anderen Stelle eine gewisse Scheinbarkeit. Wenn die barbarische Form *περιπτήσασα* I, 245 sich nicht in gelinderer Weise beseitigen läßt, so wird man wohl besser tun, sie nicht anzutasten. [Hierzu eine briefliche Mitteilung August

Naucks,  $\frac{22. \text{Okt.}}{3. \text{Nov.}}$  1891: „Für das von Ihnen mit Recht

in Schutz genommene *περιπτήσασα* Or. Sib. I, 245 findet sich die entsprechende Form *πτήσαντος* in Ignatii Diaconi Tetrast. 29, 4 p. 23 (Ausgabe von C. Fr. Müller, Kiel 1886)“.] I, 201 genügt uns die minder gewaltsame Herstellung des Anonymus Londinensis, und berechtigt uns der Umstand, daß die Kürzung der ersten und die Längung der zweiten Silbe in *Nōs*, die, wie der Herausgeber nicht leugnet, auch anderwärts wohl bezeugt sind, hier vereinigt vorkommen, wohl schwerlich zu einem so starken Eingriff in die Überlieferung. Die Form *πετεηνός*, welche III, 224 aus dem Dissens der Hss. trefflich gewonnen wird, mußte wohl nicht auch III, 677, wo Alexandres schonendere Restitution ausreicht, und ebenso wenig I, 95 eingeführt, oder VII, 79 *πετεινός* als verdächtig bezeichnet werden. In dem Vers I, 193 *πλεύσει γῆ, πλεουσουσιν ὄρη, πλεύσει δὲ καὶ αἰθήρ* das einstimmig überlieferte *πλεύσουσιν* anzufechten, scheint trotz der Variante in VII, 9 kein Grund vorhanden. Die grammatische Inkonzinnität ist Dichtern aller Epochen geläufig, und der Nachdruck der Rede gewinnt nur durch das Asyndeton und die dreimalige Wiederkehr derselben Verbalform. II, 320 und VIII, 210 scheint uns (anders als Rzach Abh. S. 22) die Neubildung *ἐκπρομεριζομένη* bedenklicher als die Annahme, daß *διαμεριζομένη*, welches an erster Stelle in der einen Handschriftenklasse unverhüllt, an zweiter in beiden Klassen in leichter Verhüllung auftritt, das Ursprüngliche und nach Analogie des



Homerischen διὰ μὲν ἀσπίδος ἦλθε zu messen sei. Zum Schluß ein paar Besserungsvorschläge. III, 700 möchte ich ὃ τί κέν μοι ἐνὶ (statt μόνον ἐν) φρεσὶ θίῃ schreiben. III, 807 empfehle ich: τοῦτο τέλος κόσμοιο (statt des handschriftlichen πολέμοιο) τελεῖ θεὸς οὐρανὸν οἰκῶν (vgl. z. B. III, 826; IV, 184; V, 186; V, 273). Sollte nicht V, 181 φωνὴν φθέγγονται ἀμειδῆ (statt ἀναιδῆ) zu schreiben sein? Vgl. Oppian Cyneg. II, 459 γῆρυν ἀμειδέα. V, 354 kann die  
 497 Konjektur μόσχων τ' αἰγῶν τ' ἐριμύκων kaum richtig sein, da ἐριμύκων kein passendes Beiwort für die μηκάδες αἶγες ist. Ich empfehle: μόσχων τε βοῶν τ' ἐριμύκων.

## Albrecht Dieterich, *De hymnis Orphicis capitula quinque.*<sup>1</sup>

Marburger Habilitationsschrift. Marburg, Elwert, 1891. 57 S. 8°.

In die neuerlich mit frischem Eifer betriebenen orphischen Studien greift die vorliegende Arbeit des auf diesem Forschungsgebiete heimischen Verfassers kräftig ein. Es werden in ihr Brücken geschlagen zwischen bisher völlig unverbundenen Gebieten der Kulturgeschichte. Aus den Konventikeln der alten Orphiker werden wir auf Wegen, welche teils die Pfade voller Evidenz, teils jene hoher Wahrscheinlichkeit sind, in die Bethäuser und Basiliken altchristlicher Zeit geführt. Die ersten zwei Kapitel behandeln prinzipielle Fragen von großem Belang. Die Untersuchung gipfelt in dem Nachweis, daß die orphischen Hymnen älter als gemeiniglich angenommen wird und ganz eigentliche, zum wirklichen Vortrag in den Konventikeln dieser Sekte bestimmte Kultlieder sind. Ihre Reihenfolge ist keine willkürliche, sondern entspricht genau den Lehren der orphischen Theogonie. Die Redaktion dieses Corpus wird örtlich (kaum mit ausreichenden Gründen) Ägypten oder Kleinasien, zeitlich den zwei letzten vorchristlichen Jahrhunderten zugewiesen — eine Bestimmung, die wir als untere, nicht aber als obere Zeitgrenze akzeptieren. Das kurze dritte Kapitel enthält Konjekturen zu einzelnen Stellen der Hymnen; Kap. 4 bietet wertvolle Beiträge zur Erklärung der Goldtäfelchen von Thurioi und Petelia. Wenn Dieterich von

---

<sup>1</sup> Aus der Deutschen Literaturzeitung 1892, Nr. 51, Sp. 1644f. [Die oben besprochene Schrift ist wiederabgedruckt in A. Dieterichs Kleinen Schriften S. 69 ff.]

diesem neuen und hochwertigen Material bemerkt, es seien „*nunc omnia accuratissime administrata apud Kaibelium*“, so wollen wir dieses Lob nicht im mindesten schmälern, aber um der Sache willen doch nicht verschweigen, daß Kaibel vermöge eines läßlichen Versehens einige Trümmer in sein großartiges Inschriftenwerk aufzunehmen verabsäumt hat, in welchen unter anderen (und dies sei dem Verfasser des „Abraxas“ gesagt) der Name des orphischen Gottes Phanes erscheint, als dessen ältester Gewährsmann bisher der Geschichtschreiber Diodor gegolten hat. [Doch ist die Lesung seither wieder zweifelhaft geworden, vgl. Griech. Denker I<sup>2</sup>, 427.] Kap. 5 beschäftigt sich mit der Restituierung verderbter Zauberformeln, — ein Abschnitt, in dem wir nur die herben Äußerungen über Karl Wessely bedauern. Eine

1645 Arbeitskraft, die der gelehrten Forschung in unablässigem, rastlosem Bemühen immer neues, massenhaftes Material zuführt, darf wohl eine freundlichere und achtungsvollere Behandlung auch dort beanspruchen, wo ihre ersten Versuche den Nachfolgern noch manches zu tun übrig lassen. Der Epilog weist die Fäden auf, welche den orphischen Kult mit dem der Gnostiker und mittelbar mit jenem der katholischen Kirche verknüpfen.

### Nachträge.

I, 96 Sophocles frgm. 153<sup>2</sup> möchte ich statt οὐτ' ἀποσπᾶσθαι jetzt vorziehen οὐτ' ἀποστατεῖν.

Zu II, 194 (n. 874, 8 Kaibel) bemerkt A. Wilhelm, daß W. Kolbe in dem im Druck befindlichen Band V der Inscriptiones Graecae Nr. 599 die Schlußworte θάκον ἐς ἀθανάτων wahrscheinlich richtig schreibt.

II, 220, Z. 15 v. u. empfiehlt es sich, ἐξειομένου zu ἐξει<ου>ομένου zu verbessern.

Zu II, 313 ff. Die gleichzeitig mit meinem Aufsatz erschienene neue, von H. Hobein besorgte Ausgabe des Maximus (Leipzig, Teubner, 1910) ist mir erst jetzt bekannt geworden. Ich entnehme ihr das Folgende:

S. 318, Z. 17 v. u. war Reiske vor Dübner zu nennen.

Zu S. 321, Z. 12 merke ich an, daß τούτοις von Markland getilgt ward, also doch schon „angefochten“ worden ist. Ebendasselbst Z. 15 v. u. erweist sich mein Vorschlag, ἄωρος zu lesen, als nicht völlig neu; er war schon von Heinsius vorweggenommen.

Zu 322, Z. 4 v. u. ist zu bemerken, daß die von mir vorgenommene Einschaltung von <ἐπὶ τὰ μέρη> bereits bei Markland als Alternativvorschlag erscheint.

## Berichtigungen.

### Zu Band I.

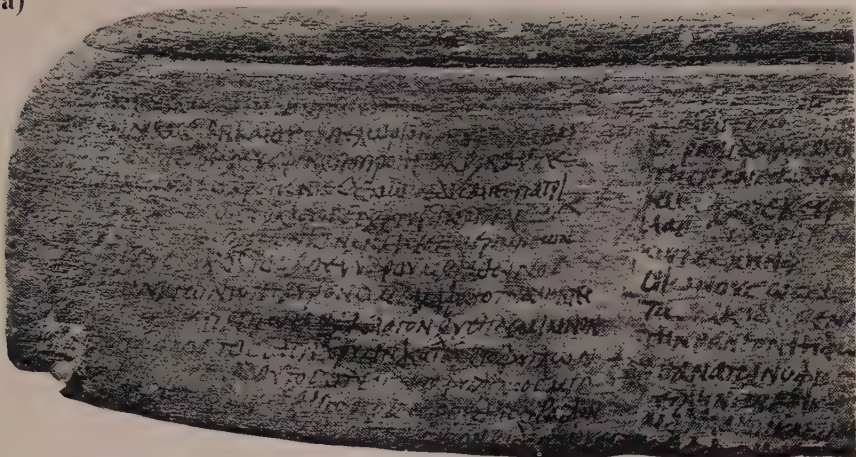
- S. 89, Z. 5 v. u. statt „Thimotheos“ lies „Timotheos“  
S. 90, Z. 17 statt „gälte“ lies „gelte“  
S. 91, Z. 2 statt „Iliupeisis“ lies „Iliupersis“  
S. 103, Z. 2 statt „dagegen“ lies „daneben“  
S. 106, Z. 5 v. u. statt „κλῆθρον“ lies „κλῆθρον“  
S. 123, Mitte statt „τὰ δαμόνων“ lies „τὸ δραστήον“  
S. 208, Z. 16 v. u. statt „ὑγούμεθα“ lies „ἡγούμεθα“  
S. 255, Z. 4 statt „νομφικούς“ lies „νμφικούς“  
S. 274, Z. 11 statt „*le première*“ lies „*la première*“

### Zu Band II.

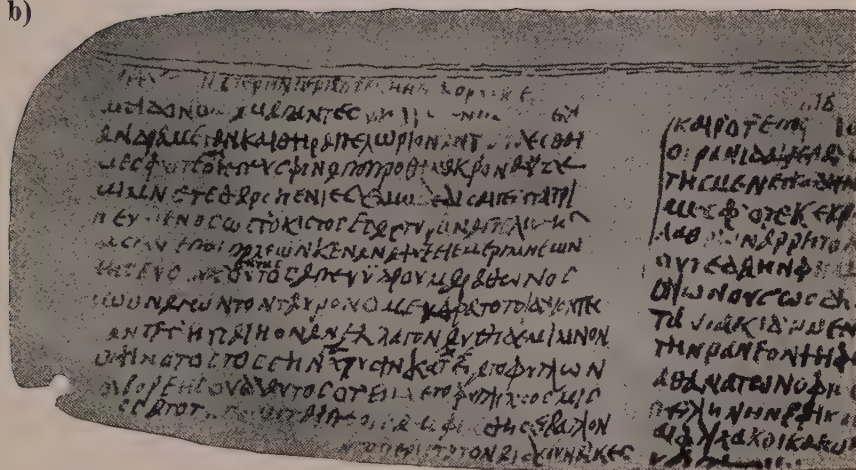
- S. 223, Z. 5 v. u. statt „fragm. mor. 6 bei — Mullach“ lies „fragm.  
mor. 6 — bei Mullach“

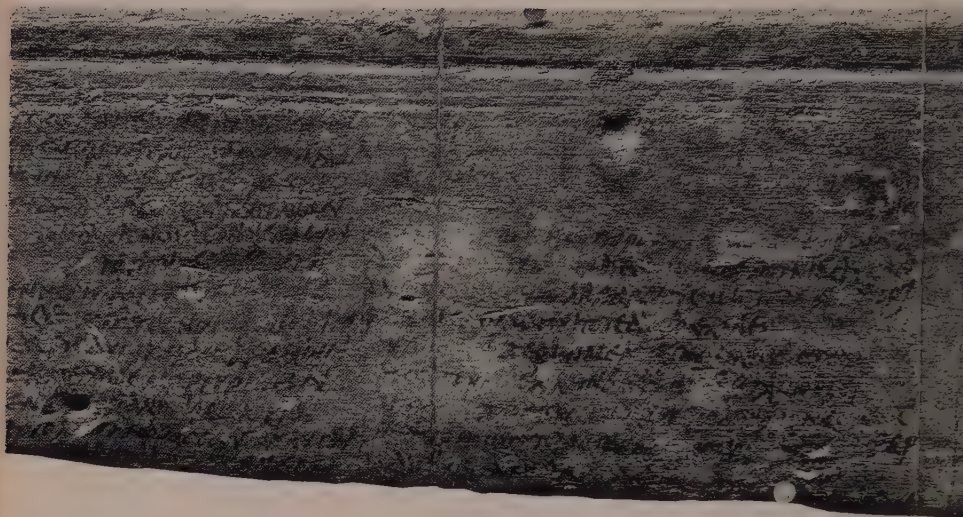


a)

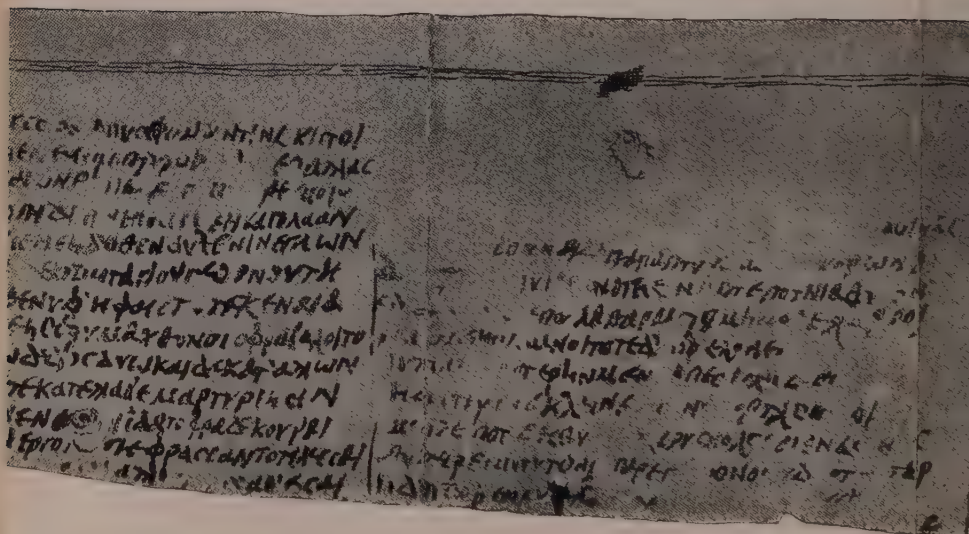


b)





Wiedergabe der Originalholztäfel. ( $\frac{2}{3}$  der Originalgröße.)



Wiedergabe des Faksimiles.

Holztäfel mit Versen aus der „Hekale“ des Kallimachos.

$\frac{2}{3}$  der Originalgröße.

(Aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer.)







# HELLENIKA

Eine Auswahl  
philologischer und philosophiegeschichtlicher  
kleiner Schriften

Von

THEODOR GOMPERZ

Zweiter Band

Mit einer Tafel



LEIPZIG  
VERLAG VON VEIT & COMP.

1912





## Griechische Denker.

Eine Geschichte der antiken Philosophie.

Von

**Theodor Gomperz.**

Drei Bände. Lex. 8. Geh. 33 *M.*, geb. in Halbfranz 40 *M.* 50 *Pf.*

1. Band: Die Anfänge. Von der Metaphysik zur positiven Wissenschaft. Das Zeitalter der Aufklärung. 3. Aufl. 1911. Geh. 10 *M.*, geb. 12 *M.* 50 *Pf.*
2. Band: Sokrates und die Sokratiker. Platon. 2. Aufl. 1903. Geh. 13 *M.*, geb. 15 *M.* 50 *Pf.*
3. Band: Aristoteles und seine Nachfolger. 1. u. 2. Aufl. 1909. Geh. 10 *M.*, geb. 12 *M.* 50 *Pf.*

Das Werk von Gomperz hat sich in der philosophischen und philologischen Welt schon so eingebürgert und seine Vorzüge sind so allgemein bekannt, daß jedes Wort zu seiner Empfehlung überflüssig ist: Vorzüge, die besonders in der Verbindung scharfer Erfassung aller einzelnen Gedanken mit einer universalen Übersicht über die Entwicklung der Philosophie alter und neuer Zeit sowie in dem klaren und selbständigen Urteil über die verschiedenen Richtungen des menschlichen Denkens bestehen.

*Wochenschrift für klassische Philologie.* 28. Jhg., 1911. Nr. 38.

Der Vorzug von Th. Gomperz „Griechischen Denkern“ (1909 mit dem III. Band abgeschlossen) scheint mir in der Universalität der Beziehungen zu liegen, mit denen der Stoff beleuchtet und eigentlich durchlebt wird. Der Philologe, der Polyhistor, der Kulturhistoriker, der philosophische Kritiker und der schöngestigste Schriftsteller haben mitgearbeitet, und die griechische Philosophie wird so nicht nur dargestellt, sondern in lebendigen Kontakt gebracht mit ihrem Text, mit allen Wissenschaften, namentlich Naturwissenschaften, mit anderen Zeiten und Völkern, mit moderner Philosophie und mit dem Bildungsinteresse eines modernen Publikums.

„Logos“ Bd. I. 1910. Heft 1.

---

## Die Apologie der Heilkunst.

Eine griechische Sophistenrede des fünften vorchristlichen Jahrhunderts.

Bearbeitet, übersetzt, erläutert und eingeleitet

von

**Theodor Gomperz.**

Zweite, durchgesehene Auflage.

Lex. 8. 1910. geh. 8 *M.* 50 *Pf.*

---

## Aristoteles' Poetik

übersetzt und eingeleitet

von

**Theodor Gomperz.**

Mit einer Abhandlung:

Wahrheit und Irrtum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles  
von Alfred Freiherrn von Berger.

8. 1897. geh. 3 *M.*

# Aristoteles' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes

von

Professor Dr. Franz Brentano.

gr. 8. 1911. geh. 6 M.

Der als verdienstvoller Aristoteles-Forscher bekannte gelehrte und geistreiche Verfasser hat in der vorliegenden Abhandlung eine von vielen schlechterdings für unlösbar gehaltene Frage, die zu den wichtigsten Fragen der aristotelischen Theologie und Psychologie gehört, zu sicherer einhellig anerkannter Entscheidung gebracht.

Alles, was vom gegnerischen Standpunkt dagegen geltend gemacht werden konnte, war in einer Gegenschrift Eduard Zellers enthalten, dessen Einwände sämtlich der Reihe nach als unhaltbar erwiesen wurden.

Diese Publikation wird das größte Interesse erregen und nicht nur die aufmerksamste Beachtung aller für die Erforschung der Geschichte der Philosophie, sondern auch der für die Geschichte der Entwicklung der christlichen Lehre interessierten Kreise finden.

---

## Hilfswörterbuch zum Aristophanes

von

Dr. Julius Hirschberg, Geh. Med.-Rat u. Prof. a. d. Univ. Berlin.

Erster Teil.

Die Acharner. Die Ritter. Die Wolken. Die Wespen. Der Frieden.

8. 1898. geh. 3 M.

---

## Griechische Paläographie

von

Professor Dr. V. Gardthausen.

I. Band:

Das Buchwesen im Altertum und im byzantinischen Mittelalter.

Mit 38 Figuren. Zweite Auflage.

Lex. 8. 1911. geh. 8 M.

Die erste Auflage des Buches ist vor mehr als dreißig Jahren im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen. Seitdem hat die Wissenschaft niemals stille gestanden; ganze Gebiete wurden neu erobert und die alten ausgebaut oder doch erweitert. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, hat der Verfasser auch alle wichtigen Erscheinungen der umfangreichen und weit verstreuten neueren Literatur der letzten dreißig Jahre berücksichtigt. Außerdem unterscheidet sich die neue von der alten Auflage durch Hinzufügung von Illustrationen, durch welche die Anschaulichkeit sehr gewonnen hat und weitläufige Beschreibungen vermieden werden konnten.

Der vorliegende erste Band behandelt das Buchwesen und hat, da auf diesem Gebiete zwischen der griechischen und lateinischen Paläographie eine Trennung nicht durchzuführen ist, zum großen Teil auch für die Paläographie im allgemeinen, d. h. auch für die orientalische, lateinische usw. Gültigkeit. Der zweite Band „Schrift und Schreiber“ befindet sich unter der Presse.





